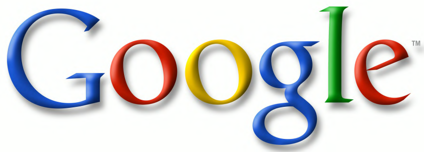



TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

1322. –

E. Cammler

Göthe's Faust

und

Schiller's Wilhelm Tell

nach

ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung

und

wechselseitigen Ergänzung

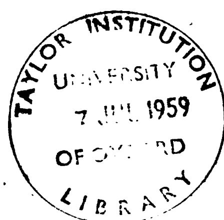
von

J. G. Rönnefahrt.

Leipzig,

Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.

1855.



Vorwort.

In welchem Betracht Göthe's Faust und Schiller's Wilhelm Tell Gegenstand der Besprechung in dem vorliegenden Buche werden sollen, das kündigt der Titel bestimmt genug an. Er bezeichnet zugleich die Grenze, innerhalb welcher sich das Buch an die Schriften derjenigen Männer anzulehnen sucht, welche für die ästhetische und literaturhistorische Auffassung der genannten Gedichte gewirkt haben. Durch die Betrachtung der welthistorischen Bedeutung unserer Dichterwerke wird die Poesie in thatsächliche Beziehung zum lebendigen Leben gerückt und der Kreis ihres Einwirkens auf Menschenbildung erweitert, so daß sie, aus dem absondernden Gebiete des reinen Kunst- und Formwesens hervorgezogen, mit der Gewalt der sie erfüllenden Innerlichkeit an das Menschenherz dringt. Die Poesie wird so als ein vollberechtigtes Mitglied der Gewalten erkannt, welche, selbst aus dem Lebensganzen entsprungen, für die Gestaltung und Weiterbildung desselben von Gott uranfänglich bestimmt sind. Sie wird eine in's Ganze hineinwirkende Macht, wie sie es bei den Griechen der Vorzeit war, und gewinnt innigere Theilnahme auch in den Menschenkreisen, denen die Kunst als solche fern bleibt, in denen aber der Trieb rege ist, in die Tiefen des Lebens einen Blick zu thun und für den Bau der Ewigkeiten hülfreiche Hand zu bieten. Es ist dann nicht der Dichter als Kunstverständiger, es ist vielmehr die Weltgeschichte, der Geist des Gesammtlebens der Menschheit, was aus dem Gedichte zum Menschen redet; es ist Gottes Stimme, die durch des Dichters Mund Mahnung und Weihsagung ergehen läßt, den Willen des Menschen zur Selbsterkenntniß und zum Mitwirken an der Veredlung des Daseins richtet und stärkt. Solche Betrachtung macht es aber nothwendig, die Dichterwerke so gelten zu lassen, wie dieselben in ihrem vollendeten, abgeschlossenen Bestande als objective Thatsachen der Geschichte vorhanden sind, während ihre aus dem subjectiven Wollen und Streben des Dichters abzuleitende künstlerische Entstehung und Ausprägung auf sich beruhen bleibt. Durch die Bewahrung vor jeglicher subjectiven Stellung wird es dann auch dem Erklärer möglich, den wesentlichen Gehalt und einigenden Grundgedanken der Werke aus diesen Werken selbst herauszufinden und dieselben in

ihrer objectiven Wahrheit aufzuweisen. Die richtige Würdigung des thatsächlichen Gehalts hilft überdies zu gesicherer Entscheidung über die Höhe der Kunstform, in welcher derselbe uns freundlich anmuthet und in Bewegung setzt, so daß im Schönen das Wahre an den Tag kommt und zu wirkensfähiger Tüchtigkeit kräftigt. — Unsre Betrachtung nimmt folgenden Gang:

I.

Göthe's Faust.

Einleitung.

Ueber den geschichtlichen Gehalt der Fausttragödie.

Das Urbild zu dem Helden der Götheschen Fausttragödie bietet jener Dr. Johann Faust, welcher, zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung in Deutschland als Schwarzkünstler und Teufelsbeschwörer verrufen, nachmals ein Gegenstand der Volkssage geworden ist. Dr. Faust ist eine geschichtliche Person. In einem Verzeichnisse der Aebte des Klosters zu Maulbronn liest man bei dem Namen des Abtes Johann Entenfuß, welcher von 1512 bis 1525 dem Kloster vorstand, die Bemerkung, daß er im Jahre 1516 seinen Landsmann und Jugendfreund, den Dr. Faust, eine Zeit lang bei sich aufgenommen habe. Der Abt war aus Unteröwisheim gebürtig, welches nur einige Wegstunden von Knittlingen, dem Geburtsorte des Faust, entfernt liegt. In dem Kloster zu Maulbronn aber wird noch jetzt ein Laboratorium unter dem Namen der Faustküche gezeigt, während der östliche Eckthurm des Klosterzwingers der Faustthurm heißt. — Laut einer Mittheilung des Johann Mennel (Manlius) aus Ansbach hat auch Melanchthon von dem Dr. Faust gewußt und über denselben Folgendes erzählt: „Ich habe Einen Namens Faust aus Kundling (so schreibt Mennel statt Knittlingen), einem Orte nahe bei meiner Heimath (Bretten), gekannt. Als dieser zu Krakau studirte, hatte er die Magie erlernt, wie sie dort früher getrieben wurde, da man öffentliche Vorlesungen über diese Kunst hielt. Später schweifte er an vielen Orten umher und sprach von geheimen Dingen ..... Dieser Faust entwischte aus unserer Stadt Wittenberg, als der vortreffliche Fürst Johann den Befehl gegeben hatte, ihn gefangen zu nehmen." ..... Der letzteren Aeußerung Melanchthons gemäß muß also Faust vor dem Jahre 1532 in Wittenberg sich aufgehalten haben; denn in diesem Jahre starb der Churfürst. — Aus der Zeit zwischen 1540 und 1550 findet sich noch in den „Tischreden" des protestantischen Theologen Johann Gast eine Erzählung folgenden Inhalts: „Als ich zu Basel im großen Collegium mit Faust zusammen speisete, gab dieser dem Koche Vögel verschiedener Art, deren ich in unserer Gegend keine gesehen habe. Auch hatte er einen Hund und ein Pferd bei sich, die nach meiner Meinung Teufel wären, da sie Alles verrichten konnten." —

Es genügt an diesen geschichtlichen Zeugnissen, um für die Würdigung des Dr. Johann Faust folgende Ergebnisse zu gewinnen.

Der Grund und Boden, auf welchem Faust sich vorzugsweise bewegt, ist das deutsche Reich. In der Heimath Reuchlins und Melanchthons ist er geboren und dort aufgewachsen in freundschaftlichem Umgange mit Männern, die später höhere Klosterwürden bekleideten. In Krakau studirt er außer den damals gangbaren Gegenständen der Gelehrsamkeit auch die Magie, diese nach der Ansicht der Zeit so gefährliche und verhängnißvolle Kunst, findet sich dann in Ausübung dieser Kunst in Wittenberg, in Nürnberg, Basel und andern namhaften Städten, weit umher schweifend.

Die Zeit seines Thuns und Treibens ist der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, eine Zeit, da aus dem römisch-katholischen Kirchenthum ein neues (protestantisches) Kirchenthum entsproß, welches sich der persönlichen Oberherrschaft des Papstes entzog und sich in geschriebenen Glaubens-Symbolen und Confessionssatzungen die Fortdauer priesterlicher Bevormundung der Gemeinden sicher stellte, indem es das weltliche Staatsoberhaupt oder den Landesherrn zugleich für den höchsten Bischof des Landes erklärte und denselben dadurch zum Herrn zugleich über Geist und Leiber seiner Unterthanen machte. Trotz der Kirchenspaltung blieben indessen auch die protestantischen Fürsten der deutschen Lande so wie die protestantisch gewordenen freien Reichsstädte ihrem allergnädigsten König und Herrn unterthan, obgleich derselbe als Kaiser des heiligen Römischen Reiches, d. h. als Schirmvogt des römisch-katholischen Kirchenthums, natürlicherweise dem römischen Kirchenwesen zugehören mußte. Daß bei solcher Lage der Dinge die Zeit alles Wirrwarrs und der Widersprüche an sich selber voll war, ist leicht zu begreifen. Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, daß bei aller seitens der Reformatoren proclamirten Glaubensunabhängigkeit von den Vorschriften des römischen Stuhls und trotz aller Verkündigung der Freiheit und gleichen Berechtigung jedes Menschen vor Gott dennoch die protestantischen Fürsten als oberste Bischöfe ihrer selbstständigen Landeskirche die Vernunft der Völker unter den Glauben (das heißt: unter die Confessionssatzungen ihres separaten Kirchenthums) gefangen nehmen ließen, daß diese Fürsten je länger je mehr die bis dahin unter Kaisers Obhut verwalteten Lande und Alles, was darin wohnte, als ihr erbliches Eigenthum betrachteten und sich unter Mitwirkung der ihnen persönlich bediensteten „Heiligen und Ritter" zu unbedingten Herren ihrer Völker machten. Die Fürsten waren in Staats- und Kirchenangelegenheiten absolute Herren ihrer Unterthanen, so daß das geschichtliche Leben der Menschheit meist nur wie eine Geschichte der Fürstenfamilien erscheint, denen Ritterschaft und Geistlichkeit zur Seite steht, während die große Menge des Volks als die willen- und bewußtlose Masse gilt, an welcher sich der Wille des allerhöchsten Herrn vollzieht.

Alle Lebensverhältnisse, denen Faust nahe treten mag, durchdringt und beherrscht folglich das Kirchenthum, einestheils das einheitliche, in sich geschlossene römisch-katholische Kirchenthum, anderntheils die Summe der durch mancherlei

Schattirung der Confessionssatzungen unter sich getrennten und sich feindselig bekämpfenden protestantischen Kirchenthümer. Das Kirchenthum hält seinen patriarchalisch-priesterlichen Bestimmungen Alles unterworfen. Es hat aber seinen innerlichen Halt und seinen gelehrsamkeitlichen Schimmer durch Das, was man lange genug mit dem Namen „scholastische Philosophie" beehrt hat. In der That ist die Scholastik nichts Anderes als ein von der unerschütterlichen Voraussetzung, daß der Kirchenglaube absolute Wahrheit sei, ausgehender Versuch, mit Hintansetzung aller gesunden Vernunft durch die spitzfindigsten Verstandesoperationen unter Anwendung aristotelischer Terminologie und Systematik die Dogmen des Kirchenthums begreiflich zu machen und zu beweisen, eine Theologie also, welche mit Aufgebot mächtigster Verstandesschärfe auch das Unglaublichste als religiöse Wahrheit rechtfertigt. Dieselbe Scholastik wurde, nur in etwas modificirter Manier, auch von den protestantischen Theologen für ihre kirchlich-gelehrten Streitigkeiten in Anwendung gebracht und damit jeder wahrhaft philosophischen Forschung ein schwer zu beseitigendes Hemmniß entgegengestellt. — Seitdem aber die Araber in dem von ihnen eroberten Spanien Schulen gegründet, in denselben die alten Griechen wieder in's Leben gerufen und das Streben nach philosophischem, mathematischem und physicalischem Wissen im Abendlande eingeleitet hatten; seitdem vor dem Andrange der Türken auch von Griechenlands classischem Boden her Gelehrte und Künstler in's Abendland geflüchtet waren und hier für das Studium der alten Classiker Theilnahme und Begeisterung eingeflößt hatten; seitdem man in Baukunst, Sculptur, Malerei neue Wege eingeschlagen und theils den kirchenthümlichen Stoff zu der Höhe ideeller Schönheit emporgehoben, theils an Gegenständen des Natur- und Weltlebens die höhere sittliche und ewige Ordnung der Dinge künstlerisch zur Anschau gebracht hatte: seitdem war's leise und immer frischer wie ein belebender Frühlingshauch durch das Herz der Menschheit gezogen. Neben dem Kirchenthum und seiner scholastischen Versteinerung war still ein an classischem Wesen genährter und bei lebendiger Naturbeobachtung in himmlische Höhen steigender Geist emporgewachsen, der bei selbstständiger Strebsamkeit nach Entfesselung rang und dem einstigen Gebäude freien Geisteslebens gediegenen Grund bereitete. In diesem Streben nach Erkenntniß und Wiederbelebung des classischen Alterthums so wie nach weiterem und tieferem Eindringen in die Gesetzmäßigkeit des Natur- und Weltlebens ist so recht eigentlich die Lebens-Reformation der Neuzeit begründet, während durch die protestantische Emancipation aus der Gewalt päpstlicher Obmacht das Kirchenthum nur eine Abänderung seiner äußeren Erscheinung erfuhr.

Dieser neben dem Kirchenthum aufwachsende Geist der Classicität und der philosophischen und physicalischen Forschung mußte sich aber gar still halten, um vor Ketzerjägern und Glaubensgerichten sicher zu bleiben. Er ging daher seinen Gang unter der Hülle des Geheimnisses. So bildete sich gleichsam ein Staat im Staat aus den Männern, welche mit ernstem, gewissenhaftem Forschungseifer reine Geistesbildung und wirkliche Wahrheit erstrebten. Die

weniger ernsten Genossen dieses Strebens freilich, solche Leute, welche die Errungenschaften des geheimnißvoll betriebenen Studiums nur zu Mitteln der Befriedigung selbstsüchtiger und sinnlicher Gelüste machten, traten in die Welt hinaus, um mit Hülfe ihres höheren Wissens die Dummheit und den Aberglauben der Menschen für sich auszubeuten. Und zu dieser Klasse von Männern gehört auch der geschichtliche, wirkliche Faust im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Faust ist ein im Sinne der damaligen Zeit durchaus wissenschaftlich gebildeter Mensch. Aber zweierlei läßt ihn nicht zu Ernst und Gediegenheit kommen. Einmal hat ihn die wirkliche Errungenschaft seines Strebens zu der Erkenntniß geführt, daß ihm noch unendlich Viel fehle zur Befriedigung seines nach höchstem Wissen strebenden Geistes. Unbegnügt und einsehend, daß die gangbaren Hülfsmittel der Gelehrsamkeit ihn nicht weiter fördern können, wendet er sich, dem Aberglauben der Zeit selber unterthan, an die sogenannte Magie, um sich durch sie die Pforte zu absolutem Wissen zu erschließen. Und was bietet ihm diese geheimnißvolle, so gefährliche Kunst? Siehe da, sie bietet ihm die Vernichtung des eigenen Aberglaubens, vermöge dessen er übernatürliches Schaffen und Walten in Anspruch nahm, und lehrt ihn durch die Ergebnisse der Experimentalphysik einen Blick in den Haushalt und Gang der Natur, in das Gesetz und die Anwendbarkeit ihrer Kräfte thun. Aber auch dadurch kommt sein unstetes Wesen nicht zu Ruhe und Ernst. Denn außer jener Ungenüge an den Ergebnissen der Wissenschaft drängt ihn ein mächtiger Urtrieb in das lebendige Leben hinein zu unstillbarem Lebensgenuß. Zu dem Zwecke muß er unter die Menschen, muß er die nöthigen Geldmittel erwerben. So erwirbt er denn Geld durch Anwendung seines sogenannt magischen Wissens, indem er den Aberglauben der Menschen benutzt, um auf Kosten derselben ein lustiges Leben zu führen. Denn das Kirchenthum hatte die Menschheit durch jene Lehren von Wundern, vom Teufel und von Teufelswerken gewöhnt, Alles, was sie nicht begriff, für übernatürlich, sobald es aber dem Kirchenglauben widerwärtig auftrat, für teufelmäßig zu halten. Wie groß indessen der Abscheu vor der Magie sein mochte: man fürchtete doch den Handhaber derselben, wenn er ein schlauer und kräftiger Mann war; mit einer gewissen grauenhaften Wollust erlebte man ihre Wirkungen; Viele auch strebten kühn nach dem Erwerb dieser Kunst — und ein Mensch wie Dr. Johann Faust hatte freies Spiel mit der Beschränktheit der Menschen. Gleichgültig gegen bürgerliche und kirchliche Ordnung, deren Mängel ihm zu vortheilhaft zu statten kamen, als daß er zu ihrer Verbesserung hätte beitragen mögen, schweifte er weit und breit umher, vergrößerte auch durch die Art, wie er sich den gelegentlichen Haftversuchen der Obrigkeit zu entziehen wußte, seinen Ruf, schwelgte auf Kosten der abergläubigen Menschheit in üppigstem Sinnengenuß, hatte die tiefstgelahrten Theologen zum Besten und zog besonders die studirende Jugend an sich, um sie zu Gleichgültigkeit und Opposition gegen die gangbaren, allein seligmachenden Systeme und Theorieen der Weis-

heit und Seligkeit zu verleiten. Wie sehr ihm der kirchenthümliche Aberglaube dabei zu Hülfe kam, erkennt man an der Thatsache, daß selbst der gewaltige Dr. Martin Luther im bittersten Ernste der Ueberzeugung war, zwei Wittenberger Studenten, welche in Folge des magischen Unterrichts durch Faust sich mit eigenem Blute dem Teufel verschrieben, durch sein inbrünstigstes Gebet aus den Krallen des Satans errettet und dem Satan die mit Blut geschriebenen Pacta wieder abgerungen zu haben. Faust starb plötzlich nach einer in Gesellschaft junger Studenten üppig durchschwelgten Nacht; und das Kirchenthum mußte seine Rache auf den Nachruf beschränken, daß der Teufel unter hinlänglichem Höllenspectakel und Schwefelgestank dem Faust den Hals umgedreht und ihn in den Abgrund der Höllen zu ewiger Verdammniß hinabgestürzt habe.

Im Bewußtsein seiner Geistesüberlegenheit, bei mächtigem Drange seines Wesens nach Unabhängigkeit, wagte es also Faust, sich den Bestimmungen und Ordnungen seiner Zeit zu entziehen und auf eigene Hand ein selbstständig aufgerichtetes Lebensziel zu erreichen. Unbekümmert um das Schicksal seiner Mitmenschen, sorgt er nur für sich und seines Gelüstes volle Befriedigung. Unter den Zeitverhältnissen des beginnenden sechszehnten Jahrhunderts zeigt sich demnach in dem persönlichen Verhalten des Dr. Johann Faust das Bestreben nach Emancipation des Individuums aus den bestehenden Lebensordnungen durch eine aus Erkenntniß des classischen Alterthums und aus tieferer Erforschung der Natur- und Weltgesetze zu gewinnende Geistes- und Lebensbildung — mit andern Worten: Streben nach Freiheit der einzelnen Person durch Bethätigung selbstständiger Geistes- und Wirkenskraft. Dieser Faust hätte indessen nie ein Held der Volkssage werden können, wenn nicht in der Gesammtheit des Volks damaliger Zeit derselbe Geist des Strebens sich geregt hätte.

Wer nun mit einiger Aufmerksamkeit die Göthesche Fausttragödie ganz durchgelesen hat, dem kann nicht entgehen, wie in derselben sowohl die Zeit- und Ortsverhältnisse als auch der persönliche Charakter des geschichtlichen Faust berücksichtigt und festgehalten sind.

Betrachten wir den Lebensboden, auf welchem der Göthesche Faust sein Wesen treibt! Da haben wir zuerst die mittelalterlich-klösterliche Abgeschiedenheit vom Leben, in welcher Faust über Weltgeheimnissen grübelt und „schon an die zehen Jahr, herauf, herab und quer und krumm, seine Schüler an der Nase herum zieht:“ dieses dumpfe Mauerloch der scholastischen Gelehrsamkeit,

wo selbst das liebe Himmelslicht
trüb' durch gemalte Scheiben bricht,

und wo „statt der lebendigen Natur, da Gott die Menschen schuf hinein,“ den Herrn Magister in Rauch und Moder nur Thiergeripp und Todtenbein umgiebt. Welche Weltanschauung aber dieser mittelalterlichen Gelehrten-Grübelei zum Grunde liegt, das zeigt uns schon vor der Einführung des Faust selbst

der „Prolog im Himmel" durch die Darstellung jenes unseligen Dualismus, welcher Himmel und Erde durch ein gediegenes Firmament von einander geschieden hält und einem persönlichen Teufel verhängnißvolle Gewalt über die Seelen der Menschen einräumt. — Da haben wir in Auerbachs Keller neben der allgemein verbreiteten rohen altdeutschen Trinklust zugleich die Bestialität Derer, die künftig als Gelahrte, Lehrer und Priester den Geist bilden und der Seelen Seligkeit mit kirchenthümlicher Salbung beschicken wollen; sogleich hinterdrein in der Hexenküchen-Scene den Wahn- und Aberglauben, welcher einen Theil der Religion des gläubigen Volkes ausmacht, einen Aberglauben, den der Gebildete „abgeschmackt" findet, weil in ihm „der Teufel wie der König auf dem Throne sitzt und den Zepter hält." — Nachdem wir so den Geist der Zeit im Allgemeinen erkannt haben, betreten wir dann in der Häuslichkeit Gretchens und der Martha den Boden der einzelnen, besonderlichen Lebenskreise und zwar zunächst den der kleinbürgerlichen Verhältnisse oder derjenigen Menschengruppe, die wir im beschränkteren Sinne des Wortes „das Volk" zu nennen pflegen. Da finden wir denn geistige und materielle Beschränktheit und Abhängigkeit um und um. Der Pfaffe muß das gläubige Gretchen aller Sünden frei sprechen, sonst glaubt sie nicht, daß sie eben für nichts zur Beichte ging. Der Pfaffe rafft den Schmuck hinweg und bringt ihn unter Mißbrauch der Lehre „wer überwindet, der gewinnt" in den „guten Magen der Kirche, die ungerechtes Gut verdauen kann." Jedem Angriffe der Herren „aus einem edlen Haus" ist das Volk bloß gestellt; der in einen Junker umgewandelte Faust darf meinen:

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Und die von Geistesbildung nicht unterstützte natürliche Unschuld des Mädchens geht an der natürlichen Eitelkeit und Liebessehnsucht zu Grunde. Um so leichter, als die mit der oben bezeichneten Beschränktheit sich so leicht verknüpfende kupplerische Nichtswürdigkeit der Martha dazu beiträgt, den Untergang ihres Nachbarkindes zu beschleunigen. Das Volk wird für nichts geachtet und dient dem Vornehmen nur zur Befriedigung seines Gelüstes. Es ist geradezu rechtlos. Denn wenn Faust wegen des an Gretchens Bruder begangenen Mordes vor dem Blutbanne flüchtet, so hat das seinen Grund außer in dem städtischen Privilegium, vermöge dessen die Stadt einen in ihren Mauern begangnen Mord blutig zu bestrafen ein eifersüchtig bewachtes Vorrecht genießt, auch darin, daß dieser Bruder Soldat, also des Kaisers Diener und Höriger ist: sonst würde über seinen Fall wenig Aufhebens gemacht werden. Gretchen wird Kindesmörderinn. Die Unglückliche, auch noch in ihrem Elend Schuldlose, wird vom weltlichen Gerichte mit schmählichem Tode bestraft, von der Kirche (in dem dies irae, dies illa) der Hölle überwiesen und vom Volkswahn der Klasse Derer zugezählt, welche in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge wüste Sabbate feiern. Die Blocksbergsscene gewährt uns dann

volle Einsicht in den Wahn der großen Volksmasse über Diejenigen ihrer Mitmenschen, die nicht gleich ihr gut kirchlich und fein demüthiglich leben. — Bei allem Dem geht die Natur ihren ruhigen Gang, ohne irgendwie gegen die Mißstände in der menschlichen Gesellschaft sich thätig zu erweisen. Vielmehr

Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse:
Jammert sie der Unglücksmann.

Um so mehr hat für den gewöhnlichen Menschen, der die Erscheinungen der Natur nur oberflächlich zu erkennen vermag, das Kirchenthum volles Recht zu lehren, daß die menschlichen Verhältnisse, wie sie einmal gewohnheitsmäßig bestehen, ganz richtig und gut seien. Daher beruhigt er sich bei der Thatsache, daß er ein Lastträger sein muß Derer, welche ihm die Last aufzuerlegen Willen und Macht haben, und lebt in kirchenthümlicher Geduld, bis sein Dulden und Tragen ein selig Ende gewinnt. — Zu den Machthabern und Lastgebern führt uns aber die Scene in der kaiserlichen Pfalz. Da haben wir denn den absoluten Herrn, umgeben von den „Heiligen und Rittern, die Kirch' und Staat zum Lohn nehmen und als die beiden einzig berechtigten Geschlechter gelten, welche Kaisers alten Landen entstanden sind." An der Spitze des Staatslebens als eigentlicher Regierer des Landes steht unter dem Titel Erzkanzler der Erzbischof, dieses Haupt des Kirchenthums. Der Kaiser lebt mit seinem Hofe ganz vergnügt auf Kosten seiner Unterthanen von Rechts wegen und läßt sich das Papiergeld gefallen, das die Fortsetzung des lustigen Lebens gestattet. Der Erzbischof-Erzkanzler auch freut sich des Papiergeldes, nachdem er es hat, und flucht ächt diplomatisch bloß hinterdrein auf den Teufel, der es erfand. Wenn er aber den Kaiser endlich zu dem spöttisch-bittern Ausrufe bringt, „so könnt' ich wol zunächst das ganze Reich (der Kirche) verschreiben," so ist damit ganz unverkennbar dargelegt, wie auch in den Regionen der obersten Staatsherrschaft das Kirchenthum Alles in Allem durchdringt und unterworfen hält. Wie aber in diesen höchsten Kreisen statt ächter Geistesbildung nur vornehme Formalität und ein die allgemeine Gemeinheit des sittlichen Wesens überhüllender Schein von Gesittung herrscht; wie statt wirklicher ästhetischer Cultur nur eine flüchtige Spaßlust auch am Schönsten unter diesen hohen Herrschaften waltet: das läßt uns die Scene, in welcher Faust das Bild der Helena citirt, deutlich genug erkennen. Astrologie, Frivolität, Teufelei und Narrenthum bei schönster kirchlichen Frömmigkeit! — Wiederum öffnen sich unserm Blicke die Bezirke der Gelehrsamkeit. Da erkennen wir deutlicher jenes speculirende, spitzfindige Bestreben, nach systematischer Berechnung künstlich zu schaffen und zurecht zu machen, was Gott durch vernunftmäßig bestimmte Thätigkeit der Weltkräfte oder der Natur in's Dasein gerufen und entwickelt wissen will, also die Verschmähung und Hintansetzung des von Gott geordneten natürlichen Verlaufs der Welt- und Menschenangelegenheiten, so daß der Egoismus bis zur Selbstvergötterung ausschweift. Neben dieser verkehrten

Selbstbegnüglichkeit des Gelehrtenstandes in entschiedener Abwendung vom wirklichen Leben, wie sie uns am Wagner und Baccalaureus anschaulich wird, gehet bei fast noch größerer geheimnißvoller Abschließung von der Gegenwart und Wirklichkeit jenes an dem schlafenden Faust zur Anschauung gebrachte, durch traumgleiche Versenkung in alte Vergangenheit geförderte Ringen nach Erkenntniß und Wiederbelebung des classischen Griechenthums her. — Wie verkehrt indessen immerhin jenes physikalische Experimentiren und philosophische Speculiren getrieben, wie traumgleich und dem wirklichen Leben entzogen diese classische Bildung errungen wird: dennoch ziehet auf unsichtbaren Schwingen der in solcher Weise zu selbstständiger Thätigkeit geweckte Lebensgeist in die Kreise der Menschheit hinein und reget an zum Widerspruch gegen die Gewalt des gewohnheitsmäßig Bestehenden. — Der vierte Act des zweiten Theils unserer Tragödie führt uns diesen Widerspruch in der Thatsache der Empörung gegen den Kaiser vor Augen. Der Widerspruch ist aber noch nicht auf klares Selbstbewußtsein und gediegene Geistesmündigkeit gestützt, vielmehr nur erst ein Drang persönlicher Unzufriedenheit und Selbstsucht, welche die nach sogenanntem historischem Rechte bestehende Gewalt verdrängen will, um für sich diese selbige Gewalt in Anspruch zu nehmen. Gewaltsucht gegen Gewaltbesitz! Da hilft denn der Teufel durch mephistophelische Kunst- und Zauberstücke, in welchen wir die Symbolisirung machiavellistischer Diplomatie zu erkennen haben, mit offenbarer Wollust dazu, daß das Alte wieder zu Ehren komme, in Ehren bleibe und die Menschheit fernerhin beherrsche. — Unter solchen Umständen zieht's der nach Selbstständigkeit ringende Mensch vor, die heimathlichen Zustände zu verlassen und einen Grund und Boden zu suchen, auf welchem er in energischer Anwendung seiner Arbeitskraft für sich selbst ein unabhängiges, die Menschennatur befriedigendes Dasein schaffen kann. Das „dem Meer abgerungene" Strandgebiet, auf welchem Faust seine „neue Welt" gestalten will, erinnert uns aber an Amerika, welches Columbus aufgefunden hatte, als eben in der Reformationszeit der Menschengeist sich in Bewegung zu setzen begann, und welches dann nächstdem der Grund und Boden ward, wo die nach Selbstständigkeit ringenden Menschen vor den Verfolgungen des Kirchenthums ein Asyl fanden und für kirchliche und bürgerliche Freiheit vorbereitende Thätigkeit übten.

So bringt uns unsre Tragödie in der Darstellung des Lebensgrundes, auf welchem Faust sich bewegt, den Grundzügen nach alle die Erscheinungen und Zustände zur Anschauung, durch welche jene Periode des Ueberganges aus dem Mittelalter in die Neuzeit sich kenntlich macht. Die Schilderung dieser Grundzüge erfolgt indessen in solcher Fassung und Haltung, daß sie uns den Blick auf die der specifisch sogenannten Reformationszeit nachfolgenden Zeiterscheinungen richtet und zur Einsicht in den geschichtlichen Entwickelungsverlauf allgemein menschheitlicher Daseinszustände einladet. Dieser Umstand verdient um so mehr eine strenge Beachtung, als es auffallen muß, daß in einem Lebensgemälde, welches die Erscheinungen der Faustzeit sonst so sicher darstellt, von allem dem selbst in neuesten Geschichtsbüchern so vorzugsweise

hervorgehobenen kirchenreformatorischen Wirken Luthers und seiner gleichzeitigen und nachfolgenden Genossen auch nicht das Geringste zur Sprache kommt, daß vielmehr das Kirchenthum von Anfang bis zu Ende der Tragödie unverändert dasselbe bleibt. Darin gerade wird aber unverkennbar angedeutet, daß auch nach der durch Luther eingeleiteten Emancipation aus der Obmacht des römisch-katholischen Papstes und troß der von Fürsten deutscher Lande und den Vorständen deutscher Städte dem Kaiser zu Speier überreichten Protestation — das Kirchenthum als solches, dem Geiste der Menschheit gegenüber, dasselbe geblieben ist. Daher bedurfte es der besondern Erwähnung der durch Luther abgeänderten äußerlichen Form des Kirchenwesens nicht. Was aber der gewaltige Luther durch seine in unübersehbare Ausdehnung reichende allgemeine Anregung des Menschengeistes geleistet; wie er durch seine Opposition gegen das besondere römische Kirchenthum den Menschengeist gegen alles Kirchenthum überhaupt emporgerichtet d. h. empöret; wie er vornehmlich durch seine Bibelübersetzung und die für die Benutzung derselben nöthige Einrichtung des Volksschulwesens das Mittel erschaffen hat, auch in den größeren Kreisen des Volks die Erkenntniß des wahrhaftigen Christusworts zu fördern und Vergleichung desselben mit der Kirchensatzung allgemein zu machen, so daß er mit der Herstellung des besonderen lutherischen Kirchenthums zugleich die Waffen zurichtete, mit welchen dasselbe selber einmal bekämpft werden sollte; wie er durch dies Alles Veranlassung ward und Bahn brach, daß jene wissenschaftlichen und classischen Strebungen öffentlich und mit schlagenderen Erfolgen hervortreten konnten und durften: das Alles, wie sehr auch dem ersten Anscheine nach lediglich zum Vortheil der Kirche in Bewegung gesetzt, fällt doch der geschichtlichen Thatsächlichkeit nach mit denjenigen Strebungen des Menschengeistes zusammen, welche in unsrer Tragödie durch die Person des Faust repräsentirt werden. Eben dadurch dehnt aber der Inhalt der Fausttragödie die Macht seiner Bedeutung auf die ganze dem Anfange des 16. sec. nachfolgende Zeit aus und wird ein Spiegel, aus welchem uns das Gesammtbild eines dreihundertjährigen Reformationszeitalters entgegen tritt.

Aehnliche Bewandniß hat es mit der Darstellung der staatlichen Verhältnisse. Der in unsrer Tragödie aufgeführte Herrscher ist nicht so ganz der constitutionelle König der Deutschen und Kaiser des mittelalterlichen heiligen Römischen Reichs. Zwar hat er zu kämpfen mit einem Gegenkaiser, zwar belehnt er den Retter aus der Kriegsnoth, den Faust, mit dem dem Meere abzugewinnenden Strandgebiet; aber im Ganzen erscheint er doch als ein allgemeiner Typus der Fürsten, die am Anfange des 16. sec. schon zu erblichem Besitz ihrer Lande gekommen waren, die durch die Trennung von der römisch-katholischen Kirche das mit dem Kaiserthum sie verknüpfende Band mehr und mehr gelockert hatten und endlich durch den Westphälischen Frieden so sehr absolute und unbedingte Herren ihrer Unterthanen warden, daß einige von ihnen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ohne Scheu Tausende von ihres Landes Kindern für baares Geld an England verkaufen

durften. In dieser absoluten Gewalt kann indessen der Fürst sich nur erhalten, wenn er sich mit dem Nimbus der Kirchenthümlichkeit umkleidet. Denn das Kirchenthum ist der Boden, auf welchem die Absolutie festen Bestand hat. Wenn daher in unserer Tragödie von einem Widerstreben gegen die Natur der gangbaren Lebensverhältnisse die Rede ist, so bestimmt sich dieses Widerstreben in Folge der gegebenen Andeutungen nun näher zu der beim Beginn des sechszehnten Jahrhunderts öffentlich und mit bewußter Wirkensentschiedenheit hervortretenden weltgeschichtlichen Opposition des Menschengeistes gegen das in vermeinter Unfehlbarkeit seiner Satzungen Alles beherrschende Kirchenthum.

Diese Opposition nun findet in unsrer Tragödie ihren Repräsentanten an dem Helden des Stücks, am Faust. Derselbe heißt hier nicht Johann sondern Heinrich. Andeutung genug, daß wir es nicht ganz speciell mit jenem geschichtlichen Individuum des 16. Jahrhunderts zu thun haben. Allerdings treibt unser Heinrich Faust ebenso wie Johann Faust Magie und citirt Geister. Allerdings läßt er sich mit dem Teufel ein. Allerdings stürzt er sich in Sinnengenuß, verführt Jungfrauen, zeigt dem Kaiser das Urbild der Schönheit in der Gestalt der Helena u. dgl. Er bekräftigt durch dieses äußere Gebaren seine Verwandtschaft mit jenem Faust der Volkssage und des Puppenspiels, dessen stete Wiederkehr auf Marionettentheatern in der Masse des Volks den Drang nach Erhebung und Abschüttlung des Drucks gegebener Lebensverhältnisse lebendig erhalten und genährt, folglich ein allgemein menschheitliches, geschichtliches Interesse gewonnen hat. Aber er zeigt sich zugleich und hauptsächlich in seiner Stellung auf dem Gebiete des Geistes und bringt an der Offenbarung seines Geisteslebens zur Darstellung, was den dumpfen Drang in der Volksmasse zu Selbstbewußtsein und gediegener Wirkenskraft emporbilden kann. Er citirt zunächst die edlen Geister zur Unterstützung seines ernsten, redlichen Strebens nach Erkenntniß der Urgründe des Daseins. Den Mephistopheles ruft er nicht aus eigenem Antriebe herbei, jener läuft ihm vielmehr ungerufen zu. Er schließt mit diesem Mephistopheles kein wirkliches Pactum, worin er die Obmacht desselben anerkennte, sondern geht im Gefühle seiner menschlichen Geisteskraft eine Wette ein, welche zu gewinnen er von vorn herein die Ueberzeugung hat. Er wählet den Weg zu sinnlichen Genüssen nicht aus Lust an den Reizen des Sinnenlebens, sondern zur Betäubung bei obwaltendem Lebensüberdruß, zur Vergessung seiner geistigen Qualen. Er verschmäht den Sinnengenuß, sobald er auch auf dem Grund und Boden des sinnlich-irdischen Daseins Erscheinungen entdeckt hat, welche zur Erneuerung eines rüstigen Strebens „nach höchstem Dasein" mahnende und einladende Winke geben. Er erhebt sich endlich zu einer in's lebendige Leben eingreifenden, praktisch gestaltenden Kraftbethätigung für die Herstellung eines nach seiner Meinung allbeglückenden Zustandes der Menschheitsverhältnisse und stirbt mit dem Vorgefühle von der einstigen Verwirklichung und Vollendung seines Strebens im Genusse „des höchsten Augenblicks."

Durch diese beharrliche Stellung des Faust auf geistiger Basis erlangt

die Tragödie ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Denn erst durch die Offenbarung der Art und Weise, in welcher der Menschengeist auf Geistesgrunde die Opposition gegen den zähen Bestand vorhandner Verhältnisse geltend gemacht hat, werden die inneren Bezüge klar, durch welche die einzelne Geschichtsepoche mit dem Ganzen verknüpft wird und sich als urgehörigen (integrirenden) Theil der Weltgeschichte aufweiset. Denn darin zeigt sich der besonderliche Character der Weltgeschichtlichkeit, daß auch an der scheinbar vereinzelt hervortretenden Thatsache, wie weit oder eng das Gebiet ihres Einflusses sein möge, die großen ewigen Ideeen kund werden, welche zielbestimmend und leitend unter der Hülle des äußeren Pragmatismus als Lebensgeist durchs Dasein ziehen und die Lebensmomente des einzelnen Menschen, des einzelnen Volks zu einem Menschheitsleben verknüpfen. Dadurch wird der ewige Geist, wird Gott offenbar, der die ewigen Ideeen hegt und dieselben an den Bewegungen und Erfahrnissen des Menschengeschlechts zur Leibhaftigkeit sich gestalten läßt. Die erziehenden Einwirkungen Gottes zu voller Durchbildung der Wesenheit der Menschennatur in der Totalität des Menschengeschlechts sind folglich der Stoff der Weltgeschichte. Nun aber erfolgt die göttliche Einwirkung dergestalt, daß die Kräfte des Menschenwesens allmälig, eine nach der andern und mit der andern, bald von dieser bald von jener Seite des Daseins her angereizt, in Bewegung gesetzt und geschärft werden, um die Alles leitenden Ideeen zu erkennen, als urbestimmend zu würdigen, in das eigene Menschenwesen hineinzuziehen und zum Regulativ für die Bethätigung der Kräfte desselben zu machen. Durch solche Anreizungen gelangt der Mensch zum Bewußtsein seiner selbst und zum Bewußtsein des Umstandes, daß seine Kräfte ursprünglich unter demselben Gesetze stehen, welches das übrige All bewegt und in harmonischem Gange erhält. Er nimmt diese Gesetze in sich auf, bildet nach ihnen die Bethätigung seiner eigenen Kräfte und macht so das Gesetz des Weltalls zu seinem eigenen Gesetze. Indem er an dem von Gott ursprünglich Gegebenen durch Selbstbestimmung die Summe seiner Kräfte nach den ewigen Ideeen zu einheitlicher Wirksamkeit regulirt und somit als selbstständig-geistiges Wesen sich geltend macht, hat er das Gebiet der Freiheit betreten, das heißt: er erscheint in dem Streben, durch freiwillige Aneignung der durch Gott gegebenen Gesetze sich mit Selbstbewußtsein den Gewalten anzureihen, deren Wirksamkeit das gesammte Dasein in harmonischer Lebendigkeit erhält. So ist die Freiheit ein Streben, und zwar ein Streben, welches die Einheit von der durch Gott gegebenen Gesetzmäßigkeit und von der Selbstbestimmung des Menschen unter diese selbige Gesetzmäßigkeit erzielt. Die Selbstbestimmung erlangt aber ihr Ziel nur durch richtige Erkenntniß der Gottesgesetze. Diese Erkenntniß ist bedingt durch die gediegene Ausbildung der Geisteskräfte des Menschen. Es gehört daher zum wesentlichen Character der Weltgeschichtlichkeit mit, daß in den aus Schicksal und Freiwilligkeit erfolgenden Thatsachen des Menschenlebens auch der Grad und die so oder so geartete Geistesbildung der Menschen oder der Menschengruppen, wie sie gerade in Thätigkeit erscheinen, klar und lebendig

zu Tage trete. Und dieser Forderung ist in unsrer Tragödie durch scharfe Characterisirung des Helden der Handlung in vollstem Maße Genüge gethan.

Faust, als Repräsentant der Opposition gegen die Kirchenthümlichkeit, erscheint genau auf der Stufe und in der Haltung der Geistesbildung, welche das ganze Reformationszeitalter in seiner Besonderlichkeit bezeichnet, so sehr, daß wir an ihm erst zu vollständigem und klarem Bewußtsein über die Besonderheit des Characters dieses Reformationswesens gelangen. Damit aber, daß von einer gewissen Stufe, von einer gewissen Haltung der Geistesbildung, von einer Besonderheit des Zeitalters die Rede war, ist schon angedeutet, daß die in der Opposition gegen das Kirchenthum geltend gemachte Geistesbildung keineswegs als eine vollendete, das Ziel des Menschendaseins schon sicher gewinnende anerkannt werden kann. Sie tritt vielmehr scharf in ihrer Beschränktheit und Einseitigkeit hervor, läutert und erweitert sich aber, je weiter Faust in's Leben hinein und durchs Leben hindurchschreitet, bis sie bei Faust's Tode auf einen Höhepunct gediehen ist, von welchem aus sich die durch Jesu Christi heiliges Wort vorgebildete Hoffnung auf Verwirklichung und Verleiblichung des ewigen Gotteswillens in den größeren Kreisen des Menschengeschlechts mit Sicherheit gewinnen läßt. Dadurch erlangt die Persönlichkeit des Faust einen allgemein menschenthümlichen Character; es wird dadurch die Fausttragödie ein Lebensbuch, daraus alle Menschen aller Zeiten Mahnung, Erhebung, Trost und Hoffnung schöpfen können. — Einige, die allgemeinste Erfahrung bezeichnende Worte über das Menschenwesen sollen uns den Standpunct bereiten, von welchem aus wir einen sichern Blick auf die Eigenthümlichkeit Faust's werfen und die Zuversicht auf wohlbegründete Anschauung der wechselnden Lebensstellungen desselben gewinnen können. — —

Es giebt nämlich wenige Menschen, die, sobald ihre Kräfte sich zu lösen und für irgend ein Thun oder Verlangen in Bewegung zu setzen angefangen haben, ganz und gar mit Dem zufrieden sind, was ihnen das vorhandene Leben in seiner begrenzten und unvollendeten Erscheinungsform darbietet. Schon an Kindern bemerken wir das Bestreben, etwas Besonderes zu haben und zu sein. Bei Spielen nimmt der Knabe die Rolle des Anführers, des Königs in Anspruch; das Mädchen will eine Mutter, eine Prinzessin, eine Fee vorstellen. Die Phantasie des Kindes ist das lebendigste Mährchen. — Auch der Erwachsene will seine jeweilige Lage verbessern, seinen Fähigkeiten größere Gewalt, erweiterten Wirkungskreis, mächtigere und genußreichere Erfolge schaffen. Aus der Gegenwart hinweg sehnt er sich in eine Zukunft hinein, in der es nach seinen Meinungen und Wünschen bequemer, angenehmer werden muß. Die Phantasie zeigt ihm jene ersehnte Zukunft schon als wirklich gegenwärtig und läßt ihn den noch zu durchschreitenden Zwischenraum mit dessen Arbeiten und Kämpfen vergessen. Aus Dem, was der Mensch gesehen, gehört hat, küret er sich das Liebliche und Erwünschte aus, stellt es zu einem wohlgefälligen Ganzen zusammen, schafft sich Kürbilder (Ideale), baut

Luftschlösser und träumt selige Träume von Zuständen, wie er sie in der Wirklichkeit vergebens sucht.

Bei lebhafter Regung einer durch straffe Geisteskräfte gehobenen Phantasie richtet sich dann der Mensch, wenn mächtiger Wille ihm eigen ist, widerstrebend gegen die Wirklichkeit auf. Aus dem Grunde seiner besonderlichen (individuellen) Lebensverhältnisse hervor läßt er sich nach den seiner Wesenseigenthümlichkeit entsprossenen Vorstellungen und Bildern einen eigenen Maßstab des Denkens und Verlangens entstehen. Sobald er die höheren Bahnen der Geistesbildung beschreitet, giebt er diesem Maßstabe vermöge der entfremdenden Versetzung in die Räume einer großartig erscheinenden Vorzeit absonderliche Bestimmtheit und prägt ihn in Folge des Betriebs grübelnder und spürender Wissenschaften zu fester Regel aus.

Demgemäß bevölkert der Mensch nun die Kreise der Welt mit seinen Gedanken, vereinsamt sich der Wirklichkeit gegenüber und ergiebt sich einem reinen Kürleben (Idealismus), bis er ganz und gar in einer idealischen Welt lebet und webet. In dieser Welt erscheint ihm Alles durchaus vollendet, abgeschlossen, völlig befriedigend. Er verlangt daher auch, daß das in derselben waltende Gesetz für das gesammte Dasein Geltung gewinne, weil er unbedenklich voraussetzt, es sei dieses Gesetz eben das ursprüngliche Gesetz des Daseins und müsse daher auch allgemein die Gewalt der Thatsächlichkeit und unbestreitbares Wirklichkeitsrecht erlangen. — In Wahrheit aber hat der Mensch dies Gesetz lediglich seiner Eigenlebigkeit (Subjectivität) entsprießen lassen, hat dasselbe vom Gesammtleben abgelöset (absolvirt) und mit ihm sich selbst für seine Person vom Ganzen losgesprochen und als unbedingt (absolut) hingestellt. So hat er sich selbst zum Gesetze des Daseins gemacht und betrachtet alles Andere, Welt, Natur und Menschheit, nur als den Stoff, an welchem sein Gesetz sich vollziehe, in welchem es die Mittel zu immer erweiterterer Vollziehung finde. In einer diesem Gesetze entsprechenden Gestaltung des Seins würde er Befriedigung und Wohlsein gewinnen, würde er alle Zwecke und Ziele des Lebens erreicht glauben und sich glücklich fühlen.

Genau angesehen erweiset sich aber dies Glück als ein gewisses Wohlgefühl in der Alleinbestimmung über sich selbst und in der Herrschaft über alles Andre bei dem Bewußtsein der Sicherheit vor etwanigen Rückwirkungen dieses Andern. Wenn wir dem Genusse in solch unbedingtem Schalten und Walten einstweilen den Namen „Freiheit" gestatten wollen: so hätte in der Freiheit nun das vermeintliche Glück seine deutsame Bezeichnung gefunden und zugleich sich das Ziel und der Lebens- und Wirkenszweck des Menschen angekündigt. Wie indessen der Mensch selber jenes Gesetz gegeben hatte, so wirkt es auch nur für ihn allein oder für sein Ich (Egoismus). Der Zweck des Daseins ist demzufolge auch nur dieses sein Ich, das Ziel alles Strebens nur dieses eigenen Ich's Befriedigung und Genüge. Subjectivität, Idealismus, Selbstsucht und Absolutie sind auf's Engste mit einander verwandt.

All' das Glück solcher Freiheit dauert indessen nur bis zur ersten ernsthaften Berührung mit der Wirklichkeit. Diese Berührung nöthigt zur Untersuchung des Grundes und Bodens, auf welchem die ideale Welt auferbaut wurde, und zur Prüfung der Kräfte, welche sie aufbauten und erhalten müssen. Die nächste Folge solcher Prüfung ist die Anerkennung eines Verhältnisses, welches zwischen der subjectiv gewonnenen Idealwelt und zwischen allem dem Ich gegenüber stehenden Andern, d. h. dem Objectiven, obwaltet. Dadurch wird die Seele in eine wenig behagliche Spannung versetzt, deren Ursach sich erweiset als der Zweifel an der Wahrheit jener Kürbilder so wie an der Sicherheit und Gewalt der die Gegenstände der Wirklichkeit kürsam sondernden, zurechtstellenden und ordnenden Kraft (Verstand). Das Recht der Subjectivität wird schwankend, weil die Wahrheit und Wesenheit der Idealwelt als eine inhaltleere Voraussetzung verdächtig wird. Dagegen tritt nun die Gesammtheit des Andern in objectiver Bewirksamung als Thatsächlichkeit oder Realität hervor und fordert vom Ich das Geständniß seiner Zugehörigkeit, Einverleibtheit und Bezüglichkeit zum Ganzen. Es soll das Ich seine Eigenlebigkeit vergessen, der Kürbilderei entsagen, von Selbstsucht sich reinigen, um sich als aus der Objectivität hervorgegangen und der Realität zugehörig zu bekennen.

Ist nun das Subjective und Idealische einerseits oder ist das Objective und Reale andrerseits das wahrhaft Wirkliche? danach fragt sich's; und der Zweifel führt den Menschen in einen harten Kampf. In der Hitze des Kampfs erscheinen dann dem Menschen Idealität und Realität alsbald als Gegensätze, Subjectivität und Objectivität stellen sich als zu einander in Widerspruch stehend dar; und Gott soll sich's gefallen lassen, daß seine Schöpfung in zwei sich einander feindlich gegenüberstehende Welten zerklüftet werde. Die objective und reale Welt ist indessen nicht zu beseitigen; ja, sie stellet unabwendbar dem Ich ihre Bedingungen. Das widerstrebende Ich aber erzürnt sich über eine in der Objectivität waltende Nothwendigkeit, die es nun als Unvermeidlichkeit, Zwang, Verhängniß, Muß und Gewalt aufzufassen sich ein Recht zuspricht, weil es durch dieselbe seiner Freiheit und des in der Freiheit gegebnen Glücks verlustig zu gehen voraussetzt. — Der Mensch überzeugt sich schwer, daß die Nothwendigkeit der objectiven oder realen Welt nur diejenige Macht bezeichnet, welche alle Noth wendet, von jeglichem Widerspruche erlöset, alle Gegensätze ausgleicht und für das Anerbieten der Freiheit die Freiwilligkeit heischt, daß dagegen Verhängniß, Unvermeidlichkeit u. dgl. nichts Anderes als subjective Vorspiegelungen sind, die aus der Idealität des besonderlichen Denkens und Strebens erfolgen. Der Zustand des Zweifelns führt dann freilich einen unvermeidlichen, verhängnißvollen Kampf herbei.

In diesen Kampf nun geräth mehr oder weniger jeder Mensch einmal. Bei den meisten Menschen indessen wird der Kampf kaum ein bewußter. Er beschwichtigt sich daher bald und höret demnächst ganz auf in der Alltäglichkeit des Werkellebens und in der lieben Gewohnheit des Daseins. Diese Menschen bilden die große Menge der sogenannten „guten Leute." — Die tüch-

tigere Natur aber bringt sich diesen Kampf zum Bewußtsein (sie zeigt sich eben darin als die tüchtigere) und ringt nach einem Frieden, der nicht ein fauler Friede, eine träge Beruhigung und feige Unterwerfung, sondern ein Sieg mit dem großen Gewinne der Freiheit oder des Glückes ist. Der wirkliche Sieg entscheidet dann erst gründlich, was da sei die wahrhaftige Freiheit, das wesenhafte Glück.

Nun kann aber der Mensch von zwei Wegen den einen oder den andern einschlagen, um in bewußtem Kampfe den Sieg zu erstreben.

Auf dem einen Wege stellt der Mensch mit der ganzen Kraft des Eigenwesens im Rüstzeuge der Idealität sein Ich dem Objectiven oder Realen entgegen, sucht dieses zu überwältigen und seiner Herrschaft zu unterwerfen. Er allein ist dann der Freie, alles Andre ihm dienstbar; und der Egoismus feiert Triumphe. Der in Idealität schwelgende Egoismus schaffet dann freilich ausschließliches Wesen, Sonderlichkeit, Standesvorrecht, aristokratisches Gebaren, absolute Herrschgewalt u. dgl., bis im Durchgange durch's wirkliche Leben endlich die Wahrheit kund wird, und die Ideale an den ewigen Ideeen, die das Weltall durchdringen und beleben, wie Träume und Schatten entfliehen.

Eine Persönlicheit nun, welche auf dem eben bezeichneten Wege das Ziel ihres Strebens erreicht, hat Göthe in seinem Faust künstlerisch zur Anschauung gebracht.

A.

Faust verzweifelt an der mittelalterlich-romantischen Ueberschwänglichkeit.

1.

Faust ist durch die Erfolge seines wissenschaftlichen Strebens nicht befriedigt und doch in den Grundansichten seiner Zeit befangen.

Faust hat alle Wissenschaften studirt, hat die ganze Fülle des Wissens, welche seine Zeit ihm darbot, sich angeeignet. Er ist unbefriedigt geblieben. Auf Grund der erlangten Erkenntnisse hat er selbstständig weiter geforscht und kann immer des Forschens kein Ende finden. Kraft seiner urkräftigen (energischen) Individualität hat er seiner subjectiven Lebensauffassung eine gewaltige Bestimmtheit gegeben und kann nun trotz alles Studiums nicht finden, was derselben entspricht. Seine hohen Vorstellungen von der Würde des Menschenwesens hat er zu starken Ansprüchen verlebendigt. Er mögte nun seinen Vorstellungen Inhalt verschaffen, seine Ansprüche verwirklichen.

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust. —
Doch alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tief bewegte Brust.

Denn die natürliche Beschränktheit seines Wesens ist ihm zum Bewußtsein gekommen. Die Endlichkeit seiner individuellen Kräfte hat sich an ihm geltend gemacht. Die Haltlosigkeit und das Stückwerk seiner Bestrebungen ist ihm unverkennbar geworden. Das Erdenleben mit seinen körperlichen Schranken und sinnlichen Verkümmerungen verliert mehr und mehr an Werth. Und doch nach Befriedigung seiner selbst durch den Werth des Daseins strebt er; die Würde des Menschenwesens will er aufrecht erhalten, will er steigern. Um so eifriger ringt er nach Erweiterung seines Wissens, nach Sammlung seiner Kräfte, nach Gewalt seines Willens.

Er will erkennen, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schaun alle Wirkenskraft und Saamen
Und mag nicht mehr in Worten kramen.

Wenn er nämlich — das ist sein Gedanke — nur erst durch allseitiges Erkennen und urgründliches Wissen Das gewonnen hat, was wir etwa als theoretische Freiheit bezeichnen können: so wird ihm vermöge der Energie seines Willens auch thatsächliche, werkkräftige, wirkliche Freiheit, die Freiheit des Wirkens nicht unerreichbar bleiben. — So ist Faust (wie Rosenkranz treffend gesagt hat) „der Titan, der um die Gottgleichheit seines Wesens kämpft.“ Er emancipirt sich aus den gangbaren Verhältnissen des Lebens, tritt insbesondere alle Traditionen des Glaubens und alle vorhandenen Systeme der Weisheit unter seine Füße. Er will also von der Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts und von seiner eignen Zugehörigkeit zu der Gesetzmäßigkeit der Geschichte nichts wissen. Selbstständig, exclusiv, von den allgemeinen Gesetzen des Seins sich ablösend, will er in der aristokratischen Gewalt seines absoluten Eigenlebens sich die Welt erobern und nun mit Hülfe der Magie die Wirklichkeit sich unterwerfen.

Wie nun? Kennt er die Wirklichkeit? Wohl steht Faust auch jetzt schon im vollen Leben; die Fülle des Weltalls umgiebt ihn. An der studirenden Jugend, die dem berühmten Magister und Doctor zu Füßen sitzt, um seiner Weisheit zu lauschen, hätte er den lebendigen Pulsschlag des rührigen Daseins spüren können. Aber er hat sich in seine Wissenschaft so tief hineingegrübelt, daß er gewissermaßen unbewußt voraussetzt, es könne die Welt um ihn her unmöglich mit den Resultaten dieser Wissenschaft übereinstimmen. Er übersieht dabei, daß er das Leben nur aus Büchern und künstlichen Experimenten kennen gelernt hat, und vergißt, daß diese Bücher auch von Menschen geschrieben, diese Experimente auch von Menschen erfunden, daß die daraus zu schöpfenden Welt- und Lebensansichten auch nur das Product einseitig und beschränkt forschender Menschen sind. Nun nimmt er das Alles aber für that-

sächliche Wirklichkeit, für Darstellung des objectiven Bestandes des Weltalls. Wie er daher seine eigens gewonnenen idealischen Ansichten mit den aus jenen Büchern erlernten in Widerspruch findet, so scheinen sie ihm nun auch mit dem wirklichen Leben in Widerspruch zu stehen. Wie er die gangbare Wissenschaft verschmäht, so verschmäht er nun das aus falschem Spiegel falsch reflectirte Leben selbst und will, statt daß er die fremden Lebensansichten hätte verbessern sollen, das vermeintlich ihm widerwärtige wirkliche Leben verbessern. Darum sucht er erhöhtere, mächtigere Kraft, eine Kraft, die selbstschöpferische Gewalt ausüben soll. Durch die Magie hofft er in Besitz dieser Kraft zu gelangen. Denn an diese Magie glaubt er. In diesem Glauben aber steht er mit seiner ganzen Zeit auf einunddemselben Boden der Ueberzeugung. Zur Erleichterung des Verständnisses unsrer Tragödie müssen wir daher den Ueberzeugungsboden der faustischen Zeit näher kennen lernen. Nirgend anderswo aber finden wir denselben mit Sicherheit als in einer näher zu bestimmenden Bethätigungsweise der menschlichen Wesenheit überhaupt.

Das Menschenwesen wird erkannt an Dem, daß es sich kund giebt. Das Sich-kund-geben des Menschenwesens sind wir einmal gewohnt durch das aus dem Griechischen angenommene Wort „Phantasie“ zu bezeichnen. Dies Wort heißt auch wirklich nichts Anderes als das Sich-kund-geben, Sich-zur-Schaustellen, Manifestation. Sobald also die Phantasie lebendig wird, thut der Mensch — nicht etwa, wie es vielfach fälschlich so dargestellt wird, eine einzelne, in besonderer Weise bethätigte Fähigkeit oder Kraft sondern vielmehr — seine ihn vor allen übrigen vorhandenen Wesen charakterisirende Wesenheit oder sich selbst in seiner Wesenheit kund. Sobald nämlich der Mensch in's Erdenleben hereingedrungen ist, steht er alsbald gegenüber den körperlich-sinnlichen Elementen des Daseins einestheils, den nichtkörperlichen, geistigen anderntheils. Jene wirken auf den Menschen vermittelst des dem Menschen gewordenen Sinnes ein, welcher in den Sinnesorganen sich bethätigt und sich an die Körperlichkeit und deren Form und Bewegung schmiegt, diese vermittelst der Vernunft als eines Organs des Menschen, welches an den geistigen, die körperliche Welt bewegenden Kraftbethätigungen den Urgeist, den ewigen Schöpfer und Regierer des Weltalls oder Gott selber vernimmt. Indessen ist in der Welt Körperliches und Geistiges nicht so von einander geschieden, daß das Eine neben dem Andern oder für sich abgesondert da wäre. Vielmehr ist Jenes von Diesem durchdrungen, äußert Dieses sich im Leben und in der Bewegung von Jenem. Beides ist zugleich mit einander vorhanden; Beides tritt als Totalität vor den Menschen, sobald sich sein Wesen für die Empfängniß erschließt; Beides setzt also gleichzeitig wie den Sinn so die Vernunft des Menschen in Thätigkeit. Dadurch verliert das Körperliche seine scharfe, bestimmte Form, weil diese vom Geistigen durchdrungen und überglänzt ist. Nicht minder wird das Geistige hinwiederum in einer Art von Gestalt aufgefaßt, weil es nur in Geformtem waltet. Und wie nun der so angemuthete Mensch sich Gebilde schaffet, in denen einestheils weder die strengen Formen des Körperlichen noch andern-

theils die Wesenheit des Geistigen in ihrer Reinheit erscheinen; wie vielmehr Eins in's Andre verschwimmt und so seiner wirklichen Natur nach geradezu verschwindet, während ein Drittes sich ergiebt, das, ohne wirklich gerade so und nicht anders zu sein, doch auf dem Fundamente der Wirklichkeit entstanden ist: so sagt man nun, schaffet die Phantasie, um die Thatsache zu bezeichnen, daß der Mensch solches schaffet. Der Mensch schaffet also Etwas, das nicht ist und doch ist, das heißt: Etwas, worin das Dasein in abgewandelter Fassung erscheint. Dadurch ist der Mensch gewissermaßen von den vorhandenen irdischen Naturformen emancipirt. Er schaffet sich eine eigene Welt und steht, obgleich das Substrat dieser eigens geschaffenen Welt immerhin die Wirklichkeit bleibt, im Gebiete der Freiheit, während die Natur unter ehernem Gesetze in einmal bestimmter, regelmäßig wiederkehrender Weise in strenger Gebundenheit stets dieselbe bleibt. Sobald das unmittelbare Gefühl der Freiheit menschliche Sprache gewinnt, entsteht Das, was wir Poesie zu nennen gewohnt sind.

Nun wird aber (und die Erfahrung bezeugt es) zuerst vorwaltend der Sinn rege. Denn derselbe kommt in eine bestimmtere, durch Formen bedingte Berührung mit den körperlichen Bestandtheilen der Welt mittels der einzelnen Sinnesorgane, während die Vernunft nur Allgemeineres vernimmt und durch das Verschwimmen von Geistigem und Körperlichem an den wahrgenommenen Dingen nicht alsbald zur Klarheit über das Geistige gelangt. Die Formen der Dinge binden und fesseln gleichsam den Sinn, wenigstens zunächst. Bald jedoch fängt der Mensch an, die Dinge eins von dem andern und sich von den Dingen zu scheiden. Er unterscheidet, sondert, verbindet wieder Aehnliches und weiset allmälig jedem Dinge, das zur Wahrnehmung kommt, einen besonderen Platz oder Stand an, bis er Alles unter einen höchsten Begriff zusammengestellt und in dieser Zusammenstellung doch zugleich ordnungsmäßig geschieden hat. An den Formen und Bewegungen der Naturdinge hat er eine gewisse Gesetzmäßigkeit erkannt, davon gewisse Formgesetze abgezogen (abstrahirt). Sogleich kommt indessen die Phantasie, welcher trotz des Vorwaltens der Körperlichkeit das Geistige wenn auch unklar vorschwebt, in Thätigkeit und weiset den Dingen scheinbar nach denselben Gesetzen, die aus der Körperlichkeit abstrahirt sind, einen andern Platz oder Stand an, als welchen dieselben in der Wirklichkeit einnehmen. Auf diese Weise ver-stellet der Mensch die Dinge der Natur, ordnet sie systematisch und zeigt sich verständig. Er bildet auch so eine neue Welt, eine Welt, nach Begriffen geordnet, in regelmäßige, pyramidalische Form gebracht; und die Phantasie oder die Kundgebung des Menschenwesens hat sich als Verstand erwiesen, der in der Bethätigung des Sinnes seine Entwicklung fand. Auch in der verstandesmäßigen Bewirksamung der Phantasie erscheint das Menschenwesen als eine frei schaffende oder vielmehr umschaffende, formende Gewalt. Darin hat die Wissenschaft ihren Ursprung.

Mit dem durch Abstraction und Combination gefundenen höchsten Begriff

ist indessen die neu gebildete Welt fertig, aber weil fertig so auch zugleich starr geworden und, genau angesehen, ohne wesenhaften Inhalt und Lebendigkeit. Die einmal angeregte Phantasie steht jedoch nicht wieder still und duldet auch im Andern den Stillstand, die Erstarrung nicht. Auf das Gebiet der im höchsten Begriffe erstarrten Verständigkeit trägt sie aus ihrer eigenen Lebendigkeit und aus dem Leben der trotz aller Abstraction nicht verschwindenden anderweiten Wirklichkeit lebendiges Leben hinüber und begeistigt gleichsam die Producte desselben. Die Begriffe werden zu Geistern, zu Engeln, zu Gespenstern; und wie die Begriffe je nach ihrem engeren oder weiteren Umfang einander unter- oder übergeordnet sind, so entstehen förmliche Reihen von Geistern und Engeln, bis im höchsten Begriff die Reihe culminirt und an der Spitze der Geister ein oberster Geist entsteht, dem nun die andern Geister je nach ihrem Begriffsumfange in weiter und weiter abgestuften Ordnungen als Erzengel, Engel, Dämonen und Teufel dienstbar sind. Metaphysik und Theologie verdanken dieser sinnlich-verstandesmäßigen Operation der Phantasie ihr Entstehen.

An dem einzelnen Dinge werden mancherlei Eigenschaften unterschieden. Das Ding wird zerlegt, seinen Eigenschaften und Lebensäußerungen nach anatomirt. So wird z. B. der Mensch selbst ein Conglomerat von Anlagen, Fähigkeiten, Kräften, Tugenden und Lastern, daß an dessen Wirrsal kaum noch ein einheitliches Ganzes wieder zu erkennen ist.

Aus den mancherlei Beschaffenheiten der wirklichen Körperlichkeit küret der Mensch Einzelnes, wie es dem zur Lebendigkeit zu bringenden Begriffe zupasset, aus, stellt mit Entfernung alles Nicht-zupassenden dasselbe so zusammen, daß es ein ebenmäßiges, zusammenstimmendes Ganzes wird, dem Sinne wohlgefällig, die Empfindung reizend und doch zugleich durch harmonische Ganzheit das Gemüth beschwichtigend, und schaffet sich Kürbilder oder Ideale, in denen er selbstbegnüglich sich selber in herrlichster Herrlichkeit abgespiegelt findet. Die Summe der auf solche Weise durch Kürsamkeit gewonnenen Gestaltungen bildet dann eine idealische Welt, welche der Mensch für die wirkliche Welt anzusehen lange genug geneigt bleibt, weil er darin seine Freiheit beglaubigt sieht, während sie ein Product der schöpferischen Bethätigung des einseitig gerichteten Menschenwesens oder der einseitig-verstandesmäßig sich bewirksamenden Phantasie ist. Bleibt indessen der Mensch in dieser einseitig-verstandesmäßigen Richtung seiner Wesensoffenbarung beharren, so schaffet er mit der Anerkennung eines Uebernatürlichen den Glaubenscultus, durch Individualisirung und Personification des Ideales die Kunst.

Ungeachtet alles Freiheitsgefühls, das bei solcher Bethätigung seines Wesens den Menschen durchdringen mag, bleibt ihm doch, wenn auch anfangs noch dunkel, das Bewußtsein der Endlichkeit, Begrenztheit all' dieser Schöpfungen. Er kann daher auf die Dauer sich nicht an ihnen befriedigt fühlen. Ehe er nicht die Stufe einseitiger Verstandesmäßigkeit überwunden hat, winkt ihm die volle Freiheit nicht. Denn der dem Sinne entsprossene Verstand hat es mit

Endlichem zu thun und schaffet nur Endliches. Auf der Verstandesmäßigkeit ruhet aber im Großen und Ganzen die Weltanschauung der faustischen Zeit.

Im Gefühle solcher Endlichkeit und Beschränktheit sucht nun Faust ein Mittel, wodurch er den Schranken entkomme und sich das Unendliche zugänglich mache. Er ergiebt sich der Magie, eignet sich magische Kunst an. Ist diese Magie der Vorzeit etwas Anderes als ein Product des Verstandes, der abstrahirend Körper und Geist, Leib und Seele von einander sondert und dem abstracten Geiste Kräfte zutheilt, die vom Körper ungehemmt Ueberschwängliches leisten, die hinwiederum das Uebersinnliche nöthigen sollen, sich sinnlich wahrnehmen zu lassen? Faust ist daher mit sich selber im Widerspruch, indem er durch den Verstand sich von der Verstandesmäßigkeit befreien will. Kraft der Magie versucht er,

ob ihm durch Geistes Kraft und Mund
nicht manch Geheimniß würde kund.

Mit Geistern will er also verkehren. Das heißt: er schweift über die Kreise der irdischen Lebensbedingungen hinaus auf den (so zu sagen) bodenlosen Boden der Transscendentalität oder Ueberschwänglichkeit hinüber. Aber siehe da! Der Widerspruch, in dem sich Faust mit sich selber befindet, hegt dennoch etwas Wahres, indem er auf höhere Einheit hinweiset; er würde sich lösen, wenn nicht Faust darin zu befangen wäre. Als er „das geheimnißvolle Buch von Nostradamus eigner Hand" aufgeschlagen hat und nun das Zeichen des Makrokosmos erblickt: da ahnet er wohl das Höhere, waget sich aber nicht an den Geist dieses Makrokosmos. Den kann der „von der Natur unterwiesene" Verstand nicht fassen. Denn der Makrokosmos — das ist ja eben nichts Anderes als das Weltall in seiner thatsächlichen Objectivität selber. Der aber, der da bewirket,

Daß Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt,
Daß Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen —

das ist ja der ewige, allmächtige, lebendige Gott; den erfaßt und begreift des Menschen Verstand nicht. Gott wird vom Menschen vernommen durch die Vernunft. Wie nämlich auch immer die Phantasie durch den Sinn angereizt sei, sich in Verständigkeit zu verlieren: die geistigen Elemente der Wirklichkeit verlieren sich nicht, weichen nicht zurück. Trotz aller Occupation, welche die Körperlichkeit an dem sinn-begabten Menschen übt, läßt sich das in der Welt vorhandene Geistige und vermittelst desselben der Urgeist, der ewige, heilige Gott selber, beständig vernehmen. Indem dann dies Geistige das Menschenwesen berührt, wecket es in demselben Das, was wir Vernunft nennen. Durch Bethätigung der Vernunft treten aber die Gottesgedanken im Weltall, die großen, ewigen Ideeen des Wahren, des Guten, des Schönen, dem Menschen

zum Vorschein. Wahrheit, Gutheit, Schönheit — sie sind immer da, sie sind das Uranfängliche, sind „das Wort," das in Gott war, sich durch die Schöpfung des Weltalls verleiblichte und durch Jesum Christum zuerst eine dem Menschengeschlecht verständliche Erklärung fand. Sie sind da und bleiben da ewiglich. An ihnen wächst die Vernunft und läutert sich mehr und mehr zur Klarheit, je inniger sie vernimmt und festhält. Und die Phantasie nimmt und hält diese Ideeen, durchmustert an ihnen die vorhandene Wirklichkeit sowohl als auch die eigens geschaffene Idealwelt. Sie findet nun in der Körperlichkeit diese Ideeen bethätigt, mithin die Körperlichkeit auf ideeenmäßiger oder vernünftiger Grundlage erbaut, und strebet endlich dahin, auch dem Menschenwesen im Einzelnen und dem Menschenleben im Ganzen oder der Menschheit die Ideeenmäßigkeit des Daseins eigenthümlich zu machen — ein Document der Freiheit, die in Wahrheit den Namen Freiheit verdient. Diese ruht dann auf der Ueberzeugung, daß das Fundament des Menschenthums nicht außerhalb des Menschen, nicht oben jenseits eines krystallenen Himmelsfirmamentes, auch nicht unten unter einer kreisrunden Erdfläche bei infernalischen Wahnwesen und Teufelsgespenstern, sondern innerlichst im Innern des Menschen selber begründet ist. So schaffet denn der Mensch in der Bethätigung seiner frei schöpferischen Wesenheit oder durch die Phantasie ein auf den ewigen, göttlichen Ideeen ruhendes, in Ideeenmäßigkeit sich bewegendes Menschenleben, wie es dem durch Jesum Christum geoffenbarten Worte Gottes entspricht, jenes Reich, das erst „inwendiglich in uns" sich gestalten muß, um seine Segensfülle der ganzen Menschheit zu spenden. Die Phantasie hat sich nun zur Vernunft gestaltet und bethätigt sich ideeenmäßig. Dadurch gewinnt die Poesie an Lebenskräften und gestaltet sich, die Gebundenheit der Idealität durchbrechend, eine ideeenmäßige Form. Dadurch gewinnt die Wissenschaft die Grundlage realer Wahrhaftigkeit und wird practisch. Religion wird lebendiges Leben und, was Kirchenthum war, eine brüderliche Gemeinsamkeit vor dem ewigen Allvater. Und die Kunst verkläret mit dem Glanze wahrer Schönheit die irdischen Verhältnisse zu herzerhebender Freundlichkeit. Die Ideeenmäßigkeit des Menschenlebens aber weiset uns Schiller in seinem „Wilhelm Tell" auf.

Aber Faust's Wesen ist weit, weit ab davon, in dieser Weise sich zu bethätigen. „Wo fass' ich Dich, unendliche Natur? euch Brüste, wo?" so ruft er aus und kündigt dadurch an, daß er sinnlich verstandesmäßige Erfaßbarkeit will, während er doch zugleich in der Frage das Dasein des unendlichen Wesens, wenn auch unklar, anerkennt. Er ist ja keineswegs der Vernunft baar und ledig, keineswegs hat sich ihm die Vernunft unbezeugt gelassen; ja, jener unstillbare Drang nach Fortschritt ist der Erfolg der Anschauungen, welche die Vernunft an der Bewegung, also an den geistigen Wirkungen in der Körperlichkeit gewinnt. Aber sein Ich, sobald es sich zu manifestiren angefangen hat, ist ganz nach der Weise der damaligen Zeit in jene scholastische und kirchenthümliche Weltanschauung hineingebildet und gefangen, daß er nun, obwohl sich dieser Scholastik entziehen wollend, doch in derselben scholastischen Ver-

standesweise die Versuche dazu unternimmt. Und die Magie soll diesen Versuchen Erfolge sichern. Mit ihrer Hülfe citirt er Geister.

Seinem magischen Rufe erscheint der Geist der Erde. Derselbe ist einer der edlen Geister, der da „schaffet am sausenden Webstuhl der Zeit und wirket der Gottheit lebendiges Kleid." Dieser Repräsentant der Kraft, die das Leben der Erde als eines urgehörigen (integrirenden) Theils des Weltalls in gedeihlichem Gange erhält und die Erscheinungen des Erdlebens als Offenbarungen des Gotteswillens und als äußere Beweise seiner Herrlichkeit hegt, beweiset durch sein Erscheinen die Ehrlichkeit der Bestrebungen Faust's; sonst wäre er ihm nicht erschienen. Er schlägt aber zugleich auch den auf seine Verstandeskraft hochmüthigen Faust nieder und weiset ihn auf seine Grenzen zurück. Dieser Geist der Erde gehört seiner Natur nach dem Vernunftbereiche an, ihn kann der verstandesthümliche Faust nicht begreifen, weil derselbe nicht begrifflich zu fassen ist.

Faust gleicht dem Geist, den er begreift. Diese Hinweisung bringt ihn vollständig zur Verzweiflung, da ihm sogleich (wie zu handgreiflicher Erklärung) der „trockne Schleicher" Wagner mitten in seine Phantasiebilder hineingeräth, dieser ächte Scholasticus, dieser gelehrte Kerl, der ohne die entfernteste Ahnung des Vernünftigen Alles nur recipirt, um es zu zerlegen, zu zersetzen, zu destilliren, bis ihm zuletzt der Mensch als eine bloße Fare übrig bleibt. Dieser gelehrte Handwerker oder handwerkernde Gelehrte — Faust kann's nicht ertragen, daß er sich für dessen Gleichen anerkennen soll.

Da aber Faust einmal im Geistesleben seine Aufgabe erkannt und sich zur Lösung derselben in Transscendentalität gerückt hat, so bleibt ihm nun nichts übrig als die thatsächliche Transscendenz, nämlich der Tod. Er will sich vergiften, will sterben, um „auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen zu neuen Sphären reiner Thätigkeit." Nicht nur erbebt er nicht vor dem Tode durch die eigne Hand; vielmehr erscheint ihm der Selbstmord als die That entschiedenster Freiheit, die den Beweis liefert, „daß Menschenwürde nicht der Götterhöhe weicht." — Allein als er den Giftbecher an den Mund setzt, ertönt von der nahen Kapelle her Glockengeläut und Gesang. Der feierliche Osterchor erinnert den Faust an seine Jugend, an die Zeit, während welcher er unbefangen und harmlos das Leben, wie es sich eben darbot, hinnahm und in solch ungetrübter Empfängniß der Lebensgaben sich so glücklich fühlte. Er ist also schon einmal glücklich gewesen; vielleicht kann er es doch noch wieder werden. So horcht er mit Wehmuth den forthallenden Tönen der Feier: Thränen der Rührung rinnen ihm über die Wangen: er ist der Erde wiedergegeben. Wie aber? ist es Himmlisches und Ewiges, was ihn zur Erde zurückzieht? oder was ist's?

Diese Frage nöthigt uns zu genauerer Forschung nach dem Grundgedanken, auf welchem die Weltanschauung der faustischen Zeit ruht. Dazu bietet uns unsere Tragödie die nöthigen Eröffnungen durch den „Prolog im Himmel." Um der dramatischen Kunstmäßigkeit willen steht derselbe zwar vor

dem Auftreten des Faust, um von vorn herein den Geistesgrund kenntlich zu machen, auf welchem das vorzuführende Leben sich gestaltet; unsern Zwecken dient die Betrachtung des Prologs an dieser Stelle am besten. — In diesem Prologe nun ist uns der Himmel aufgethan, wie er in der Vorstellung der Zeitgenossen des Faust und in seiner eignen sich nach den im Kirchenthum erstarrten Phantasiebildern der Vorzeit gestaltet hatte.

Aus den unannahbaren Tiefen seiner vom Lichtmeer geheimnißvoll umflossenen Wohnung, wo er Aeonen hindurch einsam mit seinen eignen Gedanken in seliger Ruhe weset, ist in den Himmel hernieder gestiegen und „nahet sich einmal wieder“ der Herr, der Herr-Herr. Das Gesinde steht in feierlicher Stille, bis die Frage ergeht, „wie Alles sich bei uns befinde.“ Darauf treten die drei Erzengel hervor und berichten, daß Sonne und Erde, alle die hohen Werke des Herrn, noch herrlich sind wie am ersten Tage. Mephistopheles indessen, der auch zum himmlischen Gesinde gehört, und den der Herr sonst gewöhnlich gern gesehen hat, macht einen Einwand in Betreff der Menschen, welche die Erde bewohnen. Diese scheinen ihm nämlich, wie hoch auch Sonne und Erde und alle hohen Werke zu preisen sein mögen, doch an höchster Unvollkommenheit zu laboriren und, da sie jetzt noch eben so wunderlich sind als wie am ersten Tage, zu dieser Unvollkommenheit für immer verdammt zu sein. Und warum? Weil ihnen der Schein des Himmelslichts gegeben ist, das sie Vernunft nennen und gebrauchen, „nur thierischer als jedes Thier zu sein.“ — Also: ein Herr, der in absolutester Absolutie orientalischen Herrscherthums in unzugänglichen Räumen seines himmlischen Palastes in sich begnügt nur sich selber lebt und sich an seinen unerforschbaren, unbegreiflichen Gedanken labt, steht an der Spitze des Daseins. Eine Schaar von Gesinde, von Dienstboten oder Engeln, erfüllt den Palast und bildet den Hofstaat des Herrn. Die Welt, Himmel und Erde, sind einmal für allemal fertig. Die Oberdienstboten oder Erzengel haben die Sorge, dieselbe in Gang zu erhalten, von Zeit zu Zeit den besonderen Willen des Herrn zu vernehmen und ihn zweifellos auszuführen. Die Menschen — im Faust werden die Menschen vom Herrn selber als Knechte bezeichnet — die Menschen bringen als Knechte den durch die Engel verkündeten Willen des Herrn an sich selber zu äußerlicher Vollziehung, gehorchen unbedingt. Der Knecht aber thut nichts für sich, Alles allein für den Herrn; Lohn oder Strafe erhält ihn in Thätigkeit. So sorgt denn Jeder, wie er es dem Herrn recht mache, dessen Gunst gewinne, dessen Zorn abwende. Jeder strebt dem Andern voraus in Betreff des Lohnes; Jeder schiebt dem Andern Schuld zu in Betreff der Strafe. Knechtschaft erzeuget Selbstsucht: Hochmuth einerseits, Neid und Bosheit andrerseits; von Mitgefühl, von Gemeinsamkeit ist nirgends die Rede. Und wie der himmlische Herr, so die irdischen Herren und ihre Unterthanen. Denn der Himmel ist ja nur das idealisirte Abbild der irdischen Verhältnisse. — Die Engel nämlich wenden sich nicht an Alle und Jeden. Sie wählen unter den Menschen Einige aus, erküren sie und lassen durch diese Erwählten, Auserkornen den

Willen des Herrn der Menschheit kund thun. „So rücken Einige aus der Menschenmasse empor, sind von der gewöhnlichen Menge abgesondert, sind die Geweihten, die Heiligen und bilden sich zur Priesterherrschaft, die sich zur Stellvertretung Gottes auf Erden erhebt und in Gottes Namen die Menschheit regiert. Die Priesterschaft hinwiederum erwählet aus der übrigen Menge Einen, der mit Schwerdtes Gewalt das Volk (die Laien) in Zucht halten muß, wenn es ja daran denken sollte, daß die Priester seines Gleichen wären, und sich empörete. Sie salbet diesen Einen mit heiligem Salböl, um ihn zu weihen, zu reinigen von der die arbeitenden Knechte bedeckenden Unreinheit, und nennet ihn König, Fürst, Herr, wie sie ihm priesterliche Würde ertheilt und ihn dadurch zu ihres Gleichen macht. So scheidet sich denn die Menschheit in Erwählte und Verworfene, in Reine und Sünder, in Herren und Knechte. Nur die unentbehrlichen Gebotsträger und Geschäftsführer der Herren gelangen in mehr und mehr abgestufter Ordnung zu größerem oder minderem Genusse des Abglanzes der Herrlichkeit, die von oben herabströmt, und erscheinen als Edle, Adel, Kriegerkaste, Ritter, Beamtete, sie, die Diener der höheren Herren und nun selbst Herren der Massen des Volks. — Was nun die Herren gebieten, das erscheint als Gottes Gebot unanzweifelbar und ist dem Volke unverbrüchliches Gesetz. Denn die Herren sind Gottes Stellvertreter, also unantastbar und heilig, all' ihr Gebot und Wille folglich durch Gott geboten und heilig. Jeder den Herren zu leistende Dienst geschieht lediglich „zu größerer Verherrlichung Gottes," ist somit eine religiöse Pflicht, deren Versäumniß oder Verweigerung hier zeitlich und dort ewiglich Verderben bereitet. In Folge dessen stehen alle und jegliche Lebensverhältnisse unter priesterlicher Ordnung. Wie sie aber durch die wunderbar geheimnißvolle Weihe des Priesters als übernatürlicher Ausfluß der Gottheit selber proclamirt erscheint, so ist diese Ordnung eine ewige, unveränderliche, stabile. Alles dient unterschiedslos und unabänderlich einem einzigen Interesse. So im alten Indien, im alten Egypten, im alten Kanaan durch das Tempelpriesterthum. Dies alte Tempelpriesterthum feierte aber im christlichen Zeitalter seine Wiedergeburt, nachdem der römische Bischof als Stellvertreter Gottes auf Erden zu gelten angefangen, den Kaiser des erneuerten Römischen Reiches zu seinem Schirmherrn und Schwerdtträger erkoren und demselben durch mysteriöse Salbung mit heiligem Gnaden-Salböl priesterliche Würde und übernatürliche Heiligkeit ertheilt hatte. Das Mittelalter und dessen Romantik bezeugt solches Leben. Und dies ist's, was wir durch den Ausdruck „Kirchenthum" oder „Kirchenthümlichkeit" (Hierarchie) bezeichnen.

Diese Andeutungen genügen, um danach die Lebenszustände der Faustzeit zu bemessen. Diese haben aber ihren Grund in einem Hauptsatze, der durch's ganze Alterthum und Mittelalter hindurch für Wahrheit und Thatsache gehalten wurde. Dieser Satz ist im Prolog durch die dramatische Scenerie des Himmels dargestellt. Das ist der Satz: die Welt besteht aus Himmel und Erde, und die Erde ist vom Himmel geschieden durch ein Fir-

mament. Dies Firmament überwölbt wie eine große hohle Halbkugel die Erde und bestimmt durch ihre aufliegenden Ränder die Grenze und Form derselben als eine Kreisfläche. Ueber demselben oder „jenseits“ ist der Haushalt des Herrn; unter ihr oder „diesseits“ auf der Erde wohnen die Menschen. — Dieser Satz ist der Ausdruck der rohesten Sinneswahrnehmung und zwar einer Sinneswahrnehmung, welche den Schein und ganz und gar nichts als den Schein für Wahrheit und Wirklichkeit nimmt. Der Schein wurde aber für Wirklichkeit genommen, die aus ihm hervorgehende Täuschung als Wahrheit sanctionirt und nun hierauf ein System von Phantasiegestalten errichtet, das in seinem sinnlich verstandesmäßigen Ausbau in den Satzungen und Dogmen des Kirchenthums Jedem ersichtlich zu Tage liegt. Denn wie das höhere Alterthum überhaupt so insbesondere hält auch das Alte Testament diesen auf Schein und Täuschung des rohesten Sinnes ruhenden Satz fest. Nur in der Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Satzes kann von leibhaftigen Himmelfahrten, von Auf- und Absteigen der Engel, von Wundern aller Art die Rede sein. Dieser Satz hegt jenen unseligen Dualismus, jene Zweiheit und Zerrissenheit, welche so viel Elend des Menschengeschlechts herbeigeführt hat und lebendig erhält.

Wohl hat Magellans Schiff die Erde umfahren; wohl ist dadurch die Erde als ein Kugelball erfunden, der frank und frei im ewigen Weltraum schwebt; wohl ist das vermeintliche Firmament zusammengerollet wie ein Gewand, zerstoben und verflüchtigt in das Nichts des Scheins; wohl ist Himmel und Erde als das Eine unermeßliche Weltall erkannt, darin Gott allwesend und allgegenwärtig waltet und lebt als der Eine, ewige Schöpfer, Erhalter, Regierer: aber Faust und seine Zeitgenossen waren deß noch nicht inne geworden. Um so mehr, als jener Satz von dem trennenden Firmament im Alten Testamente steht und dieses Alte Testament als priester- und kirchenthümliches Buch heilig und unanzweifelbar ist, hielten sie fest an dem Scheine, der sich ihren Sinnen ja auch alltäglich und allaugenblicklich wiederholte. Es bestätigt aber gerade dieser Umstand recht gründlich die obige Behauptung, daß die ganze Welt- und Lebensanschauung der faustischen Zeit auf sinnlich-verstandesmäßiger Phantasiethätigkeit ruhe.

Bei allem Dem macht uns der Prolog sogleich aufmerksam auf die Ursache, vermöge deren die so geartete Phantasiethätigkeit den Menschen nicht zu Ruhe und Zufriedenheit kommen läßt. Nämlich

Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt' Gott ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben,

die Vernunft nämlich, vermöge deren (nach der Meinung des Mephistopheles) der Mensch „immer fliegt und fliegend springt und in jedem Quark seine Nase begräbt,“ die aber doch nicht zureicht, nicht mächtig genug ist, ihn in der Höhe zu erhalten. Daher des Menschen Leben ein unabläßiges Auf- und -Ab, Fallen und Auferstehen, Sehnen, Wünschen, Verlangen: eine Plage, die selbst dem Teufel Mitleid erregt. Ohne die Vernunft würde der Mensch dieser Plage,

diesen Jammertagen entgehen, er würde mit dem Sinne das Sinnliche erfassen, das Sinnliche genießen ohne weiteren Wunsch, ohne ausschweifende Hoffnung. — Freilich ohne die Vernunft würde sich des Menschen Wesenheit nicht als Phantasie gestalten können, das heißt: er würde eben nicht Mensch sein sondern ein Thier. Er würde folglich auch nicht dem Gebiete der Freiheit angehören, sondern in Gebundenheit des Naturzwanges vegetiren und sterben. Gott hat aber den Menschen, wie er ist, zur Freiheit geschaffen. Gott weiß, ja, Gott will also, daß der Mensch durch Verworrenheiten hindurchgehe, daß er irre, weil er streben soll, die dargebotene Freiheit zu erlangen. Denn das ist die Natur der Freiheit, daß sie erstrebt werde; eine fix und fertig gegebene Freiheit — nun das wäre eben eine fertige, abgeschlossene, vollendete, d. h. zu Ende, zum Schluß gebrachte Freiheit, ein Widerspruch an sich selbst. Gott hat das Menschenwesen gerade so gewollt, daß es irre und wirre. Er hat den Baum gepflanzet, ein weiser Gärtner, und wenn nur das Bäumchen grünet, lebendig ist, voll Saft und Kraft, das heißt, wenn nur der Mensch sich strebsam erweiset, nicht faul und träg' im Grase liegen bleibt: so werden Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren, so wird der Mensch in die Klarheit geführt werden. Denn ein guter, frisch vorwärts und aufwärts strebender Mensch ist sich in seinem dunkeln Drange nach höchstem Ziele des rechten Weges wohl bewußt und gelangt, wenn er nur nicht aufhört zu streben, durch allen Irrthum hindurch zur Wahrheit, durch alles Wirrsal zu fester Willensentschiedenheit, durch alle Plagen und Schmerzen zu Befriedigung und Glück, durch den Kampf gegen die schicksalsmäßigen Hemmnisse des körperlichen Daseins aus dem Zwiespalt des Phantasielebens zu reiner Vernunftbildung, so daß er endlich den echten Göttersöhnen gleich wird, denen der Herr beim Schlusse des Himmels zuruft:

Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Wie uns aber der Prolog in seinem dramatischen Bestande aufgewiesen hat 1) den Grundfehler, aus welchem vom frühesten Alterthum der Geschichte her alle die Fehler entsprossen sind, welche dem Leben des Menschen auch noch durch das Reformationszeitalter hindurch diesen einseitigen, sinnlich-verstandesmäßigen Charakter aufprägen — 2) die besonderliche Natur des Menschen, die nur durch unnachlassendes Streben aus dem Schwanken zwischen Vernunftmäßigkeit und Sinnesweise sich zu reiner Geistigkeit emporarbeiten kann, sich aber dazu strebsam auch emporarbeiten soll —: so bringt er uns, indem er die personificirten und idealisirten Begriffsbilder der verstandesmäßig operirenden Phantasie als poetische Symbole benutzt, 3) die beiden Gewalten abgesondert und für sich bestehend zur Erscheinung, welche das Weltall in seinem thatsächlichen Vorhandensein zu einem einigen Ganzen verknüpfen, nämlich

die Vernunft als Vernunftmäßigkeit, wiefern sie das ganze All durchdringt und ideeenmäßig in harmonischem Gange erhält, und das Sinneswesen, in welchem die Idee sich verleiblicht und als Realität gegenständlich macht. Die echten Göttersöhne, diese Erzengel und himmlischen Heerschaaren, repräsentiren das reine Vernunftprincip, dessen lebenskräftige Offenbarung für ewige Dauer in der Liebe gesichert ist. Wie der Herr sie auffordert zur Freude an der lebendig reichen Schöne der Gesammtschöpfung, so beweisen sie ihrerseits in dem Hymnus der drei Erzengel, daß sie in dem Leben des Weltalls diese Vernunft anerkennen und in ihr sich selig fühlen. Ihnen gegenüber steht Mephistopheles, das Princip des reinen Sinnenwesens. Ihn begeistert nimmermehr das Anschauen der lebendig reichen Schöne der Gotteswelt zu hohen, erhabenen Worten, „von Sonn' und Welten weiß er nichts zu sagen;" er kommt sich selbst lächerlich vor, wenn er nur an einen Versuch denkt, mit Pathos oder mit Kundgebung eines Ergriffenseins durch die Herrlichkeit der göttlichen Werke sich vor Gott selbst auszulassen. Denn wie er aller Vernunft baar ist, so ist ihm Liebe der Schall eines tönenden Erzes, einer klingenden Schelle; die pure Handgreiflichkeit ist seine Sache. Er steht (um mit Jean Paul zu reden) fester auf Dreck als auf Aether und Morgenroth. Darum bedauert er die Menschen um ihrer Begabung mit der Vernunft willen. Diese Begabung hält er für die Ursach des menschlichen Elends. Und darum eben hofft er, den Faust von der Vernunft abbringen und ihn seine mephistophelische Straße sacht führen zu können, daß derselbe mit Lust Staub fresse wie die alte Schlange berüchtigten Andenkens. — Durch solche Charakteristik giebt uns aber der Prolog endlich 4) Andeutung genug zur Würdigung des Mephistopheles, der sich nächstdem mit dem Faust in Verbindung setzt, und erleichtert uns die Auffindung des Grundgedankens, zu dessen Verleiblichung Faust mit seiner ganzen Geleitschaft in der Tragödie in Bewegung gesetzt ist. Mephistopheles nämlich ist Repräsentant des der Vernunft als für sich bestehend gegenübergestellten oder abstracten Sinnenwesens. Wie der Vernunft, so steht er auch der Natur gegenüber, die, wenn auch unfühlend und ohne Bewußtsein ihrer selbst, doch von vernunftmäßig waltenden Kräften durchdrungen, belebt und in Bewegung gesetzt wird. Er mag auch mit der Natur, eben um ihrer Vernunftmäßigkeit willen, nichts zu thun haben und sorgt daher möglichst dafür, den Faust an einsiedlerischem Aufenthalt in der erhabenen Naturwelt zu hindern. Er ist das rein Materielle, der lebendig gedachte Stoff, an dem gewisse Formen eine gewisse Gesetzmäßigkeit und Regel wahrnehmen lassen. Hat der Stoff diese Regeln und Gesetze, nach denen er sich formt oder vielmehr geformt wird, aus sich selbst? Ist er sich dieser Gesetze und der aus denselben folgenden Formen bewußt? Kann er sie umgehen, sie ändern? Nein! er muß sie sich gefallen lassen. Die Kraft, welche ihn bewegt, ist nicht seine Kraft, ist vielmehr eine Kraft, welche ihrerseits ihn zwingt, bindet, an ihm Willen übt, eine Kraft, ohne deren Einfluß er selbst, der Stoff, etwas Todtes sein würde. Wenn nun Mephisto als Repräsentant dieses Stoffes dennoch

als ein scharf urtheilendes, raffinirendes, witziges, gelüstendes, schalkhaftes und boshaftes Wesen erscheint, also in der Tragödie hingestellt wird als geistiger Stoff oder als materieller Geist: so ist er entschieden sein eigener Widerspruch und löset sich selbst auf. Das heißt: er ist, soweit ihn die Menschheit zu einem integrirenden Theil ihres Glaubens gemacht hat, ein Phantom der sinnlich-verstandesmäßig sich verfahrenden Phantasie, ein Phantom, welches in unserer Tragödie passend benutzt wird zur Verbildlichung und Personification all' der Sinnesgewalten, welche aus dem Schooße der sinnlich körperlichen Welt hervor das Menschenleben einseitig verstandesmäßig gestaltet haben, den einzelnen Menschen sinnlich anreizen und dadurch gefangen nehmen, daß sie dessen eigene Sinnlichkeit in ihr Bereich ziehen und in dieser seiner Sinnlichkeit sich gesetzgeberisch geltend machen. Wenn ihnen das gelingt, so haben sie den Menschengeist „von seinem Urquell abgezogen und auf ihrem Wege mit herab geführt." Da sie indessen, als ihrer selbst unbewußt, keinen Willen haben, so schlägt ihre Gewalt in die Sinnlichkeit des Menschen selber zurück. Mephisto ist daher insofern zugleich der Repräsentant der Sinnlichkeit des Menschen, inwiefern der Mensch durch das außer ihm vorhandene Sinneswesen seine eigene Sinnlichkeit so weit verlocken läßt, daß durch dieselbe sein Geistiges gleichsam verzehrt, paralysirt, und die Befriedigung im Sinnengenuß die Ursach seiner geistigen Vernichtung d. h. der Aufhebung seines Menschenwesens wird. Dann hört der Mensch auf, Mensch zu sein, er wird sein eigener Widerspruch. — Das kann indessen nur geschehen, wenn der Mensch aufhört zu streben, vorwärts zu dringen, fortzuschreiten, wenn er beharret auf einem Fleck, still steht, stabil wird. Das Princip des Stillstandes, der Stabilität ist der Teufel. Indem aber unser Prolog diesen Ausspruch als eine Grundwahrheit zur Erkenntniß bringt, wirft er damit ein schneidendes Licht auf die geschichtlichen Verhältnisse, in welche hinein er uns den Faust begleiten heißt. Da nämlich Faust ganz entschieden von dem „Herrn" zum Streben, zur Regsamkeit, zum Fortschreiten angewiesen wird, an ihm also das Princip des lebendigen Geistes sich geltend macht; da Faust folglich im Gegensatz erscheint zu den Lebensverhältnissen, in welche Mephisto ihn hineinführen will, um ihn von seinem Streben abzubringen: so ruhen diese Lebensverhältnisse ihrerseits auf dem Grunde der Stabilität, der Beharrlichkeit, Bewegungslosigkeit. Daher kann denn auch Faust, obgleich er vorläufig „dem Herrn nur verworren dient," sich mit diesen Lebensverhältnissen nicht befreunden. Daher kann er im Gefühl seiner Geistesschärfe dreist in dieselben hineindringen ohne Besorgniß, an ihnen befriedigt zu werden. Daher kann er sie sich dienstbar machen zur Genüge seines eigenen Willens. Daher kann er zuletzt den Mephisto als ein Ding, das ihm bloß noch lästig ist, von sich weisen. Und so weiset uns der Prolog im Himmel darauf hin, daß uns die Fausttragödie zur Anschauung bringen werde: das erfolgreiche Streben des am lebendigen Leben sich bildenden Menschengeistes nach Emancipation aus den allerwegen durch einseitige Verstandesmäßigkeit beherrschten und zur Beharrlichkeit bestimmten Verhältnissen des zeitlichen Daseins.

2.

Faust wird zur Theilnahme am sinnlichen Leben geweckt und entschließt sich zum Mitleben in den allgemeinen Kreisen der Menschheit.

„Die Erde hat mich wieder." Mit diesen Worten kündigt Faust seinen Zurücktritt aus der Sterbenslust und einen Moment an, der einen merkwürdigen Wendepunct in seinem Leben bezeichnet. Es liegt aber dieser Wendepunct in dem Momente der höchsten Anspannung der Subjectivität Faust's, als er den Giftbecher an die Lippen setzt, um sich zu tödten. Indessen der Tod erfolgt nicht. Weil nun die Anspannung den höchsten Grad erreicht hatte, als der Zweck derselben durch die Dazwischenkunft eines unvermutheten Umstandes aufgehoben wird, so ist dieser Moment zugleich der der entschiedensten Abspannung und Erweichung aller subjectiven Kraft. Dadurch ist Faust auf seine Ursprünglichkeit zurückgebracht und der ihm gegenüber stehenden Objectivität anheimgegeben. Er wird gleichsam neu geboren, betritt in diesem Moment mit schlummernden Kräften die Bühne des Lebens, fängt das wirkliche, thatsächliche Leben jetzt erst an und bietet uns so Gelegenheit zur Erkenntniß der Erscheinungen, durch welche der Menschengeist veranlaßt wurde, aus dem chaotischen Düster der Mittelalterlichkeit hervorzudringen und einen neuen Lebensweg einzuschlagen.

Wie in seiner ersten Jugendzeit so auch jetzt bei seiner Wiedergeburt rührt ihn der Ostergesang; ahnungsvoll klingt des Glockentones Fülle; ein unbegreiflich holdes Sehnen treibt ihn in's Leben zurück. Fühlt er sich aber auch jetzt unter den heißen Thränen, die ihm über die Wange rinnen, eine Welt, eine befriedigende Welt entstehen? Kann diese durch die Osterfeier herbeigeführte Zurückversetzung in die Jugendzeit ihm gewähren, wonach er bisher so schmerzlich gerungen hat? Bietet sich ihm in der Osterfeier diejenige Objectivität dar, welche das Menschenwesen vermittelst der einheitlichen Anregung des Sinnes und der Vernunft zu beglückendem Selbstbewußtsein zu förden im Stande ist? Diese Osterfeier vertritt im Augenblicke von Faust's Wiederhingebung an das Erdenleben die Objectivität! Ist in ihr die reine, die wahre Objectivität vorhanden? Bringt sie das Gesetz zu Wirkenskraft, welches als das Ursprüngliche und Ewige die individuelle Subjectivität Faust's zur Ergebung zu bringen vermag?

Diese Osterfeier übt ihren Einfluß zunächst mittels des musicalischen Reizes, nimmt also die Seele des Faust sinnlich in Anspruch. Durch Aufreizung der Sinne neutralisirt sie das Geistige, drängt dasselbe momentan in den Hintergrund. Sie wirkt also nicht durch wesenhaften Geistesstoff sondern lediglich durch plötzliche Herbeiführung von Bildern der Vergangenheit in sinnlicher Erinnerung. Und was ist sodann ihr Inhalt?

Wohl mag den Faust die große geschichtliche Thatsache des Wiederhervorgehens Christi aus dem Grabe ahnungsvoll durchdringen; wohl mag er die Gewalt der Geschichte und in ihr das objective Walten des ewigen Gottes

fühlen; wohl mag er die Macht des vom Gottesgeiste durchhauchten und bewegten Weltalls (und das ist die wirkliche Objectivität) spüren, welche sein besonderliches Ich mit dem Leben des Weltalls verflicht: aber die Fassung der geschichtlichen Thatsache als ein Wunder verunstaltet die Thatsache als geschichtliche, indem sie dieselbe durch die Gestaltung zum Wunder aus der lebendigen Geschichte herausreißt und für etwas Anderes will angesehen wissen als für ein dem ganzen Organismus des Welt- und Menschenlebens innigst natur- und vernunftgemäß verwobenes Factum. Die kirchenthümliche Auferstehung ist kein einfaches, auf naturgemäßen Ursachen ruhendes, durch Gottes unerforschbare Fügung gerade so und nicht anders stattfindendes Wiederhervortreten aus dem Grabe, sondern eine wundersame, unzubegreifende Ueberwältigung des leibhaften Todes durch einen vom Tode selbst dahin gestreckt gewesenen Gott. Darin nun zeigt sich freilich nichts weiter als die idealische Symbolisirung eines wirklichen Factums. Allein die Idealität eines Factums ist immerhin nicht mehr das Factum selbst sondern die subjective Fassung und Deutung desselben, kann also auch nicht die gleiche Wirkung ausüben und nicht durch Thatsächlichkeitsrecht Anerkennung gewinnen. — Wer nun diese subjective Fassung für Objectivität nimmt, der hat eine unwahre Objectivität vor sich, kann also auch nur auf eine unwahre Weise seine eigene Subjectivität berührt fühlen. Er wird daher, sobald er selbst energisch denkt und will, sich derselben nicht gefangen geben. Und gerade in diesem Falle befindet sich Faust. „Die Botschaft hört er wohl, allein ihm fehlt der Glaube." Er nimmt zwar das Product der idealisirenden und transscendentalisirenden Subjectivität früherer Zeiten und Menschen für das Objective; aber den Glauben, den die Menschen für ihre Ideale verlangen und im langen Laufe der Zeiten durch priesterliche Bannung fortwährend haben erzwingen wollen, den versagt er ihnen doch. Darum erscheint er der Kirche gegenüber, ja, er erscheint sich selbst als ein Zweifler.

Keiner der sogenannten Skeptiker hat jemals an Gott oder an göttlicher Weltregierung gezweifelt. Hätte er aber auch zu zweifeln selber gemeint, so wäre er doch nur befangen gewesen in dem Irrthume, der freilich bis auf den heutigen Tag durch die Weltgeschichte gegangen ist: er hätte nämlich die von priesterlichen Instituten in bestimmten Formen und Handlungsweisen dargestellten Idole oder Bilder der Gottheit für den wirklichen, wahren Gott genommen und so die Summe der ihm gegenüberstehenden Subjetivitäten und Idealitäten für die wahre Objectivität, für wesenhafte Realität angesehen. Das thut nun auch Faust; und sein Kampf ist eigentlich nur ein Kampf seiner eigenen Subjectivität gegen die Summe aller ihm gegenüberstehenden Subjectivitäten der Vorzeit und seiner Gegenwart. Er hat sich indessen so sehr emancipirt, daß er das Verflochtensein des Subjects mit dem objectiven Leben überhaupt nicht mehr erkennt, sondern die Meinungen und Dichtungen Anderer über Geschichte für wirkliche Geschichte hält; und dieser glaubte er sich bei seiner geistigen Urkräftigkeit entziehen zu können.

Nun berührt ihn jene Osterfeier mit ihrer Wundergeschichte und Engelsmusik so, wie sie ihn berühren kann, d. h. sinnlich-phantastisch. Dadurch aber ist gerade sie es, welche die Sinne des Faust, nachdem er mit seinen magischen Versuchen auch die früheren geistigen Strebungen quittirt hat, für die Reize des Sinnenlebens empfänglich macht.

Selbigen Tages noch sehen wir ihn auf einem Spaziergange im Freien. Hätte er bloß die Natur in ihrer Frühlingsentwickelung gesehen: sie hätte seinen Sinn rein angezogen und zugleich seine Vernunft zu klarer Anschau und Würdigung des in ihr waltenden Geistes geweckt. Aber nun sieht er den Naturkreis belebt durch Menschen. Diese genießen die Osterfreude sinnlich genug, sind im Sinnengenusse gar lustig und glücklich. Siehe da! die Bauern danken ihm, daß er ihnen zur Zeit des bösen Fiebers durch sinnlich-medicinische Einwirkung das Leben erhalten hat, weil sie nun das Leben mit straffen Sinnen genießen und in solcher Weise glücklich sein können. Faust sieht, die Sinne, die er bis jetzt unter Zucht des Geistes gehalten und vernachlässigt hat, sind doch zu etwas gut und das Sinnenleben so übel nicht. Und nun sind überdies seine von der Ostermusik bereits angeregten Sinne durch den frischen Anhauch der Frühlingsluft vollends geweckt. Der frische Trunk, den der alte Bauer ihm dankbar zubringt, stillet ihm in der That nicht bloß den Durst, vielmehr durchdringt er ihn mit glühenderem Leben und mächtiger Erkräftigung. Was Wunder, daß das Sinnenleben ihn anzieht, seine Sinnlichkeit in Bewegung setzt? Der Pudel ist da und wird sein Begleiter.

Und als nun Faust nach vollendetem Spaziergange sich in seiner Klause die schriftliche Quelle des religiösen Glaubens „in sein geliebtes Deutsch übertragen“ will: da läßt ihn der Drang der aufgeregten Sinnlichkeit nicht zu sicherem Studium gelangen. Der Pudel knurrt, ist unruhig, rennt hin und wieder. Ja, fast muß man glauben, es habe sich die Sinnlichkeit schon in den Gang seiner Uebersetzungsgedanken geschlichen. Denn das Wort soll dem Sinne weichen, der bald zur Kraft und endlich zur That wird. Der Pudel bellt, schwillt zum Nilpferd an, das Nilpferd dehnt sich zur Höhe des Elephanten, dieser zu weitem Nebel aus; und aus dem Nebel tritt endlich ein Menschenexemplar hervor, dessen Gattung wegen ihrer Lascivität und ihres thatsächlichen Sinnenlebens nicht allzugut berüchtigt ist. Es dauert nun auch gar nicht lange, so hat sich die Sinnlichkeit zu straffer Enschiedenheit gestaltet, bequemsame Form angenommen — und der edle Junker mit der Hahnenfeder auf dem Hut zieht den Herrn Doctor in die weite Welt hinein als Mephistopheles.

Dieses Mephistopheles bedient sich die Göthesche Fausttragödie allerdings nur zu einer künstlerischen Darstellungsform, durch welche ein Begriff und zugleich eine geschichtlich-psychologische Thatsache in einer geschlossenen Persönlichkeit gegenständlich gemacht werden soll. Die Form aber, in welcher diese Persönlichkeitsgestaltung vollzogen wird, ist der durch das geschichtliche Leben der Menschheit hindurchgehenden Voraussetzung von der Existenz eines persön-

lichen Teufels angepaßt. Und wir bewundern mit Recht die hohe Künstlerschaft, welcher es gelungen ist, in dem grauenhaften Phantom des Kirchenthums zugleich den gespenstigen Rüpel des deutschen Volkshumors aufzuweisen und durch gleichzeitige Benutzung desselben zur Symbolisirung der sinnlichen Naturgewalt Ersteres geradezu zu vernichten und den Letzteren als Bild der Dummheit und des Unsinns zu rechtfertigen.

Der kirchenthümliche Teufel verdankt zweifelsohne seine Entstehung dem Phantasiewesen, in welchem der Orient des Alterthums sein Ich manifestirt, also einem unklaren, schwarmgeisterischen Gedankenschaffen. Aus ihrer eigenen Unklarheit entsprang der orientalischen Phantasie die Voraussetzung, daß die Urstoffe der später gebildeten Welt in einem Chaos zusammengewirrt gelegen hätten und von undurchdringlicher Finsterniß und Nacht eingehüllt gewesen wären, bis dann aus der Finsterniß das Licht geboren und nun die Scheidung der Weltstoffe in Himmelsfirmament und Erde herbeigeführt worden. Mephistopheles sagt von sich:

> Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs Alles war,
> Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
> Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
> Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.

In Wahrheit ist aber Das, was wir Finsterniß und Nacht zu nennen pflegen, nichts weiter als der Schatten, den ein Körper hinter sich wirft, wenn er vor sich das Licht hat. Ohne Licht kann es daher keinen Schatten geben, das heißt: Finsterniß oder Nacht ist nicht denkbar oder vielmehr gar nicht vorhanden ohne Licht. Folglich ist Licht das Erste, das Uranfängliche. Nun ist freilich das Licht auch ein Körperliches und zwar in steter Bewegung. Wie fein auch immer seine Materie sein mag, vielleicht ist's dennoch gerade die Lichtmaterie, deren weniger feine und bewegliche Theile sich zu den gediegneren Massen verdichtet und endlich Das gebildet haben, was nun als geballte Körper den Weltraum erfüllt, während die feineren Theile als erleuchtender Lichtstoff sich um gewisse Centralkörper gesammelt halten und von diesen auszuströmen scheinen. Wenn nun eine gediegene Körpermasse in's strömende Licht rückt, so kann von Schatten, Finsterniß und Nacht die Rede sein. Während daher das Licht das ursprünglich allgemein Wesende ist, weiset der Schatten oder die Finsterniß an der im Licht stehenden Körperlichkeit nur deren Begrenzung, Unterschied und Besonderheit auf. So läßt sich sagen: das Licht ist das „im Anfang" von Gott Geschaffene, das Göttliche (im Bereiche des Geisteslebens — die Vernunft); den Schatten machet allerdings der Körper, so daß hinwiederum nun ohne Vorhandensein des Körpers Schatten oder Finsterniß nicht gedacht werden kann. Muß nun zwar der Körper im Lichte wandeln, wenn er einen Schatten schlagen soll, so ist doch die Finsterniß als ein Erzeugniß der Körperlichkeit, als ein durch das Körperliche bedingtes Etwas anzuerkennen. Nun hat aber der Mensch die Welt nie anders als ein bereits Gewordenes kennen gelernt. Er hat also Schatten oder Finsterniß als

beständige Begleiter der Körperlichkeit vorgefunden. Da aber Licht das Allgemeine, Schatten das Besondere ist, und da der Sinn durch das Besondere vorzugsweise angezogen und gefesselt wird: wie leicht ist's, daß der Mensch Ursach und Wirkung verwechselt! Der Körper erscheint ihm an den Schatten gefesselt und Finsterniß das Erste, woraus alles Uebrige entstanden ist. Dessenungeachtet ist im Allgemeinen dem Menschen das Licht erfreulicher als die Finsterniß. Das Licht und was in demselben lebet und webet, erscheint ihm als das Wünschenswerthe und Gute, die Finsterniß und was in derselben existirt und geschieht, als das Widrige, Gefährliche, Böse. Es bildet sich ein Gegensatz zwischen Finsterniß und Licht, zwischen Körperlich-sinnlichem und dem Geistigen, zwischen Sinn und Vernunft, zwischen Welt und Gott, bis endlich eine entschiedene, scharfe Sonderung und Trennung eines Reichs der Finsterniß und des Bösen von dem Reiche des Lichts und des Guten feststeht. Beide Reiche liegen dann in einem steten Kampfe gegen einander, bis (wie Mephistopheles meint) „mit den Körpern das Licht zu Grunde geht" oder am Ende aller Enden mit einem sogenannten Weltgerichte der Weltuntergang erfolgt. — So ist Finsterniß, Böses, Sünde u. dgl. als etwas vermeintlich Positives und Uranfängliches durch die Consequenzen der sinnlich-verstandesmäßig phantasirenden Menschenseele — nicht etwa in die wirkliche Gotteswelt sondern — in die Köpfe der Menschen hineingekommen und zu einem integrirenden Theil des religiösen Glaubens geworden. Da nun der Verstand auch verlangt, daß Alles in einen obersten Begriff sich pyramidalisch emporgipfle, daß Alles seinen Urheber, Vorsteher und Repräsentanten habe: so trat durch Personification der Finsterniß, des Bösen u. s. w. der Herr Urian, dieser Ueberall-und-nirgends, der Teufel und Satan (zu deutsch: Leugner und Dreckling) in's Dasein. Und wie man, getäuscht durch die Sinne zur Annahme eines die kreisrunde Erdfläche überwölbenden Firmaments, Gotte seine Wohnung im Lichtreiche oberhalb des Firmamentes anwies, so sollte nun der Teufel unter der Erde wohnen in den Tiefen der Finsterniß bei ewigem Feuer. In diese Finsterniß bei ewigem Feuer stürzt dann der Teufel die Seelen aller Derer hinab, welche den Befehlen des Kirchenthums nicht haben gehorsam sein wollen. Er dient also als Schreckgespenst dem Kirchenthume, das durch Furcht seine Herrschaft zu sichern sucht. Als dies Schreckensphantom und Sündenstiftungsprincip erscheint Mephistopheles in unserer Tragödie, gegenüber der unschuldigen Margareth und ihren Angehörigen, im Kreise der geistig beschränkten und nieder gehaltenen Kleinbürgerlichkeit. — Wie er aber bei allem Dem selber die Hoffnung ausspricht, es werde nicht lange dauern, bis mit den Körpern auch das Licht zu Grunde gehe; wie er der Meinung war, daß die Körper, denen das Licht entströmt, von Hause aus ein Product der chaotischen Finsterniß, „die anfangs Alles war," seien; wie er sich selber „einen Theil dieser Finsterniß" genannt hat: so schließt er ja bei solcher Schlußfolgerung sich selbst in den allgemeinen Untergang mit ein, beweiset sich bei solcher Begründung seiner eigenen Richtigkeit als den Geist, der „stets verneinend" hier sich selbst verneint, seine Existenz

als einen Widerspruch an sich selber aufweiset und somit sich selber vernichtet. Dadurch erklärt denn unsere Tragödie Jedem, der Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, daß der Teufel nichts ist als ein Phantom, ein Hirngespinnst, das allerdings im Mittelalter und während der Reformationsperiode geschichtlichen Einfluß hinlänglich geübt hat.

Faust nun, seinem Zeitalter gemäß den Teufel glaubend, nimmt doch im Grunde den Mephistopheles sogleich für Das, als was derselbe sich selbst geschildert hat. Ihm ist daher Mephisto „des Chaos wunderlicher Sohn," der ihm Gesellschaft leisten mag, um ihm „mit seinen Künsten die Zeit zu vertreiben." Und so hat auch der deutsche Volkshumor den Teufel aufgefaßt. Denn tief im deutschen Volksgeiste, in diesem wenn auch dumpfen allgemeinen Volksbewußtsein bleibt's wie eine angestammte Erinnerung aus Urväter-Zeiten her haften, welche Umstände dem kirchenthümlichen Teufel seine besonderliche Gestalt gegeben haben. Die alten Deutschen, die den Allvater verehrten, sich selbst für Allvaters Söhne achteten und in der Freiheit des Mannes das Zeichen ihrer Abkunft von Gott dem Allvater schätzten, zu dem sie in's Walhall kamen, wenn sie ihre Freiheit verfechtend im Kampfe den Tod gefunden hatten: sie wußten nichts von einem Teufel; ihnen war höchstens etwa Derjenige ein Teufel, der ihnen die Freiheit nahm. Darum wehrten sie sich so anhaltend, als der vielberühmte Carolus Magnus ihnen das Kirchenthum und mit diesem den Teufel auf den Hals brachte, um ihnen mit ihrer Freiheit ihren Allvater zugleich und ihr Land zu rauben. Die fränkischen Kriegsknechte glaubten freilich an den Teufel. Und als nun die Deutschen, um ihrem Allvater auf heiligem Harzberge Feste zu feiern, bei nächtlicher Weile mit Klappern und Stangen und Feuerbränden in der Hülle schrecklicher Thierhäute, deren Gehörn drohend emporragte, die den Brocken bewachenden Frankenposten durchbrachen: da meinten diese Streiter allerdings, sie hätten den Teufel und seine höllische Geleitschaft leibhaftig gesehen. Diese Rechtgläubigen flüchteten schmählich von dannen vor den gehörnten Auerstierhäuten und klappernden Pferdefüßen und erzählten ihren Genossen und Priestern, wie der Teufel aussähe und woran man ihn erkennete. Als nun der Priester späterhin den durch die Wasserbesprengung und das lateinische Gebet in den Schoß des Kirchenthums aufgenommenen und mit schwerem Schoß und Kirchenzehnt belasteten Abkömmling jener freien Allvatersverehrer durch den Teufel mit Hörnern, Pferdefuß, Kuhschwanz und feurigen Krallen in Furcht zu setzen und in unbedingten Gehorsam hineinzudrohen alles Ernstes versuchte: mußte nicht diese Drohung und dieser Teufel dem Deutschen seltsam genug vorkommen? Mit des Teufels Gewalt büßt aber das Kirchenthum, welches den Teufel zum Urheber der Erbsünde und zum höllischen Züchtiger der aus der Erbsünde stammenden persönlichen Einzelschuld des Menschen gemacht hat, seine eigene Macht ein. Und so ist's erklärlich, wie auf deutschem Grund und Boden der Geist der Weltgeschichte seinen Kampf gegen das Kirchenthum in entscheidendster Weise zu allgemeinem Ausbruche kommen ließ. So ist's auch erklärlich, wie

Faust „die Mißgeburt aus Dreck und Feuer" so lange zum Dienstboten, Packesel und Lustigmacher benutzt, bis derselbe um sein vermeintlich wohlerworbenes Recht durch seine eigene Absurdität und Widernatürlichkeit geprellt wird, er, der Hanswurst des deutschen Puppenspiels, er, der stets geprellte dumme Teufel, den die Volkssage noch heut in den Felsblöcken der Teufelsmühle am Brocken, an dem Eisengitter im Dom zu Magdeburg, an dem eingesunkenen Stein neben dem Dome zu Halberstadt und an tausend anderen Stätten der Harzgegend gebannt hält.

Mephistopheles dienet dem Faust und (wie Luther in seinem großen Kampfhymnus sich ausdrückt) „soll keinen Dank dazu haben." Darin aber spricht sich der Sinn aus, in welchem unsere Tragödie zu dramatischem Zwecke die Figur des Mephistopheles künstlerisch benutzt hat. — Mephistopheles ist ein Symbol, ein als für sich in Selbstständigkeit handelnd gedachtes und zu der Wesenheit einer sich ihrer selbst bewußten Person verlebendigtes Sinnbild. In ihm tritt die Summe aller natürlich-sinnlichen Gewalt des Weltstoffs vor den Faust hin, bietet sich seinen Sinnen dar, reizt seine Sinnlichkeit auf und erweicht dieselbe so sehr, daß sie sich in dieselbe ganz hineinschleichen und das Regulativ derselben werden kann. Mephistopheles ist keineswegs die abstracte Sinnlichkeit des Faust selber. Faust als dramatische Person bleibt immerwährend der ganze, vollständige Mann. Aber durch die freiwillige und absichtliche Hingabe an den Reiz der Sinnenwelt amalgamirt und assimilirt er seine eigene Sinnlichkeit so sehr dem Gesetze jener, daß die Anlockungen von Seiten der Sinnenwelt als sein eigenes sinnliches Wollen und Streben erscheinen können. Dadurch deuten sich weiterhin im Mephistopheles die allgemeinen äußeren Lebensbezüge und Verhältnisse an, in welche der Mensch ohne sein Zuthun, Wissen und Wollen sogleich bei seiner leiblichen Geburt für's irdische Dasein hinein tritt, und von denen er, noch bevor er eigenes Urtheil hat ausbilden können, zu dieser oder jener Richtung seiner Anlagen und Kräfte bestimmt, in diese oder jene Bahn des Strebens hineingezogen wird, mit einem Worte: die Schicksalsmäßigkeit des menschlichen Daseins, dieses unfreiwillige Verflochtensein mit den allgemeinen Umständen und Lagen des Menschensohns, an denen jeder Mensch ohne Ausnahme vom Moment der Geburt an betheiligt ist oder seinen Antheil (Moira, Schicksal, Geschick) hat. Gerade diese Allgemeinheit der Daseinsverhältnisse ist's aber, was, wenn es dem Menschen an's Bewußtsein rückt, das Gefühl der Besonderheit oder der Individualität anregt und jeden Einzelnen dahin führt, sich der Allgemeinheit zu entziehen, um auf sich selbst zu stehen und für sich das Besondere zu suchen. Mit je mächtigeren Kräften das Individuum begabt ist, desto lebendiger strebt es nun nach Entrückung aus den allgemeinen Zuständen, desto widerwärtiger werden ihm dieselben, desto schärfer tritt es in Gegensatz und Widerspruch zu denselben, desto schwerer lastet ihm sein Schicksal, desto eifriger sucht er gegen dasselbe zu kämpfen, sich ihm zu entziehen. Er emancipirt sich, er isolirt sich und meint nun, wunders wie groß und herrlich er

dastehe. So sahen wir den Faust noch vor dem Momente seiner Sterbenslust. In dem Entschlusse zu sterben lag aber neben dem Ueberdrusse am Leben zugleich die Verzweiflung an der eigenen Kraft zur Hervorbringung eines dem Allgemeinen vorzuziehenden besonderen Daseins und ein trotz aller Declamation von „Manneswürde und Götterhöhe" doch wider Bewußtsein und Wollen stattfindendes Zurücksinken und Sich-aufgeben an das Allgemeine, an das Allgemein-menschliche. In das Bereich des Allgemein-menschlichen, in die Schicksalsmäßigkeit des Erdenlebens, zur Betheiligung an dem allgemeinen Menschenloose hat die Ostermusik den Faust wieder herbeigezogen. Erinnerung an die Knabenzeit weiset auf, daß der Knabe in seiner Verflochtenheit mit dem Allgemeinen ganz fröhlich und glücklich aufwuchs, daß also mit dem Schicksal es ursprünglich gar nicht so böse gemeint sein kann! Die fröhlich singenden und tanzenden Menschen in der Osterfreude beim auferstehenden Frühling beweisen an sich selbst, daß ihre Zugehörigkeit zum Ganzen trotz aller bösen Fieber und trotz aller Unzufriedenheit mit dem neuen Burgemeister ihnen dankenswerthe Lebenserheiterung und Daseinsgenüge darbietet! Warum sollte es Faust nicht auch damit versuchen? So spricht denn Faust entschieden seinen Entschluß zur Theilnahme an dem allgemeinen Menschenleben in den Worten aus:

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

In solchem Entschlusse hat er sich mit dem Mephistopheles in Verbindung gesetzt und will fortan dem lebendigen Leben, wie es in der Menschheit menschlich woget und wirbelt, angehören. Darauf hin schließt er mit dem Mephisto eine Art von Uebereinkommen.

3.

Faust's Pactum mit dem Mephistopheles.

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das find' ich gut. Da ließe sich ein Pakt,
Und sicher wohl, mit euch, ihr Herren, schließen.

Sollte es als ein Widerspruch erscheinen, daß Faust bei seinem Streben nach Befreiung aus den bestehenden Lebensverhältnissen mit dem Mephisto, der vermöge der kirchlichen Vorstellungen der Zeit eine so wesentliche Gewalt innerhalb dieser Verhältnisse bekräftigt, sich in Verbindung setzt, daß er mit ihm ein Pactum schließen will? Ist's wirklich ein Widerspruch, so will eben denselben die Tragödie zum Bewußtsein bringen; er ist's dann, in welchem die

ganze Reformationsperiode sich bewegt, indem sie bei ihrem Kampfe gegen das (römische) Kirchenthum in Kirchenthümlichkeit haften bleibt mit Haupt und Gliedern. Das Leben, in welches nun Faust hineindringen will, ist vom Kirchenthum durch und durch durchdrungen; er muß also aus dem kirchenthümlich bestimmten Totalleben die Mittel gewinnen, um für seine Person menschlich leben zu können. Er muß mit dem Kirchenthume selbst ein Abkommen treffen, vermöge dessen er im Allgemeinen den Bestand desselben anzuerkennen den Anschein hat, für sich besonders aber diesen Bestand außer Kraft setzt. Der Widerspruch ist indessen nur scheinbar. Denn in diesem vom Faust in Vorschlag gebrachten Pactum deutet die Tragödie nur die Thatsache des weltgeschichtlichen Lebens an, daß in den mangelhaft bestehenden Lebensverhältnissen der jedesmaligen Gegenwart solche Elemente vorhanden sind, aus denen sich Neues und Besseres entwickeln kann und soll, daß das vorhandene Unvollkommene meistentheils gerade in den Elementen seines Bestandes, durch welche es sich recht sicher zu setzen glaubt, wider Willen und Erwartung die Mittel zur Herstellung vollkommnerer Zustände darbietet. Das deutet sich schon in den Worten des Prologs an:

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Hinwiederum knüpft Faust seinerseits an das Bestehende an, um darin die Mittel zur Erhaltung seiner persönlichen Unabhängigkeit von diesem Bestehenden zu erlangen. Denn dem Faust ist es durchaus nicht darum zu thun, die wahrgenommenen Mängel der allgemeinen Lebensverhältnisse zu bekämpfen, die schwachen Seiten derselben zu bessern, für die Menschheit überhaupt sich zu bemühen. Jene Mängel, wiefern sie der Menschheit zur Qual gereichen, nimmt er gar nicht wahr; und die Menschheit? was geht den Faust die Menschheit an? Er findet die Menschheit nur in sich, er ist sich die Menschheit oder der Mensch! Wie soll er dazu kommen, die Kirchenthümlichkeit der Verhältnisse zu entfernen? Er ist in ihnen und mit ihnen auf's Innigste aufgewachsen, in die Eigenthümlichkeit ihres Bestandes so hineingewachsen, daß er wie durch ein Wunder plötzlich aufhören müßte, er selbst zu sein, wenn er dieselben wollte aufzuheben suchen. Er will nur von den Gewalten, welche dieselben grundsätzlich bestimmt haben, für seine Person unbeherrscht sein. Wie er bei seinen geistigen Strebungen in Ueberschwänglichkeit oder Transscendentalität sich verflüchtigte, um für sich Gottgleichheit zu gewinnen: so nun bei seinem gegensätzlichen Entschluß für's Eingehen in's leibhafte Leben will er sich die Maßlosigkeit des Sinnenbereiches zugänglich machen, in die weiteste Weite des sinnlich vorhandenen Daseins hinausschweifen, um in unbeeinträchtigter, unverkümmerter Ausdehnung sein jedesmaliges Gelüst zu befriedigen. Dazu muß er denn freilich von den körperlichen, (so zu sagen) polizeilichen Lebensbedingungen emancipirt sein. Und so ergiebt sich schon hieraus, wie

es mit seinem Theilnehmen am Leben der Menschheit gemeint sein kann. Er redet zwar davon, daß er sich keinem Schmerze verschließen, daß er, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, genießen, daß er ihr Wohl und Weh auf seinen Busen häufen will; aber er ist weit ab von dem Gedanken und Vorsatz, dies Alles auf sich zu nehmen aus Mitgefühl für die gedrückten Mitmenschen, aus Theilnahme an dem Geschicke der Andern, aus dem Bewußtsein, daß er diesen Andern in jedem Stücke gleich werden, daß er Knechtsgestalt annehmen, den Andern dienen und für sie sich opfern müsse, wenn er gründlich und wahrhaft menschlich leben will. Vielmehr will er über den Andern stehen bleiben und in der Erweiterung seines eigenen Selbst zu dem Selbst der Menschheit nur bewirken, daß er in seiner eigenen individuellen Persönlichkeit die Idealität des im Irdischen wesenden Menschenthums zu eigener Anschauung bringe. Durch seine abstract geistigen und magischen Versuche war ihm das nicht gelungen; nun soll ihn das Mitleben in der Wirklichkeit dazu führen. Denn mit seinen geistigen und magischen Versuchen hat er ja keineswegs zugleich den geistigen Grund oder den Geist selbst, aus welchem jene Versuche hervorgingen, verloren. Dieser Geist war nur augenblicklich einigermaßen beschwichtigt und erfuhr in solcher Beschwichtigung die Uebergangsfrist zu neuer Regsamkeit und Spannkraft. Und so wendet sich Faust mit demselben Streben, das ihn früher beseelte, an die handgreifliche Wirklichkeit bei dem thatsächlich in ihm vorhandenen Bewußtsein, daß er sich auch von dem innigen Verflochtensein mit derselben exclusiv zu halten wissen werde. Dies Letztere giebt unsere Tragödie ganz offenbar dadurch zu erkennen, daß Faust als „edler Junker," also als eine durch Ritterstand bevorzugte und neben der Priesterschaft allein berechtigte Persönlichkeit unter die Menschen geht. Von einem Amalgamiren mit der Menschheit ist also gar nicht die Rede. Außerdem aber ist Faust durch unerschöpfliche Geldmittel, die Mephisto herbeischaffen muß, jeder äußeren Bedürftigkeit enthoben und durch unverwüstliche leibliche Gesundheit in seinem Verlangen stets ungehemmt. Von den Hauptbedingungen des materiellen Lebens, von den unabweislichen Nothwendigkeiten des allgemeinen menschlichen Daseins bleibt er also emancipirt. Folglich: trotz allen den im Moment verzweiflungsvoller Verzichtleistung auf frühere Strebungen und während des Ueberganges zu anderem Entschlusse vorgebrachten hochtönenden Redensarten bleibt Faust in seiner Haut stecken, das heißt: er beharrt in dem Egoismus, der für die eigene Person Unabhängigkeit von den gangbaren Lebensbestimmungen und in rein individueller Freiheit die Befriedigung subjectiven Persönlichkeitsbewußtseins erstrebt.

Schon hier ist die weltgeschichtliche Symbolik deutlich genug. Denn was Reuchlin, Erasmus und Andere auf geistigem oder wissenschaftlichem Wege nicht erreichen konnten, das erstrebten Zwingli, Luther und ihre Mitarbeiter auf praktische Weise, indem sie in's thatsächliche Leben hineingriffen. Während aber der aus ihrer Wirksamkeit erfolgende Protestantismus sich für sein Theil von der Bevormundung durch Papst und Kirchenversammlungen lossagte, ließ

er doch auf seiner Seite in Kirchensymbolen die das Volk beherrschende Gewalt des Kirchenthums neben den Privilegien und Vorrechten gewisser Stände und Classen in voller Kraft bestehen, so daß das Loos der Menschheit im Großen und Ganzen sich wenig veränderte.

Für solches Entbundensein aus den allgemeinen Lebensbestimmungen muß aber etwas geboten, es muß eine Art von „Ablaß“ gelöset, erkauft werden. Und so bietet denn Faust für seine persönliche Freiheit während des Erdenlebens die ganze Zukunft, welche er nach dem leiblichen Tode zu erwarten haben mögte. Auf Erden hindert ihn das Kirchenthum nimmer und nirgends an der Befriedigung jeglichen Gelüstes, dafür aber nimmt es jenseits die Seele um so strenger in die Haft seiner Hölle und läßt dieselbe durch seinen Teufel durch alle Ewigkeit hindurch hinlänglich unter Zucht halten. Das ist nach der Auffassung von Seiten des Mephisto der Inhalt des Pactums, welches zwischen ihm und dem Faust geschlossen wird. Sehen wir zu, ob nicht Mephistopheles in solcher Auffassung des Pactums sich mögte geirrt haben!

Faust unterschreibt allerdings mit seinem Blute einen Vertrag, der mit den Worten des Mephistopheles also lautet:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Aber er setzt in einer Klausel eine Bedingung hinzu, welche den Vertrag als solchen aufhebt und in eine Wette verwandelt. Zwar betrifft die Wette nur den Termin, den letzten Tag, bis zu welchem die Dienstpflicht des Mephistopheles reichen soll, so daß sich Faust mit dieser Unbestimmtheit seiner Forderung Schaden zu thun scheint und Mephisto in höchster Freude sein „Topp!“ ruft. Aber die Natur der Bedingung hebt, wenn Faust sich tapfer hält, den Termin für immerdar und somit den ganzen Vertrag auf. Im Faust ist nämlich ungeachtet seiner vorwaltenden und weit überwiegenden Verstandesmäßigkeit doch der Geist als Vernunft mächtig. Er spüret diesen Geist als ewig bewegt-bewegenden in allen Atomen seines Wesens und verabscheut daher in reinster Unmittelbarkeit seiner Natur alles Stillstehen, Ruhen, Beharren. „Wie ich beharre, bin ich Knecht!“ sagt er; und so fragt er freilich wenig danach, ob er, wenn er doch einmal beharren soll und sollte, des Teufels oder eines Andern Knecht sein muß. In solcher Entschiedenheit seines Wesens verklausulirt er denn seinen Vertrag in den Worten:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch! du bist so schön!“
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn.

Wie aber auch immer Faust seinem Vorsatze, nie zu rasten, treu bleiben möge: irgend einmal muß er doch nach menschlicher Weise sterben. Wie denn dann? Bei stets fortgesetztem Weiterstreben des Faust hat Mephisto der Bedingung

gemäß kein Recht, den „letzten Tag" für seinen nunmehrigen Herrn herbeizuführen, und unsterblich kann er ihn nicht machen, kann also den „letzten Tag" weder abwarten noch (gemäß seiner obigen Erklärung über den gleichzeitigen Untergang des Lichts und der Körperlichkeit) selber überleben. Für ihn kann also in Betreff der Seele des rastlosen Faust von einem „Drüben" gar nicht die Rede sein. Dieser Umstand ist für den Mephistopheles und seine Aufgabe ein fataler Verlegenheitsfall. Für den Leser oder Betrachter der Tragödie aber ist diese Verlegenheit gelöset auf bewunderungswürdige Weise. Die Wette nämlich, welche Faust im unmittelbaren Bewußtsein seiner Geistigkeit kühn wagt, ist in irdischer Form die Fortsetzung oder Bekräftigung der Wette, welche der ewige Geist, der Geist der Geister, im Namen seiner Menschenkinder geschlossen hat. Gottes Geist waltend im Menschengeist, der „in seinem dunkeln Drange" unter den Erscheinungen des irdischen Daseins doch nur Ihn, den Urquell des Seins, sucht und erstrebt! Davon aber hat Mephistopheles gar keine Vorstellung. Als Repräsentant der Materie, des Weltstoffs, thut er zwar auch nur, was Gott ihm gebietet, ihn thun läßt — er gehöret ja zum Gesinde des Herrn —; aber daß in seinem Thun das Göttliche waltet, davon hat er selbst kein Bewußtsein. Indem er für sich selbst dem Stillstande lebt und als Princip der Stabilität gilt, weiß er es gar nicht, daß er für Andere, also für den im Faust repräsentirten Menschen, ein Stein des Anstoßes, ein Weiter-treibendes ist, also ein „Schalk," der, während er zur Ruhe einzuladen den Anschein hat, doch zu steter Bewegung reizt. Mephistopheles ist Mittel zum Zweck, sich aber seiner Mittelsmäßigkeit nicht bewußt. Inwiefern er selbst Zweck sein will, macht er sich zunächst lächerlich. Da aber jeder Zweck ein Geistiges voraussetzt, Mephistopheles aber den Geist nicht nur nicht begreift sondern vielmehr verneint: so ist seine vermeintliche Selbstständigkeit eine leere, wirkungslose Einbildung. Er thut als Diener, was ihm geheißen wird, ist wider Willen und Wissen das Mittel zur Fortbildung des Menschengeschlechts und arbeitet selbst darauf hin, daß er, der Geist des Widerspruchs, im Widerspruch mit sich selbst seine Wette verloren macht, während Faust mit Hülfe des Mephistopheles „zum höchsten Dasein" dringt. Mephistopheles würde, hätte nicht „der Herr sich das Lachen abgewöhnt," im himmlischen Hofstaate das Amt eines Hofnarren und Lustigmachers versehen, wie er ja auch auf Erden am Hofe des Kaisers dies Amt trefflich verwaltet. Darum ist ihm auch der „Herr" wegen des lächerlichen Uebermuthes der Wette gar nicht böse, haßt ihn nicht, läßt ihn vielmehr „auch da nur frei erscheinen." Und als er zuletzt sich selbst um seinen Wettpreis gebracht hat, wird er geneckt und ausgelacht, nicht zwar vom „Herrn" selber — wie mögte Der über einen Rüpel triumphiren wollen! — sondern von dem Hofgesinde des Herrn, das die Seele des Faust in den Himmel entführt und den vorlauten und dummen Dienstgenossen sich an seiner eigenen Beschämung vernichten sieht.

Geeigneten Ortes werden wir bestätigt finden, daß Mephistopheles seine Wette verliert, daß Faust in ganz einfacher Weise vor dem Zu-Grunde-gehen

bewahrt bleibt, und daß der Auslauf des Pactums zwischen Faust und Mephistopheles nichts Anderes bedeutet als die Darlegung der Wahrheit: auch im Durchgange durch das lebendige Leben des materiellen Daseins, durch den bewegten Strom der irdischen Lebensverhältnisse gelangt der Mensch zu dem hohen Ziele menschlicher Bestimmung, wenn er, wie oft auch fehlend und irrend, nur rastlos dem Streben nach höherem Dasein getreu bleibt.

B.

Faust ist für die realen Lebensverhältnisse wiedergeboren.

4.

Faust verschmäht gemeinen Sinnengenuß und erlangt kräftige Jugendlichkeit.

Wohl hat Faust in der Verzweiflung an seiner Göttergleichheit seine Wendung an die materielle Seite des Daseins in solchem Unmuthe genommen, daß dieselbe als das Ergebniß des Trotzes erscheinen könnte.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt.

Und so mögte uns, da wir nun den Faust sich zu den lustigen Brüdern in Auerbach's Keller gesellen sehen, leicht die Sorge beschleichen, daß Mephistopheles das durchsetzte, dessen er sich im Angesichte des „Herrn" gerühmt hat: Staub soll er fressen, und mit Lust, wie meine Muhme, die berühmte Schlange. Allein gegen wen sollte wohl dieser Trotz gerichtet sein? Hätte Faust vernunftgemäß an den wahrhaftigen Gott geglaubt, an Gott, der bei entschiedener Klarheit des vollsten Selbstbewußtseins in lebendigem, vernünftigem Wollen mit allmächtiger Geisteskraft das Weltall geschaffen hat und dasselbe sowohl in seiner Totalität als auch in seinen einzelnen Bestandtheilen, sowohl in Natur- als Menschen- und Geisterkreisen, sich geschichtlichem Entwickelungsgange gemäß gestalten und bestimmten, segenvollen Zielen sich zubilden läßt, an Gott, den Geist der Wahrheit und Liebe, den Jesus Christus den „Guten" nennt und unter dem Namen „Vater" allen Menschenkindern an's Herz legt: dann wäre ein Trotz mit solcher Entscheidung bei einem so intelligenten Manne, als welchen Faust sich in der That darstellt, ein baarer Unsinn. Faust trotzt nur den menschlichen Gewalten, welche zu seiner Zeit in Bestimmung der Lebensverhältnisse Macht üben. So stürmt er in's Leben hinein, nachdem er sich für das Erdenleben durch das Uebereinkommen mit dem Mephistopheles von dem Banne des Kirchenthums emancipirt hat.

Zunächst finden wir ihn in Auerbach's Keller in Gesellschaft zechender Studenten. Es erscheint natürlich genug, daß er nach so plötzlicher und gewaltsamer Lossagung von seinen bisherigen überschwänglich-idealistischen Strebungen eine Betäubung sucht, im Rebensaft den Lethe der Vergessung alles Vergangenen trinken will. Wenn aber Mephisto, der ihn an diesen Quell führt, der Meinung war, den Faust hier so zu betäuben, daß er seiner selbst vergessen soll: so hat er schon hier den Beweis, daß solches schwer zu erlangen ist. Dieser rohe Sinnengenuß, in welchem sich die Studenten so kanibalisch wohl fühlen, ist nichts für den Faust; solcher Bestialität widerstrebt auch in solcher Gemüthsstimmung die hohe Seele desselben. Vielmehr, bevor noch der Rausch der Zecher zum Aeußersten gelangt, „hat er Lust, nun abzufahren." Derartige Betäubung paralysirt selbst den Sinn und macht ihn unfähig, den Sinnengenuß als solchen zu spüren, nimmt dem Genießenden das Bewußtsein des Genießens, die Objectivität des Genusses, und hebt Menschenwürde ganz und gar auf, deren Besitz Faust's höchstes Streben ist. Wenn auch Faust jene Idealität im Ueberschwänglichen aufgegeben hat: in der Leibhaftigkeit, zu der er nun gewandt ist, will er sie doch nimmer entbehren. Indem er aber auch bei der Hinneigung des Sinnes zu dem materiellen Dasein dieser höheren Richtung seines Grundwesens getreu bleibt, ist er der entwürdigenden Gewalt der Sinnlichkeit enthoben und dem Gemeinen nicht zugänglich.

Dies bewahrheitet Faust sogleich darauf auch in der Hexenküche. Zunächst nämlich erklärt er:

— ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben steht mir gar nicht an.

Denn er fühlt, daß Mephistopheles nicht unrichtig behauptet, das tagelöhnermäßige Arbeiten um des lieben Magens willen, dieses Sich-erhalten in einem ganz beschränkten Kreise führe den Menschen dahin, „als Vieh mit dem Viehe zu leben, so daß der Mensch zuletzt es nicht für Raub achtet, den Acker, den er erndtet, selbst zu düngen." Solch banausisches Handieren hält den Menschen in Gemeinheit und Thierheit zurück. Faust aber bleibt sich sehr wohl seiner Geisteshoheit bewußt und will keineswegs wieder von unten auf das Leben und seine Entwickelung anfangen. Sodann giebt er zu erkennen:

Mir widersteht dies tolle Zauberwesen;
Versprichst du mir, ich soll genesen
In diesem Wust von Raserei?

Mit dieser Frage aber spricht er seine stetige Richtung auf ernste Geistesangelegenheit aus und macht seine Genesung von ganz andern Mitteln abhängig, als welche Mephisto bisher für ihn in Bewegung gesetzt hat. Und als er erkennt, daß er zu strafferem Eingehen in's Sinnenleben einer jugendlichen Körperkraft bedarf, und sich zur Anwendung eines außerordentlichen Mittels entschließt: da ist's ihm wenigstens widerlich, daß es „just das alte Weib" sein muß, welches ihm den Verjüngungstrank brauen und darreichen soll. Das

Alles ist ihm zu gemein und abgeschmackt. Dennoch nimmt er den Trank aus des alten Weibes Hand und läßt sich die bei der Bereitung und dem Genusse des Tranks gebräuchlichen und gewohnheitsmäßig für nöthig gehaltenen Faxen gefallen.

Damit fällt denn freilich auch er dem Schicksale aller Derer anheim, welche sich zwar der Obmacht Anderer und den gewohnheitsmäßigen, gemeinen Lebensverhältnissen entziehen wollen aber dennoch für sich selbst eine gewisse Ueberordnung über die Andern und Unbedingtheit von gangbaren Regeln beanspruchen. Sie können nämlich der von ihnen selbst verachteten Mittel nicht entbehren, um ihre Zwecke zu erreichen, und verfallen nur zu leicht, sobald sie zu Macht gelangen, in denselben Fehler, über welchen sie sich in Betreff ihrer früheren Machthaber beschwerten. Hat nicht Luther im Abendmahlsstreite um des Wörtleins „ist" willen den Zwingli hinlänglich verdammt? Hat nicht Calvin zugelassen im Streit über die Dreieinigkeit, daß Serveda auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde? — Indessen Faust muß zum Behufe frischer Genußfähigkeit verjüngt werden; darum schlürft er den ekelhaften Trank hinunter. Die Tragödie aber schafft ihm künstlerisch durch „diese Sudelköcherei dreißig Jahre vom Leibe," indem sie den Wahn und Aberglauben der Reformationszeit zu Tage stellt, vermöge dessen man alles Ernstes Hexenwirthschaft, Verjüngungs-, Liebes- und Zaubertränke aller Art für wirkliche Thatsachen hielt. Durch diese Verjüngung erscheint dann Faust, nachdem er in seinem Zurücktritt aus der früheren Sterbenslust gleichsam neugeboren worden war, auf den Standpunct des Lebensalters gerückt, von welchem aus der Mensch mit rüstigen Sinnen und im Gefühle der Vollkraft seines Wesens die Darreichungen des leiblichen Lebens sich gründlich aneignen kann. Mit diesem Trank hat er diejenige Frist des Menschenlebens gleichsam zum Abschluß gebracht, welche unter dem Titel „Flegeljahre" bekannt, hier durch die Scene in Auerbachs Keller und durch die „abgeschmackte" Meerkatzencomödie in der Hexenküche gegenständlich gemacht wird. Der Holländer pflegt diesen Uebergang aus dem unreifen Jugendwesen zu gesetztem Wesen des jungen Mannes durch „das Rasen der Jugend" zu bezeichnen und meint damit jenes unbestimmte Alles und Nichts der Gährung der Geistes- und Körperkräfte, die nach entschiedener Gestaltung und sicherer Haltung ringen. Solche Lebensepoche hat, in größerer oder minderer Ersichtlichkeit, jeder Mensch durchzumachen, jedes Volk hat sie durchzumachen, ja, es hat sie jede größere Menschheitsgruppe durchzumachen, die gemeinschaftlich auf gleichem Bildungsgrunde eine gewisse Bildungssphäre durchschreitet. So auch die germanischen Völker, nachdem sie aus der Unmündigkeit des Mittelalters hervor durch die Losreißung vom Gängelbande des römisch-katholischen Kirchenthums im Reformationswesen die eigenen Kräfte zu selbstständigem Lebensgange in Bewegung zu setzen begannen. Ohne gerade bei specieller Nachweisung der Aehnlichkeiten und Vergleichungsandeutungen zu verweilen, können wir ohne Zwang in diesem kanibalischen Wohlsein der Kellergäste sowie in diesem Wust toller Raserei der Hexenküche jene Erscheinungen des 16. und 17., auch noch des 18. Jahrhunderts abgebildet

finden, welche die Trennung der protestantisch werdenden Menschheit vom römischen Stuhle begleitet haben. Da ist jener tolle Verkehr in Wittenberg, in welchem all' das Wirthschaftsgeräth des katholischen Kirchenthums zu Trümmern zerschlagen wird, bis Luther von seinem Patmos auf der Wartburg herab eilt und zornig dazwischenfährt — da ist jener Bauernkrieg, in welchem die rohe Wuth gegen Adel, Fürsten und Pfaffen mit Mord und Brand daherzeucht, bis die rohere Grausamkeit des Adels und der Fürsten die unglücklichen Bauern in schmählichere Leibeigenschaft durch Beil und Strang und Viertheilung zurückgestürzt hat — da ist jene Wiedertäuferei in Münster, gegen welche die Abgeschmacktheit der Meerkatzen, die bei der Abwesenheit der Herrin den Kessel überkochen lassen, ein reines Kinderspiel ist — da ist jenes Erraffen der säcularisirten Kirchengüter, die Jeden reich machen, der schlau um dieselben zu würfeln versteht — da ist jenes fürchterliche Spiel mit Kaiser- und Königskronen nicht minder in Deutschland als in Frankreich und England, mit Kronen, die bei ungeschickter Handhabung in Stücke zerbrechen und mit Schweiß und Blut zusammengeleimt werden müssen. Heinrich's VIII. sechs Frauen, die republikanischen Kämpfe während der Regierung der Stuarts, die Bartholomäusnacht in Frankreich, der dreißigjährige Krieg, die Meinungskämpfe der Theologen über wundersame Kirchendogmen, die Unsittlichkeit der Cavaliere und Herren in Schwelgerei und Wollust, die unsägliche Verwirrung politischer und kirchlicher Interessen, welche das Hervortreten des Protestantismus begleiten — sie sind das Product der Flegeljahre der germanischen Menschheit, die nach Selbstständigkeit und Freiheit ringt. Und die Scenen von Auerbachs Keller und der Hexenküche lassen uns dieselben in toller Allegorie gewahr werden.

Faust nun seinerseits betheiligt sich nicht an der Tollheit und Ausschweifung. Ihm ist dieselbe gemein und abgeschmackt. Der edlere Menschengeist schreitet durch den Wirrwarr der tollen Kämpfe stolz dahin. Und doch nicht unberührt. Denn er hat von dem Tranke getrunken, der in der Hexenwirthschaft gebraut worden ist, und dadurch den Egoismus zu sichern gesucht, der ihn über das allgemeine Thun und Treiben erhebt. — Schon in dieser Situation bietet Faust Gelegenheit zu einer Vergleichung mit Schiller's Wallenstein dar, der, ein Faust auf dem Gebiete der Politik, auch gleichgültig ist gegen den kirchenthümlichen Katechismus, der die Hülfe der protestantischen Schweden als Mittel benutzen will und Astrologie treibt, der sich nicht begnügen mag mit den ruhigen Wirthschaftsangelegenheiten auf seinen Gütern, der das Gemeine, Alltägliche und Gewohnheitsmäßige verachtet, der aber dennoch von der Gräfin und ihren Getreuen sich zu verwegener Auflehnung gegen den Kaiser aufstacheln läßt, dennoch unendlichen Reichthum erwirbt und die Königskrone von Böhmen und mit ihr die eigene persönliche Unbeschränktheit und Freiheit gewinnen will. —

Während des Redens und Treibens der Uebrigen hat Faust sich mit etwas ganz Anderem beschäftigt. Er hat in einem Spiegel das schönste Bild von

einem Weibe gesehen und sich durch diesen Anblick so angeregt, daß „ihm sein Busen zu brennen anfängt und er sich nur geschwind entfernen will." Dies ist der Fall, noch bevor er den Verjüngungstrank zu sich genommen hat. Wir können uns nämlich vorstellen, daß nach der Entfernung aus Auerbachs Keller Mephisto den Faust weiter in der Welt umhergezogen habe, um ihm die Herrlichkeiten derselben zu zeigen. Bei dieser Erlösung aus der durch angestrengtes Denken und Grübeln entstandenen Spannung, bei dieser wechselvollen, zerstreuenden Bewegung ist Faust leiblich gesunder und frischer geworden. Die natürlichen Forderungen der allgemeinen gesunden Menschennatur fangen an sich bei ihm geltend zu machen. Der Naturtrieb nach Geselligkeit ist in ihm wach geworden. Darum hat er schon in Auerbachs Keller Gesellschaft gesucht, an welcher er freilich wenig befriedigt worden ist. Dieser Trieb bestimmt sich bald näher zu dem Verlangen nach Ergänzung des eigenen Seins mittels der Vereinigung mit einem Wesen des anderen Geschlechts, ein Verlangen, das die Herstellung des ehelichen, familienmäßigen Lebens begründet. In dieser Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts kündigt sich die Erfüllung eines Vernunftgesetzes an, das im Durchgange durch das Familienwesen Völker und Stämme zu staatlichen Vereinen führt und weiterhin durch sittliches Band die ganze Menschheit vereinigt. Auch bei den Individuen des Naturkreises meldet sich nächst dem Ernährungstriebe bald der Gattungstrieb. Beim menschlichen Individuum aber ist, sobald nur einige Geistigkeit lebendig wird, mit diesem Triebe das wenn auch noch dunkle doch höhere Verlangen der Seeleneinigung verwoben, dessen Erfüllung in der Ahnung von Ergänzung des eigenen, bisher isolirten Wesens selige Befriedigung verheißt. Früher hatte Faust dessen nicht geachtet. Nun aber schwebt ihm, noch ehe er den Trank genossen hat, aus dem Zauberspiegel (der durch den gesund gewordenen Naturtrieb angeregten Phantasie) das Bild eines Weibes vor, das ihn anlockt und entzückt. Dies Entzücken ist noch rein. Liebe erwacht in ihm. An dem natürlich-sinnlichen Gebilde kommt ihm „der Inbegriff von allen Himmeln" zur Erscheinung. Bisher hatte er gezweifelt, daß Dergleichen sich auf Erden finde, daß das Himmlische sich in irdischer Form offenbare. Jetzt ahnet und hoffet und wünschet er, im Irdischen das Himmlische zu ergreifen und sein so lange unbefriedigt gebliebenes Sehnen zu stillen. Andeutung genug von der Möglichkeit, daß auch das materiell vorhandene Leben in der Gestaltung seiner mannigfaltigen Verhältnisse Gelegenheit und Aufforderung bietet, die unstillbare Sehnsucht der Subjectivität nach Freiheit und nach Erreichung des „höchsten Daseins" zu befriedrigen. Ob aber Faust dazu gelangt? Oder ob ihm der für die Befriedigung selbstsüchtiger Wünsche genossene Trank seine Hoffnungen verkümmert?

5.

Erfahrungen in den Kreisen der Bürgerlichkeit.

Ein jugendlich stattlicher Mann — den Glanz höherer Geistesrichtung und idealisch ausgeprägter Willenskraft an seiner Erscheinung unverkennbar aufweisend — im Gewande des bevorrechteten Ritterstandes — mit unerschöpflichen Geldmitteln zur Befriedigung jeglichen Gelüstes versehen — entschlossen, in der Hingabe an das materielle Dasein und in sinnlicher Betheiligung an den Freuden und Drangsalen des allgemein menschlichen Lebens die Bedeutung der eigenen Existenz aufzusuchen — besonders angeregt, zunächst im Umgange mit einem Wesen weiblichen Geschlechts Genuß zu schöpfen: so begegnet uns Faust in einer deutschen Reichsstadt. Hier sieht er Margarethen; und siehe da! das leibhafte, lebendige Urbild zu jenem Phantasie- oder Zauberbilde, das ihm im Spiegel der Hexenküche erschienen war, ist wirklich gefunden. Mit diesem Gretchen tritt nun Faust in Verbindung.

Gretchen ist „allen Menschen gut." Ahnungsvoll scheut sie nur vor dem Mephisto, dem Repräsentanten der ausschließlichen Sinnlichkeit, zurück. Auf Gretchens Wesen passet Schiller's Ausspruch:

> Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Freilich übt sie's in Einfalt, in reiner Naivetät, ohne durchgebildetes Selbstbewußtsein, nur zufolge der dunklen Impulse ihres noch durch Nichts getrübten Glaubens. Auch sie ihrerseits findet Wohlgefallen am Faust, sie liebt ihn. In ihrer reinen Zuneigung zu Faust kommt das Grundgesetz des Seins, kommt die dem realen Dasein objectiv zum Grunde liegende Idee oder der Gottesgedanke im Sein anschaulich zur Offenbarung, nämlich die Liebe. Die Liebe ist die das eigene Selbst opfernde Hingabe an das Andere, das Sich-selbst-aufgehen-lassen in dem Andern mit dem unmittelbar vorhandenen Sehnen und Streben, dieses Andere uns in der Art ganz zu eigen zu machen, daß dasselbe mit uns und durch uns, wie wir mit und in ihm, zur Vollkommenheit der Existenz, zum Vollgefühl des rein ergänzten, völligen Daseins, also zu einem allgemeinsamen und dadurch beglückenden Dasein gelange. Darin kündigt sich der Gotteswille an, darin zeigt sich das Vernunftprincip als Ewiges in seinem objectiven Vorhandensein vermittelst menschlicher Lebensverhältnisse. Hätte Faust sich dieser Liebe rein hingeben können und hingegeben: er würde durch sie mit dem Leben sich ausgeglichen haben. Es würde in ihr sich ihm Das verwirklicht haben, dem er früher in der Idealität seiner subjectiven Strebungen zurang. Sein Ideal hätte sich erfüllt und gesättigt an der Idee. Das gedachte, theoretische Sein wäre wahrhaftes Sein, ein wirkliches Erlebniß — die Realität wäre in ihrer Ideeenmäßigkeit der Quell seiner Befriedigung, das Leben und Wirken in ihr sein Glück geworden. Er hätte „die mit mächtiger Faust zerstörte schöne Welt in seinem Busen schöner wieder aufgebaut." Sein Mikrokosmos hätte den Makrokosmos rein und voll

abgespiegelt. Das Gesetz Gottes oder die Grundidee des Lebens, dieses Sein in Gottmäßigkeit, wäre sein eigenes subjectives Lebensgesetz geworden. Und die Liebe Gottes, die seine Liebe zu Gott geweckt und genährt hätte, würde ihn zu wirklicher Freiheit, zu wesenhaftem Glücke geführt haben. Allein es erfolgt etwas Anderes.

Wohl erscheint Faust's ganzes Wesen, seit er sich Gretchen genähert hat, gehoben, veredelt, gereinigt. Als er in Gretchens Zimmer verweilt, ergreift ihn die süße Liebespein, die „vom Thau der Hoffnung" schmachtend lebt, also für den Augenblick wenigstens von niederem Sinnengenusse sich fern halten will. Das Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit, welches in dem Daheim Gretchens waltet, bringt den Faust zur Ruhe. Er findet reiche Fülle in dieser Armuth, findet in dieser engen Einfriedigung hohe Seligkeit. Die vernünftige Bedeutung des Vereins beider Geschlechter zum Familienleben tritt vor seine Seele, indem er den Geist der Füll' und Ordnung um sich säuseln fühlt, vermöge dessen das Weib „mütterlich" das alltägliche Wesen der Häuslichkeit beschickt. Er preiset und könnte sich in diesem Augenblicke zu eigen machen die Hand Gretchens, durch welche die Hütte zum Himmelreich wird. Ja, Faust wird sich des Unrechts, das er an Gretchen zu begehen die Absicht hatte, in solchem Grade bewußt, daß er den Vorsatz ausspricht, nimmermehr zurückkehren zu wollen. Er kehrt indessen zurück. Und als er nun Gretchen gesprochen, in der hohen Naivetät ihrer Unschuld eine neue, von ihm nie geahnete Welt sich hat erschließen sehen; als er, ihrer Zuneigung gewiß, in der Freudigkeit ihrer Liebe zu ihm sein edleres Wesen anerkannt findet: wie bewegt, wie erschüttert's ihn; wie wälzt es gleichsam seine ganze bisherige Natur um! Er weiß nicht, was er will, was er soll. Es treibt ihn in die Einsamkeit des Gebirges, um getrennt vom Mephisto über sich selbst in's Reine zu kommen. Und siehe! Hier betet er zu dem erhabenen Geiste, der ihm Alles gab, um das er gebeten hatte. Ja, er betet, betet zu Gott. Und die Erklärung, welche er nach seiner Rückkehr der geliebten Margareth in Betreff seines Gottesglaubens giebt, beweiset, daß er im Anschauen der Ursprünglichkeit Gretchens und ihrer reinen Wesenheit zu vernunftmäßigem Anschauen des lebendigen Gottes gelangt ist. Wenn er auch vermeidet, in kirchenthümlicher Gebetsform zu beten; wenn er auch selbst der Geliebten zu gefallen sich nicht entschließen kann, die Gottheit des Kirchenthums zu bekennen und sich an den kirchlichen Sacramenten zu betheiligen: so giebt er ihr doch eine Darstellung seines gerade in ihrer Liebe ihm lebendig gewordenen Glaubens, wie sie solche nimmer erfahren hat, und die ihr zur Erhebung hätte dienen müssen, wenn sie nicht in ihres Herzens Einfalt Christenthum mit Kirchenthum identificirt und Letzteres für wirkliches Christenthum genommen hätte. — Wie erhaben aber auch Faust in Wald und Höhle sich fühlen mag; wie tief er sich durch seinen Gefährten vor sich selbst erniedrigt erscheint: er kann diesen Gefährten schon nicht mehr entbehren. Der in Gretchens seltener und kurz dauernder Gegenwart an der reinen Unschuld derselben niedergehaltene Sinnentrieb er-

wacht in der Einsamkeit lebhafter wieder und drängt nach Genuß. Nichtsdestoweniger: das Gefühl des Waltens Gottes hat ihn einmal ergriffen; seine Vernunft hat den ewigen Gott einmal angeschaut und vernommen; an seiner Liebe zu Gretchen, dem Gotteskinde, ist sein Bewußtsein von Gott und von dem beseligenden Verhältnisse desselben zum Menschenkinde wach geworden! Dies Gefühl, dies Bewußtsein kann wohl wieder getrübt, verdunkelt, aber nie wieder vernichtet werden. Es bleibt auf dem Grunde der Seele haften, um in geeignetem Momente sich aufzurichten und in die Wahrheit zu führen. Durch diese so entschiedene Kundgebung und Bewirksamung der Vernunft in der Umgestaltung des Faust bietet sich die erste Versicherung dar, daß Faust zu richtiger Erkenntniß des Lebens, zur Erlösung aus seiner einseitigen Verstandesmäßigkeit, zu Freiheit und Glück gelangen werde. Wenn das aber nicht alsbald geschieht, so wirken dazu auch solche Ursachen mit, die nicht in Faust's Wesen allein ruhen.

Denn auch in Gretchen ist die Natur wach geworden, ihre Liebe hat sich zur Leidenschaft gesteigert. Wohl ist sie sich Dessen bewußt, wodurch nach Sitte und Brauch der Verein des Weibes mit dem Manne geweihet und gerechtfertigt wird; wohl sucht sie auf Grund der Religion ihre Verbindung mit Faust zu rechter Einheit zu gestalten; sie strebt dahin, ihn zu bestimmtem Glauben zu bringen und zur Verehrung der heil'gen Sacramente, deren Eines nach ihrem Kirchenglauben das der Ehe ist: aber dennoch, auch ohne von ihrem Streben Erfolg zu sehen, gestattet sie dem Geliebten, was nur dem Gatten gewährt werden darf, und stürzt sich in's Elend.

Bedeutungsvoll und nicht außer Acht zu lassen ist aber in Hinsicht auf Gretchens Liebes- und Schmerzensleben ein Zug der Tragödie. Gretchen nämlich, die sonst eben für nichts zur Beichte ging, die dem Faust Vorwürfe macht, daß er lange nicht zu Messe und Beichte gegangen ist: sie hat über ihre Liebe zu Faust nicht gebeichtet, als diese Liebe ein reines Glück war; sie wendet sich nicht an den Priester, sondern flehet unmittelbar, ihre eigene Vermittlerin, zur mater dolorosa, als sie Verschuldung fühlt und Rettung von Schmach und Tod heischt; als endlich Schmach und Tod da ist, denkt sie nicht an Fürbitten und Absolution durch die Kirche, sondern selbstständig: „Gericht Gottes!" ruft sie, „dir hab' ich mich übergeben! Dein bin ich, Vater!" — Also deutet unsere Tragödie an: wann ächte Liebe lebendig wird und Seligkeit verheißt; wann tiefer, wahrhafter Schmerz die Seele durchdringt, dann ist der Mensch auf sich selbst gewiesen. Denn das Kirchenthum hat nur Schrecken und Furcht. Daher ist es auch, als Gretchen dem Hochamte beiwohnt, ein „böser Geist," der ihr ihre Schuld schärfer zum Bewußtsein bringt und mit den Folgen der Schuld droht. Dieser Geist ist Symbol des Gewissens; gut! Aber hier an geweiheter Stätte, inmitten der frommen Glaubensgemeine, während des Hochamts vor dem Altar und dem fungirenden Priester — ein „böser Geist" der Repräsentant des Gewissens! Die Tragödie stellt so den „bösen Geist" als einen Diener des Kirchenthums hin. Im un-

mittelbaren Gefühle Dessen, was ihr noth thut, wendet sich Gretchen, als sie nun das Letzte zu bestehen hat, an Gott und fleht: „Dein bin ich, Vater, rette mich!" Und nicht das Kirchenthum, nein, die „Stimme von oben" ruft: „sie ist gerettet!" —

Nun ist nicht leicht ein Dichter um der poetischen Darstellung eines Lebensverhältnisses willen höher gepriesen worden als Göthe in Betreff gerade derjenigen Scenen der Fausttragödie, in welchen das Verhältniß zwischen Faust und Gretchen zur Anschauung kommt. Und das mit vollkommenem Rechte. Denn diese künstlerische Objectivirung eines so verhängnißvollen Lebensverhältnisses nach seiner Innerlichkeit und Aeußerlichkeit bekundet zweifellos die Alles bewältigende Meisterschaft. Um so eher werden wir bei Erkenntniß eines Dichtwerks, das nicht zu flüchtigem Lesegenusse, sondern vielmehr zu mächtiger Anregung unseres Bildungsverlangens vorhanden ist, die inneren und äußeren Grundlagen wahrnehmen können, auf welchen dieses Verhältniß sich gestaltet hat und gerade so und nicht anders verläuft.

Aller Vernunftaussage gemäß mußte das Verhältniß Faust's und Gretchens sich zum Familienleben gestalten. Vom Boden des Familienlebens aus konnte dann mittels des Familien-Nachwuchses sich der Geist des Faust mit der Natürlichkeit Gretchens durch die Zeiten fortpflanzen und so der Einzelmensch, mit einem Einzelmenschen des anderen Geschlechts zu völliger Einheit des Menschenwesens verbunden, ein Element werden zu weltgeschichtlicher Mitwirkung an der stetig zu steigernden Entwickelung und Bildung der Gesammt-Menschheit. Nun aber steht hier der überschwänglich idealischen Geistesbildung, in welcher Faust sich selbst und sein Verlangen zum Gesetze des Daseins macht und keines anderen Menschen Bestimmung für maßgebend achtet, die einfältigliche Natürlichkeit gegenüber, mit welcher Gretchen, ohne durch Geistesbildung in eigenem Denken unterstützt zu sein, nur fremden Eingebungen gehorcht und unbedenklich für wahr und recht hält, was der Priester ihr vorgesagt hat. Gretchens Unschuld ist nicht die von Romantikern erfundene Unschuld schwindsüchtiger Sentimentalität oder körperloser Engelmäßigkeit, sie ist vielmehr diejenige Wesensverfassung, vermöge deren bei gesunder und kräftiger Körperlichkeit die Seele sich in ruhigem Gleichgewichte erhalten und, ohne durch Versuchung aus diesem Gleichgewichte gebracht zu sein, Schuldlosigkeit bewahrt hat. Gretchen weiß recht gut, daß es zwei Geschlechter giebt; sie weiß recht gut, was es heißt, wenn von dem Fehltritt eines armen Mägdleins die Rede ist; sie hat „tapfer geschmält und konnte über Anderer Sünden nicht Worte genug der Zunge finden;" sie hat lebendiges Fleisch und Blut, und ihre Unterredung am Brunnen mit Lieschen zeigt in den Worten „er nimmt sie gewiß zu seiner Frau" hinlänglich, daß ihr der Gedanke an eine eheliche Verbindung mit Faust keineswegs fern liegt: aber nachdem nun durch Faust's Annäherung ihre Natur in unmittelbarer Ganzheit angeregt ist, fehlt es ihr an Schutz. In sich hat sie keinen Schutz; denn es fehlt ihr an Geistesbildung, vermöge deren sie aus der Unmittelbarkeit ihres Wesens zu Selbstbewußtsein, zu Erkenntniß ihrer

Neigungsentwickelung, zu Selbstbeherrschung hätte gelangen können. Sie weiß, was sie thut, als sie dem Geliebten nächtlichen Besuch gestattet; allein sie kann sich nicht wehren und verfällt dem harten Mann. Denn auch von außen her hat sie kein Schutzmittel. Ihr Kirchenkatechismus, der nur Gehorsam der kirchlichen Vorschrift verlangt, giebt ihr nicht eigene Kraft, er rüstet nicht aus sondern straft bloß, sobald der Ungerüstete sich hat überwinden lassen. Er bildet die natürliche Eitelkeit des Mädchens nicht zu dem edlen Stolz der Frauenwürde, sondern läßt die Gefallene im Stich, nachdem der Priester den die Jungfrau verführenden Schmuck in den „guten Magen" der Kirche gebracht hat. Wie aber durch „getreue Nachbarn und desgleichen" die Unschuld eines Mädchens beschützt wird, nun, das beweiset die Frau Martha ersichtlich genug, mit welcher, trotz der Gemeinheit und Nichtswürdigkeit derselben, Gretchen doch ganz harmlos und zutraulich nachbarlichen Umgang hält. — Der Gedanke an die Luise und deren Mutter in Schiller's „Kabale und Liebe" rückt uns hier nahe. —

Faust seinerseits empfindet recht gut, daß Alles, was Gretchen zur Hingabe an ihn geführt hat, wirklich „so gut und so lieb" war. Dennoch bleibt er in dem Verhalten stehen, die geliebte Margareth als seine Buhlin zu hegen. An eine Verheirathung denkt er nicht von fern. Er, der ritterliche „Junker aus einem edlen Haus," wollte ja absichtlich und vorbedacht nur sinnlich genießen. Das schöne Bürgermädchen reizte seine Begier. Und, ächt orientalisch-phantastisch, das Weib ist ihm ein Ding zur Befriedigung sinnlichen Gelüstes. Als er aber in Gretchens ganzer Erscheinung mehr findet, als „was der Verstand der Verständigen sieht," da geräth er in grenzenlosen Wirrwarr mit sich selbst und bringt, trotz anfänglicher edler Erhebung, doch zuletzt nur seine Idealitäten zum Vorschein. Nachdem dann Gretchen sich ihm hingeopfert hat, ist sie ihm die „schöne Gestalt," an der sein idealischer Sinn sich ergötzt. Diese Idealität ist (wie schon oben nachgewiesen wurde) ein Product der dem Sinn entsprungenen Verstandesmäßigkeit. Der Verstand hat neben anderen Formen auch für die Gestaltung des Familienwesens durch den Stand der Ehe Formen gefunden, um dasselbe zu ordnen. In unzählbaren Fällen aber ist die Ehe zu einer Fessel und Schranke geworden. Der Verstand sucht daher und findet Mittel, diese Schranke zu überspringen. Er, der die Form erfunden hat, durchbricht, im Widerspruch mit sich selbst, diese Form und verliert sich in die Idealität, in welcher er verlangt, familienmäßig zu leben ohne die Form, in welcher der Verein der Menschen gerade zum Familienleben sich ausprägt. Und so verständelt und idealisirt sich der Mensch am Ende so hoch hinaus, daß Mann und Weib sich emancipiren will. Diese Emancipation der Geschlechter, von der in Betreff der Frauen in letzten Zeiten so viel geredet und geschrieben ist! Welche Mittel sind erfunden worden, um Uebelstände zu verdecken! Da sind kirchliche Dispensationen zum Behufe der Trennung bestehender Ehen, zur Schließung zweiter und dritter Ehebündnisse, da sind Ehen zur linken Hand und Rechtmäßigkeitsertheilungen für un-

eheliche Kinder, da ist öffentliche Hochachtung für Bastarde und Dergleichen mehr, sobald nämlich der dessen bedürftige Mensch, sei's Mann oder Frau, dafür bezahlen kann oder sonst Ansehen und Macht hat, die respectirt werden müssen. Der arme und geringe Mensch hat natürlich an solchen idealischen Auskunftsmitteln keinen Antheil. Für ihn sind Kirchenbuße, die Armensünderbank, der Staupbesen, des Pöbels Hohn und dergleichen, gut. Und der Pöbel erkennt solchen Widerspruch gebührlichst als köstliche Weisheit an und thut seine Schuldigkeit, indem er dem Mädchen, das durch Heirath den vorhergegangenen Fehltritt, der öffentlichen Ordnung gegenüber, unschädlich zu machen sucht, „das Kränzel vom Kopfe reißt und Häckerling vor die Thüre wirft." So hat die Ausschließlichkeit und Idealität immer an der Gemeinheit und Barbarei einen Spiegel, in dem sie sich zugleich auf der Kehrseite beschauen kann.

Faust, durch sein Abkommen mit dem Mephisto vom Kirchenthume überhaupt emancipirt, emancipirt sich insbesondere auch von der Ordnung des Familienlebens. In den schrecklichen Folgen aber, welche sein Verhalten für Gretchen und deren Angehörige hervorbringt, sowie in seiner eigenen Erscheinung unter diesen Verhältnissen repräsentirt er die Zeit durch und durch. Wozu aber sollten wir aus der Geschichte der Reformationsperiode ausdrücklich Beispiele zu der gegebenen Behauptung aufführen? Die Tagesbegebenheiten am französischen, englischen und manch anderem Hofe sind aller Welt bekannt. Und wenn wir in Schiller's „Jungfrau von Orleans" das Verhalten des Königs, der Agnes Sorell, des Erzbischofs genauer betrachten, sowohl in Betreff der Mätressenwirthschaft als auch in Betreff des Verfahrens gegen die von ihrem eigenen bigoten und brutalen Vater angeklagte Johanna: so kann's uns nicht entgehen, wie solche Mätressenzucht, Bastardverehrung und Verwerfung des aus geringem Stande entsprossenen Heldenmädchens von den Mitlebenden für ganz in der Ordnung angesehen wird. Die Auflösung geschlechtlicher Sittlichkeit ist in den Reformationsjahrhunderten so entschieden, daß sie gerade durch diese Entschiedenheit dem Menschen zu grellem Bewußtsein kommt und in den vielen Schriften über die Emancipation der Geschlechter ein actenmäßiges Weltgericht über die allgemeine Unsittlichkeit herbeiführt.

Wenn nun Faust sich in Betreff Gretchens allerdings schweren Vergehens schuldig macht, so wird doch nicht zu leugnen sein, daß an seiner persönlichen Verschuldung die ganze Zeit, in welcher er lebt, zu großem, wenn nicht größtem Theile mit schuldig ist. Das deutet auch unsere Tragödie verständlich genug an, wenn sie dem Mephistopheles, der zunächst den Faust angereizt und dann bei Gretchen zumeist die kupplerischen Künste geübt hat, die Worte des schadenfrohen Hohnes in den Mund legt: „habt ihr euch lieb, thut keinem Dieb nur nichts zu Lieb' als mit dem Ring am Finger." — So verfängt sich im Allgemeinen der Menschengeist, der im Reformationswesen den Banden des Kirchenthums entgehen will, in mancherlei Wirrwarr und Fehler, die nicht minder groß sind als die des perhorrescirten

Kirchenthums selber. Aber die Art, wie sich Faust aus dem eigenen Wirrsal herausringt, ermuthigt auch zu der Hoffnung, daß der Menschengeist trotz alles Irrens beim Streben sich siegreich bewähren werde, wenn er im Streben nicht nachläßt. Denn unnachlassendes Streben ist die Bedingung jedes beglückenden Erfolgs.

Faust zerstört in egoistischer Mißachtung alles gesetzlichen Lebensbrauches, in egoistischer Nichtachtung des Seelenfriedens des ihn liebenden Mädchens den guten Ruf und die ganze Zukunft der Margareth. Das bürgerliche Gesetz, das kirchliche Gesetz hat ihm gegenüber keine Vergeltungskraft, ihn straft es nicht. Es begnügt sich mit der Rache an dem in's Unglück und in Verzweiflung gestürzten Mädchen. Bürgerliches und kirchliches Gesetz sind Resultate einseitiger Verstandesmäßigkeit und polizeilichen Bedürfnisses. Das die Ideeenmäßigkeit des Daseins aufweisende Wort Jesu Christi hat im Gesetz noch kein Verständniß, noch keinen Wiederklang gefunden. Daher versteht auch Mephistopheles vortrefflich, „sich mit der Polizei abzufinden." — Aber Weltall und Menschheitsleben steht unter Gottes Hut und dem Gesetze der Vernunft. Darum muß die unrechte That des Menschen in ihren von diesem nicht mit in Rechnung gebrachten Folgen ihre Vergeltung in sich selbst tragen. Faust wird an Gretchens Bruder zum Mörder und ruft den Blutbann gegen sich auf. Vor ihm muß er flüchtig werden. So kann er sich Gretchens nicht annehmen, muß sie ihrem Schicksal überlassen; und dieses ihr grausiges Schicksal ist's, was den Faust, als ihm die Kunde desselben zugekommen ist, vor den Richterstuhl — nicht der weltlichen Obrigkeit, sondern — des Gewissens zieht, des Gewissens, in dem Gottes Stimme ertönt. Ihm folgt das Gefühl seines Unrechtes, die Pein seiner Unmacht zu entschädigen folgt ihm, es folgt ihm Reue, Selbstverachtung und Wuth.

Schon sogleich nach dem am Valentin vollführten Todschlage, während er über Gretchens Schicksal noch in Ungewißheit ist oder (wie wir annehmen dürfen) eben wegen dieser peinigenden Sorge um Gretchens willen und um das erwachende Gewissen zu beschwichtigen, hat sich Faust in einen Taumel des Sinnenlebens gestürzt, dessen einzelne Erscheinungen uns Sinn und Verstand von Stufe zu Stufe in ihrer Ausartung zu Unverstand, Verstandlosigkeit, Wahnsinn, Unsinn, Bestialität und viehische Unflätigkeit zur Anschauung bringen. All' die Fülle der Tollhäuslerei, zu welcher die egoistisch und einseitig vorschreitende Verstandesmäßigkeit ausarten kann, concentrirt unsere Tragödie in der Brockenscene der Walpurgisnacht. Alle Stände und Gesellschaftskreise liefern ihr Contingent. Zu den Hexen- und Hexenmeister-Haufen, deren Existenz aus der Voraussetzung übernatürlicher Kräfte in einzelnen Menschen wie aus der Voraussetzung von Teufeln und Teufelsgenossen sich im allgemeinen Volks- und Pöbelwahn verdichtet und festgesetzt hat, gesellen sich Gestalten, deren Namen schon die Verkehrtheit ihres Wesens andeuten. Was sich egoistisch und einseitig verstandesmäßig im Laufe der Reformationsjahrhunderte hervorgethan hat: die Hexen und Teufel und Larven des Brocken-

festes weisen es auf in seinem Ursprunge aus einem ungesunden, krankhaft verworrenen, unnatürlichen Zustande geistiger Barbarei und tiefer Gemeinheit. Wenn aber der Dichter in die Schilderung des Walpurgistaumels die scharfe Ironie mischt, welche gewisse sich hervordrängende Größen des achtzehnten Jahrhunderts geißelt; wenn er die nüchterne Verstandesaufklärerei Nicolai's, den Purismus Kampe's, die Schwindelei Lavater's mit dem Faust in Verbindung bringt: so rechtfertigt sich diese Laune künstlerischer Subjectivität durch den Umstand, daß die Fausttragödie die gesammte Reformationszeit zur Anschauung bringt, eine Menschheitsbewegung also, die ja selbst in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch weit von ihrem Ziele entfernt ist. Natürlich gehört auch Faust zu dieser Brockengesellschaft, er, der dem Kirchenthume ungetreu, dem Verstande einseitig folgend in Irrthum gerieth und Verbrechen beging. Er aber wird sich des Unheils hier gerade am schärfsten bewußt und um so kräftiger in bessere Bahnen gelenkt. Denn unter all' den Gestalten, welche, weil sie die gewohnte Sitte, den alltäglichen Brauch durchbrachen und selbstständige Bahnen zu gehen unternahmen, sich nach dem Volkswahn in der Walpurgisnacht um den Teufel schaaren, finden sich auch jene Elenden, welche, jungfräulicher Zucht entsagend oder durch Verführung entzogen, geschlechtlicher Wollust dienstbar warden und der Schande verfielen. Sie erinnern den Faust an Gretchen. Sie, die Unschuldige, ist den äußeren Thatsachen nach mit den Schuldigen auf eine Stufe gerückt und muß der allgemeinen Verkehrtheit gemäß an dem Brockenfeste dem Teufel die gebührlichen Opfer entrichten. Siehe da! Auf dem traditionellen Tummelplatz aller Teufelei erblickt Faust auch das Schemen und Phantom Gretchens. Und, sonderbare Erscheinung! sie schwebt mit unbewegten Füßen, wie wider Willen, daher und hat an ihrem Halse ein „einzig rothes Schnürchen, nicht breiter als ein Messerrücken." Diese Erscheinung mit diesen Zeichen ruft dem Faust mitten in dem Sinnentaumel das Schicksal Gretchens und seine eigene Verschuldung an dem unglücklichen Mädchen zum Bewußtsein. Die beim Anblicke des Phantoms gesprochenen Worte: „Welch eine Wonne! welch ein Leiden! ich kann von diesem Blick nicht scheiden" zeigen sicher genug an, daß Faust eine tiefe und edle Neigung zu Gretchen gehegt und bewahrt hat. Mit allmächtiger Wucht stürzt das Gefühl seines Unrechts ihm in die Seele; mit gewaltiger Entscheidung reißt er sich aus dem Taumel der Sinne empor.

In solcher Stimmung ist der Mensch nur allzuleicht geneigt, darüber in Zorn zu gerathen, daß Alles so ist, wie es nun einmal ist — und zwar um so mehr, wenn er sich's nicht verhehlen kann, wie er selbst das Seinige dazu beigetragen hat, daß Alles nun eben so schlimm geworden ist, wie es dermalen ist. Er wünscht und wollte bewirken, daß Alles besser, befriedigender würde; und nun? Solche Ueberzeugung bringt den strebenden Menschen zur Raserei. Aber, wenn er zugleich ein edler Mensch ist, weckt sie die Bereitwilligkeit zur Sühne. Und wie er dem Schicksal und den Umständen zürnt, so erzürnet er nun auch und noch heftiger sich über sich selbst, der diesen Umständen

hülfreiche Hand bot zur Förderung des Unheils. So gelangt der edle Mensch dahin, sich selbst zu bezwingen und allen Egoismus in sich zu ertödten. Er bewältigt kühn und stark die Umstände und nöthigt sie, nun ihrerseits ihm dienstbar zu werden zur Herstellung des Besseren. Er sühnt seine Schuld, indem er sich über sich selbst und über das Schicksal erhebt.

Die nach Ablauf der Walpurgisnacht an trübem Tage im Felde zwischen Faust und Mephistopheles stattfindende heftige Unterredung zeigt uns den Helden der Tragödie in solcher verhängnißvollen Seelenstimmung und Aufregung. Allem, was schicksalsmäßig das Verderben Gretchens herbeigeführt hat, flucht er und mögt' es mit Füßen treten. Das Loos der Sterblichen wühlet ihm Mark und Leben durch, da es sich nun an dem Loose dieser Einen in seiner ganzen Schwere ihm kund thut. Und er kann nicht verhehlen, er ist vielmehr ehrlich genug, sich zu gestehen, daß er's war, in dem gewissermaßen die ganze Macht des Schicksals sich sammelte, daß er, ohne es zu merken, wie sehr er selber sich diesem Schicksal zu solchem Dienste geneigt und willig zeigte, am meisten mitgewirkt hat, um Gretchen in's Verderben zu stürzen. Wie bitter für den Faust solches Geständniß sein mag: das mußte vom Anfang her dem Faust zuerkannt werden, daß er die Wahrheit suchet und ehret. Und so weicht er auch jetzt der Wahrheit nicht aus, da sie ihn selbst überweiset; vielmehr, er übet sie als lebendige That und thut, was sie als das Rechte ihm gebeut. Rettung des unglücklichen Mädchens! Sühne für das eigene Vergehen! Dazu drängt's den Faust. So tritt er auf das Gebiet des Vernunftlebens, handelt vernunftmäßig. Es ist in dieser Scene kräftig genug hervorgehoben, daß nicht Mephisto die Rettung übernimmt. Dieser will nur die unumgänglich nöthigen Mittel darreichen. Zu dieser Darreichung der Mittel zwingt ihn Faust, die That führt er selber aus und stehet somit in lebendiger Bethätigung freier Willensmacht des Menschengeistes für die Verwirklichung des Vernunftgesetzes, indem er es waget, dem Verstandesgesetze das Opfer sogenannt menschlicher Gerechtigkeit, welche Gretchen gestraft und gerädert wissen will, zu entführen.

Die Bedeutung dieser Scene ist auch äußerlich schon durch ihre Darstellung in ungebundener Rede angekündigt. Sie bildet die Katastrophe für die ganze Tragödie. Von dem Schlusse dieser Unterredung an, in welcher Faust für die Ausübung des Vernunftgesetzes sich entscheidet, ist die Macht des Mephistopheles über Faust entschieden gebrochen; von jetzt an ist Mephisto nicht mehr im Sinne des eingegangenen Vertrages Faust's Diener, er ist nur sein Bedienter, sein Handlanger. In diesem „Auf und davon!" hat Faust sich selbst, seine Seele gerettet.

Bedeutungsvoll ist aber diese in Prosa gefaßte Scene auch darum, weil ihre ganze sprachliche Haltung uns an Schiller's „Räuber" erinnert. Der Umschlag aus der Verstandesbefangenheit in die Vernunftmäßigkeit weiset auf Schiller hin, der nach langem Kampfe mit der Verstandesmäßigkeit des Menschenlebens endlich im „Wilhelm Tell" die reine Vernunftmäßigkeit der mensch-

lichen Lebensverhältnisse zu proclamiren und in ihrer Verwirklichungsmöglichkeit aufzuweisen berufen war. Den Beginn dieses Kampfes führet uns sein erschütterndes Drama „die Räuber“ vor Augen. Nach der Beendigung nämlich des siebenjährigen Krieges, der fast alle bedeutenden Mächte Europa's auf den Kampfplatz gerufen, alle geistigen und materiellen Kräfte der europäischen Menschheit in Thätigkeit gesetzt und selbst Amerika und Asien in Betreff der europäischen Colonieen angeregt hatte — zu einer Zeit, als der große Friedrich II., dem die Ausführung des Gedankens „de bouleverser le système d'Europe“ als preiswürdige Aufgabe seines kräftigen Geistes vorschwebte, siegreich dastand, — mitten in dieser verhängnißvollen Katastrophe des großen Reformationsdrama's: da tritt in Schiller's Karl Moor der Menschengeist im Drange üppig aufschießender Kräfte auf die Lebensbühne. Das vorhandene Leben mit seinen staatlichen und kirchlichen Institutionen empört ihn. Er will's bessern. Nirgend aber findet er für seine Fähigkeiten und Wünsche einen gesetzlich möglichen Platz. Er emancipirt sich daher, wird Räuber und Führer der Räuber. So eröffnet er den Kampf gegen den gesammten Lebensbestand in der stolzen Meinung, ein Diener und Werkzeug Gottes zur Herstellung eines menschheitswürdigen Zustandes der Dinge zu sein. Aber sein eigenes Gebot stiftet Mord und Brand. Die eigenwillige Ausführung seiner Gebote durch seine Genossen und Helfershelfer häuft Greuel auf Greuel, unter denen mit dem Schuldigen auch der Unschuldige und in der Regel dieser noch bitterer als jener zu leiden hat. Er übt Alles zerstörende Rache, nicht ausgleichende Vergeltung und Gerechtigkeit. Das bringt den „Verbesserer der Welt“ zur Besinnung. Er auch zürnt zuerst darüber, daß Alles so ist, wie es ist. Aber er gesteht ehrlich sein eigenes Mitwirken an Dem, daß Alles so schlimm ist, wie es geworden ist. Das höhere Recht wird ihm offenbar. Dem höheren Gericht stellt er sich zu Recht. Mit freiem Entschlusse zur Sühne überliefert er sich dem armen Familienvater, um durch die Frucht solcher Sühne diesen aus dem Elend zu ziehen. —

So sühnet auch Faust. Mit gewaltiger Entscheidung reißt er sich aus dem Sinnentaumel empor. Was er wüthend zum Mephisto redet, deutet die Seelenqual an, in welcher er sich selbst verdammt. Und mit eigener, äußerster Lebensgefahr den Folgen seiner Blutschuld trotzend, eilt er fort, um Gretchen zu retten. Gedanken an den Rabenstein, dem Gretchen zugeführt werden soll, und dem er selbst überliefert wird, wenn man seiner habhaft werden kann, begleiten ihn auf dem Wege zu Gretchens Kerker. Er rastet nicht, bis die Pforte des Kerkers geöffnet ist. — Daß diese Seelenfolter, diese Selbstanklage, diese Selbstvernichtung am eigenen Schuldbewußtsein für einen Mann, der das Leben so entschieden verachtet wie Faust, eine viel schwerere Züchtigung und Strafe ist, als wenn ihm auf das Urtheil des verständigen Gesetzverwesers hin der Scharfrichter mit dem Beile den Kopf abgeschlagen oder ihn gehenkt hätte: das liegt auf der Hand. Jedem also, der für Faust Strafe verlangt, wäre dadurch Genüge geleistet. Wenn ein Mann wie Faust durch

den tiefen Sinn des Irrsinns, der aus Gretchen redet, zu dem Ausrufe gebracht wird „o, wär' ich nie geboren!": dann läßt sich auf eine Erschütterung seines ganzen Wesens rechnen, in welcher Reue und Buße lebendig geschäftig sind. Und ist denn diese ewige Ungenüge im Sinnenleben nicht Qual und Strafe genug? Die Worte aber, welche Gretchen nach Erblickung des Mephisto dem Faust zuruft: „Heinrich, mir graut's vor dir!" machen einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich nächstdem zu Mephistopheles eine ganz andere Stellung giebt. Nimmer kommt ein solcher Frevel, mit welchem er sich an dem Herzen der Menschheit vergreift, wieder an ihm zum Vorschein.

Frei machen kann er indessen Gretchen nicht. Sie will auch durch ihn nicht frei werden. Was sollte sie auch nach Allem, was vorhergegangen ist, vernünftiger Weise in diesen leiblichen Verhältnissen anfangen, wenn sie nicht der Gefahr, auf's Neue von den Banden des sinnlichen Daseins umstrickt zu werden, sich aussetzen will? Ueberdies nimmt sie die Buße in Betreff des Vergehens, das sie mit dem Faust begangen hat, für diesen mit auf sich; sie büßet ächt weiblich und zugleich als eine Repräsentantin des Bürgerstandes, der immer hat für Das dulden und büßen müssen, was die privilegirten Stände gesündiget haben, während diese aus ihrem Privilegio hervor meinen, daß Solches ganz in der Ordnung sei. In dieser Denkweise des Privilegiums ruft denn auch, ganz dem obwaltenden Verstandesgesetze der zeitigen Lebensverhältnisse gemäß, Mephistopheles: „sie ist gerichtet!" Wie aber Gretchen nicht den „Herrn-Herrn" der Verstandesreligion, sondern den „Vater" anruft, daß er sie retten und vor den Einflüssen des sinnlichen Daseins bewahren möge: so ruft nun der Vater in der „Stimme von oben" freundlich und liebreich: „sie ist gerettet!"

Und in diese Rettung ist Faust mit eingeschlossen. Nicht vermöge des Opfers, in welchem Gretchen auch sein Verbrechen sühnt. Vielmehr durch seinen Eifer für Gretchens Errettung, durch die Liebe zu ihr, welche er in diesem der eigenen Lebensgefahr trotzenden Eifer bewiesen hat, durch die wagnißvolle, sich selbst zum Opfer preisgebende Rückkehr auf den Boden eines höheren Rechtes, zu welcher sein Befreiungseifer ihn führt, durch das Sich-herausreißen aus den Schlingen des Sinnenlebens, indem er dem Mephisto flucht und ihn zur Darreichung der Befreiungsmittel mit Uebergewalt zwingt — dadurch hat er seine eigene Rettung, in dieser Hinwendung zum Besseren das Heil seiner Seele sicher gestellt. Dies deutet die Tragödie ausdrücklich in den Schlußworten der Kerkerscene an, indem Margarethe, die sich dem Gericht Gottes übergeben und die nun Gott selbst für gerettet erklärt hat, dem Faust, als er enteilen muß, nachruft: „Heinrich! Heinrich!" Denn nicht zur Rückkehr in den Kerker, um mit der Geliebten zu sterben; nicht, als hätte sich Gretchen plötzlich besonnen, zur Ausführung der angebotenen Rettung sollen diese Worte den Faust rufen. Gretchen ist ja gerettet, ist dem höheren Heile beim „Vater" bestimmt, ist von oben her bewahret. Zu diesem höheren Heile, zu diesem Bewahrtsein vor den Abgründen und Fallstricken des Sinnenlebens, zu dem

gemeinschaftlichen Genusse des höheren Heiles mit Gretchen rufen den Faust diese Worte hin. Ja, auch Faust ist allen positiven Verstandessatzungen zum Trotze gerettet, weil er in der Gewalt seiner urkräftigen Wesenheit bei allem Drange des Sinnenlebens „sich des rechten Weges wohl bewußt" geblieben und zur Sühne seines Fehls durch Gretchens Befreiung mit kräftiger Emporraffung seines besseren Selbst herbeigestürmt ist.

Dennoch ist's damit noch nicht abgethan. Faust hat nur in der Unmittelbarkeit der Vernunftbethätigung, durch einen plötzlichen Impuls seines vernünftigen Selbst sich in die Bahn des Rechten geworfen, hat mehr instinctiv und unbewußt gehandelt, sich durch höhere Gewalten treiben lassen. So ist ihm Rettung und Heil auch mehr erst in Aussicht gestellt, als daß es ihm schon zu festem Besitze dargereicht wäre. Sonst hätte er ja besser mit Gretchen zugleich sterben können, um durch das Sterben einzugehen „in die ewigen Hütten." Nein, er muß vielmehr in's materielle Leben zurück, um Das, was ihm in der Unmittelbarkeit seiner Geistesregung sich in Aussicht gestellt hat, vermittelst der eigenen Bewirksamung seiner Kräfte an ihm selber und am anderweiten Lebensstoff zu erwerben, mit vollem Selbstbewußtsein zu seinem Eigenthum zu machen. Durch alle anderen Daseinskreise muß der Menschengeist, der sich von den vorhandenen Satzungen der Gewohnheit frei machen will, hindurchdringen, um das Gesetz aufzusuchen, das ewige Gesetz, nach welchem sich das Leben entwickelt, damit er an diesem Gesetze sich selbst läutere und durch seine geläuterte Mitwirkung das Leben allzumal. Dann gelangt er auch dahin, in die niederen Schichten des Volkes, die er so lange nur als Mittel zur Befriedigung seines eigenen Egoismus herrisch benutzt hat, einzudringen, auch hier Selbstbewußtsein zu wecken, an dem ewigen Gottesgesetze alle Stämme und Zweige des Menschengeschlechts „menschlich" zu machen und ein festes Menschheitsband zu wirken, das aller Orten und zu allen Zeiten Menschen mit Menschen als Gotteskinder verbunden hält.

6.
Verkehr im Naturgebiet.

Faust hat in seiner Liebe zu Gretchen und in Gretchens Liebe zu ihm die Gewalt des höheren Daseinsgesetzes an sich empfunden und die Kundgebung des ewigen Gottes in seiner Vernunft erfahren. Allein die obwaltende Stellung des Bürgerstandes zur Ritterschaft gewähret dem Verhältnisse des „edlen Junkers" zu dem bürgerlichen Gretchen kein äußeres Anerkenntniß. Das Verhältniß führt daher zu Heimlichkeit und Schleichwegen, kann daher auch nicht zu innerer Wahrheit kommen; es büßet vielmehr seine sittliche Würde und veredelnde Nachhaltigkeit ein. Die Vernunft wird getrübt nicht gerade lediglich durch den Hinzutritt der Sinnlichkeit, sondern durch die Art, wie die Sinnlichkeit sich befriedigt. Faust hat darauf, als Gretchen in's Elend ge-

rathen war, zwar allerdings den Mahnungen des Vernunftgesetzes mit Selbstaufopferung Gehör gegeben. Allein sein Wollen und Thun ist ohne die gehofften Erfolge geblieben, hat keine Realität gewonnen. Die Wirkenskraft der Vernunft hat sich dem Faust nicht durch äußerlich erfaßbare Thatsachen segensreicher Wirklichkeit bewährt. So kann die Vernunft beim Faust nicht zum Durchbruch gelangen. Gretchens Zurückweichen selbst hat überdies den Faust aus der Vernunftmäßigkeit in den materiellen Drang zurücktreten und seine aufopferungswillige Begeisterung in das Gefühl der Vergeblichkeit aller höheren Gemüthsregung zurücksinken lassen. Er hat Gretchen retten, mit eigener Gefahr das Einzelleben gegen die Allgemeinheit in Schutz nehmen wollen: aber sie selbst hat nicht gewollt und, nach seiner Meinung, sich lieber in die Fesseln dieser Allgemeinheit zurückgesenkt. Dadurch wird er gegen Gretchen selbst mißgestimmt, von der Gehaltlosigkeit der Bürgerlichkeit noch bitterer durchdrungen; er zieht sich in Folge dessen mit desto schärferer Isolirung auf seine Subjectivität zurück.

Wie er indessen schon während seiner Ueberschwenglichkeitsperiode sich in die Natur geflüchtet hatte, um von den Schmerzen vergeblicher Grübelei sich zu heilen; wie ihn die Empfindung hoher Seligkeit bei dem ersten Vereine mit Gretchen in die Einsamkeiten der Natur trieb, um bei ihr die Erklärung der Räthsel seines Innern zu suchen: so eilt er auch jetzt wieder zu ihr, um seine verödete, zerrissene Seele zu füllen und zu sammeln. Die Natur war die Amme seines Geistes; in ihren Armen sucht er den Trost, daß „das Vergangene vergangen sei." In solchem Rückzuge zur Natur beweiset Faust aber wiederum unbewußt, daß er „sich des rechten Weges wohl bewußt bleibt." Denn die unbegreiflich hohen Werke Gottes sind herrlich, heilig, heilend und heiligend, wie am ersten Tag; aus ihnen spricht täglich auf's Neue die Vernunftmäßigkeit zu Dem, der Ohren hat zum Hören und ein Herz zum Empfinden. Und so finden wir denn nun den Faust wieder in anmuthiger Gegend, auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, Schlaf suchend um die Dämmerungszeit.

Mit dieser Situation des Faust beginnt in Betreff der künstlerischen Schematisirung der Tragödie der zweite Theil derselben. Es ist über den Zusammenhang dieses zweiten Theils mit dem ersten von je her viel verhandelt und über die Einheit in der Weiterentwickelung des Lebensgemäldes für und wider gar Mancherlei behauptet worden. Dies hat seine Ursach wohl in dem Umstande, daß man bei der Erforschung der Tragödie vorzugsweise die *subjective Betheiligung des Dichters an seinem Werke* beachten zu müssen gemeint hat. Aus vielen offen liegenden Quellen weiß man, wie Göthe bei der Herstellung der Fausttragödie zu Werke gegangen ist. Man weiß, wie er außer mit Anderen besonders mit Schiller über Gestaltung und Ausführung seines großen Lebensbildes sich besprochen hat. Man weiß, wie dies Werk ein Erstlingsproduct und zugleich der Schlußact seiner Dichterthätigkeit, wie es mit seinem eigenen Leben angewachsen, mit dem Schlusse seines eigenen Lebens

beschlossen ist. In Betracht dessen würdigte man die Kunstmäßigkeit, welche in der technischen Bewirksamung des Talents oder in der verstandesmäßig entwerfenden, anordnenden, auf- und ausbauenden Dichtarbeit sich zu erkennen giebt. Wie sehr nun auch gerade das Talent bei Göthe bewunderungswürdig mächtig, gerade das Talent vorzugsweise lebendig an ihm sich erwiesen hat, so ist's doch in Betreff der Fausttragödie die durch ein so langes Leben nachhaltige Wirksamkeit des Genius, was den Gedanken des Werkes als Idee in die Seele des Dichters pflanzte und ihn trieb, an seines eigenen Lebens inneren und äußeren Erfahrungen diese Idee nach den einzelnen Acten ihrer Lebendigkeit zu gestalten, bis dieselbe in voller Klarheit an der Bewegung concreter Erscheinungen objectiv zu Tage lag. Wenn Göthe zu Schiller sagt, „der Plan zum Faust ist eigentlich nur eine Idee und die ganze Arbeit subjectiv": so offenbart sich in diesem Ausspruche das Gefühl, daß sein eigenes individuelles Leben sich entwickelt nach der seiner Wesenheit ursprünglich zum Grunde liegenden Idee; daß er die Momente, in welchen diese Idee sich in Lebenserfahrungen besonders lebendig erweiset, auffasset und durch künstlerische Formirung zum Bewußtsein bringt; daß er Moment an Moment anreihend ein Bild schaffet, das in seiner endlichen Vollendung und Abgeschlossenheit jene Idee in sicherer Bestimmtheit zu Tage treten läßt. Göthes eigenes Leben ruhete auf dieser Idee, entwickelte sich ihren Impulsen gemäß. So war er selbst schicksalsmäßig dem Leben verknüpft, für das Leben in Thätigkeit gesetzt. In dieser Idee war sein Beruf für die Menschheit gegründet. Er brauchte nur sich selbst zu erkennen und, was er an sich und seinen Lebensverhältnissen erkannt hatte, auszusprechen, so waren die einzelnen Lebendigkeitserweisungen der Idee objectivirt. Und der hohe Genius, in mächtiger Unmittelbarkeit sich an Göthe erweisend, ließ diesen in seinem eigenen Leben den Gedanken seines ganzen Zeitalters vernehmen, so daß er in Kraft seines überwiegend kräftigen Talentes im Stande war, die Form zu finden, in welcher sich der dem Reformationszeitalter zum Grunde liegende Gedanke voll und klar erkennen läßt. Die Fausttragödie, wie sie nun mit dem Leben des Dichters selbst zum Abschlusse gebracht als Ganzes vorliegt, concentrirt in dem Lebensverlaufe der faustischen Persönlichkeit das Wesen des Reformationszeitalters oder die Erweisungen des Menschengeistes, welche unter der Leitung der göttlichen Allmacht diejenige Weltgeschichtsperiode in's Dasein riefen, die wir als Reformationszeitalter zu bezeichnen gewohnt sind. Betrachten wir demgemäß unsere Tragödie in der reinen Objectivität ihres Vorhandenseins, indem wir Alles, was die subjective Betheiligung des Dichters an der Herstellung seines Werkes angeht, dahin gestellt sein lassen: so erscheint der Zusammenhang zwischen dem ersten und zweiten Theile des Werkes der natürlichste und strengste, der gedacht werden kann, insofern er gegründet ist auf die Bewegungen des Seelenlebens Faust's, wie solche als einfache Folgen aus den vorhergegangenen Lebenserfahrungen resultiren. — Behalten wir nur den Umstand fest im Auge, daß im Faust durch sein erfahrungsreiches Verhältniß zu Gretchen das Ver-

nünftige zu mächtiger Anregung gekommen ist! Zwar kommt die Vernunft nicht zu vollem Durchbruch; aber sie wirkt doch dahin, den Faust von allen materiell sinnlichen Verstrickungen fern zu halten, und führt ihn so weit, daß er nun in dem sinnlich vorhandenen Dasein das Ideale anerkennt und zu gewinnen sucht. Das heißt: er betrachtet das sinnliche Dasein aus höherem Gesichtspunct und ist auf die Stufe reinerer Anschauung der Wirklichkeit emporgerückt durch die schmerzlichen Erfahrungen, die er im Kreise der Bürgerlichkeit gemacht hat.

Diesem Kreise des bürgerlichen Lebens entweicht er in die Natureinsamkeit, um von hier aus in die Kreise der exclusiven Menschengruppen am kaiserlichen Hofe zu treten, weil er in diesen Kreisen die idealische Auffassung des Lebens vermöge höherer Geistesbildung vorhanden wähnt. — In dieser Wendung seines Lebensganges deutet sich Mehreres an. Nie wieder sehen wir ihn mit einer Person des weiblichen Geschlechts in Verbindung. Nur im Bürgerstande fand sich in der faustischen Zeit die Summe der Sittlichkeit, welche die Ehe zu einer Seelengemeinschaft machen konnte. In den höheren Kreisen herrschte theils ein hoher Grad geschlechtlicher Unsittlichkeit, theils nonnenhaft verhimmelnde Frömmigkeit, theils eine Verstandesbildung, die das Herz kalt macht. Aber den bürgerlichen Jungfrauen fehlte wiederum Geistescultur; überdies verpönte der Kastengeist sogenannte Mißheirath. — Die Gelehrsamkeit gewann ihre Jünger und Pfleger meist aus dem Bürgerstande; waren doch die Meistersänger, wenn auch nur in ihrer Art, die Erhalter der Poesie. Aber mit der wirklich erworbenen Gelehrsamkeit waren auch diese Pfleger der Wissenschaft dem Bürgerstande als solchem entrückt. Sie warden Beamtete im Dienst der Fürsten, oder sie lebten isolirt im ausschließlichen Dienste der Gelehrsamkeit, oder sie warden Lehrer, Geistliche, Professoren. Ohne den höheren Ständen geradezu einverleibt zu werden, bildeten sie so eine Mittelschicht, die als Vertreterinn der Geistesbildung den Fürsten und Rittern in allen geistigen Angelegenheiten zu Dienste stand, mit den materiellen Strebungen des Bürgerstandes aber nichts mehr gemein haben mogte. Diese die Geistesbildung repräsentirende Mittelschicht ist es, welche im Reformationszeitalter zu immer steigender Bedeutung gelangt und einen wesentlichen Einfluß auf die practische Ausgleichung der Verhältnisse zwischen den höheren und geringeren Classen der Menschheitsgruppen ausübt. Sie bildet ein Band der Vereinigung beider. Denn der Ritter ist genöthigt, den Geist anzuerkennen, welcher aus den bürgerlichen Kreisen emporgewachsen ist. Mit der Intelligenz ist folglich der Grund gewonnen, auf welchem die gesondert gehaltenen Menschen und Stände sich „menschlich" einigen und zur Gemeinsamkeit fügen. Je mehr intensiv und extensiv die Intelligenz wächst, desto mehr leistet sie das, was im Mittelalter das Kirchenthum (und das ist die gute Seite desselben) geleistet hatte, desto tüchtiger rückt sie an die Stelle und in den Beruf des Kirchenthums, desto mächtiger wirkt sie zur Paralysirung dieses Kirchenthums, das auf der Stabilität ruht, während die Intelligenz ihrer geistigen Wesenheit gemäß immer

weiter aufwärts und allwärtshin strebet. Ja, es ist im Mittelalter das Kirchenthum Erhalter und Pfleger der Wissenschaft, Heger der Geistigkeit gewesen. Es hat sogar die Mission, die Jesus Christus seinen Bekennern aufgiebt, dadurch zu erfüllen Gelegenheit gewonnen, daß es aus allen, auch den niedrigsten Schichten der menschlichen Gesellschaft seine Priester und Repräsentanten erzog, aus allen Völkerstämmen, aus allen Ständen, sobald in einem Individuum sich Geist zu erkennen gab. Hirtenknaben sind Päpste geworden und haben über Fürsten geherrscht. Jener stolze und kräftige Heinrich II. von England, dieser normännische Plantagenet, mußte sich zur Kirchenbuße bequemen auf dem Grabe des Thomas Becket, der dem von den Normannen bis zu äußerstem Schimpf verachteten Sachsenstamme angehörte. Aber diese ausgleichende Wirksamkeit übte das Kirchenthum in unbewußtem Trieb unter dem unmittelbaren Drange des Geistes der Menschenwürdigkeit und Gotteskindschaft, den Jesus Christus über die Menschheit ausgegossen hat, und der auch unter den düstersten Verhüllungen seine Macht geltend macht als der Geist des allmächtigen Gottes. Seitdem aber das Kirchenthum anfing, den Geist zu bannen und ihn zum Dienstboten weltlicher Herrschsucht zu machen, seitdem es also seine innere Mission, die der Geistesbildung und Freiheitsverwirklichung, vergaß und hintansetzte: da versank es und überließ, wie widerwillig auch immer, der Intelligenz diese Mission. Denn der Geist läßt sich nicht bannen. Ja, das Kirchenthum borgte nun vom Geiste die Mittel, um sich gegen den Geist und die Intelligenz zu wehren. Aber der Geist fordert stets das geborgte Capital zurück, verlangt wenigstens die Zinsen und stärkt sich dadurch zu stetiger Mehrung seiner selbstständigen Macht.

So verläßt nun Faust, dessen angenommenes Junkerthum ja nur als ein Nothbehelf zu erleichterter Einführung in's Leben zu betrachten ist, er verläßt in der fest gewordenen Richtung seines geistigen Strebens auf die Wirklichkeit des lebendigen Lebens die Sphäre der Bürgerlichkeit und gebaret sich als wissenschaftlich gebildeter Mann seiner Zeit. Bekanntlich sind's aber außer dem Studium der Philosophie die physicalischen Wissenschaften, wodurch man in rüstigem Anlaufe die Erhebung des Geistes zu fördern suchte, nachdem durch den Bruch der Protestanten mit Rom die Bahn freier geworden war. Und so ist's auch in dieser Hinsicht ganz folgerecht, daß wir den Faust nach seiner Entfernung von Gretchen in der freien Natur wieder finden. Wie eine Mutter ihr Kind, das leidend heimkehrt, so empfängt ihn die Natur. Wunderlieblich sind diese Worte, welche Ariel, der Repräsentant der dem Menschen freundlichen Naturmacht, vernehmen läßt! Welch schöne Umschreibung des Wortes der Schrift: Er lässet seine Sonne scheinen über Gute und Böse und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte!

Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann.
Ob er heilig? ob er böse?
Jammert sie der Unglücksmann.

Und besänftigt wird der grimme Strauß des Herzens, des Vorwurfs glühend bittre Pfeile werden entfernt, gereinigt ist das Innere vom erlebten Graus. Vergessen ist, was in der Vergangenheit liegt. Faust steht wieder kräftig da als Einer, der Alles leisten kann, weil er „versteht und rasch ergreift." Neues Leben geht ihm auf. Es regt und rührt sich in ihm wieder „ein kräftiges Beschließen, zum höchsten Dasein immerfort zu streben." Dies höchste Dasein schwebt ihm aber auch jetzt nur im Genusse der Idealität vor. Die Wirklichkeit hat ihm schon zu wehe gethan; in ihr setzt er das Heil nicht voraus. Daher freut er sich wohl noch der Wirkungen, welche die aufgehende Sonne des neuen Tages auf der Oberfläche der Erde hervorbringt — er spricht's mit Worten aus, wie in diesen Wirkungen das Naturgesetz „denn stufenweis' ist der Vollendung Lauf" sich objectivirt; aber als nun die Sonne in den Aether emporsteigt, da wird er doch geblendet von ihrem lichten Strahl. Das volle Licht im reinen Himmelsglanz, es bereitet ihm Augenschmerz, körperliche Unbequemlichkeit, Mißbehagen. Darum kehret er sich von dem wirklichen Lichte ab und wendet ihm den Rücken. Ja, ja! die Wahrheit kommt nicht in süßen Hauchen des Mailüftchens; das Himmelreich nahet mit Sturm; das Licht der Welt, Jesus Christus, ist nicht gekommen Frieden zu bringen sondern das Schwerdt. Faust verschmäht noch das Licht, das vom Urquell des Lichts herströmend seine Vernunft in lebendigste Bewegung gesetzt haben würde, und meidet mit der Arbeit auch die Schmerzen, welche die bewußte Aufnahme dieses Lichts ihm verursachen mögte. Denn dieses Licht, das Licht ewiger Wahrheit, zwingt zu Selbsterkenntniß, zu Selbstüberwindung, zur Demuth und heischt die Ausprägung zu freiwilliger, für's Gemeinsame sich aufopfernder Thatleistung. Nicht einmal die Fortsetzung der Freude und Segen bringenden Wirkungen des nun über die ganze Erde sich ergießenden Sonnenlichtes mag Faust weiter verfolgen. (Welch eine ganz andere Wirkung bringt das Anschauen des Naturlebens auf Karl Moor in der 2. Scene des III. Actes der „Räuber" hervor!) Vielmehr mit wachsendem Entzücken schaut er den Wassersturz und auf ihm besonders das Wechselspiel der Regenbogenfarben an. Dieser bald rein gezeichnete, bald in Luft zerfließende bunte Bogen in dem duftig kühle Schauer umher verbreitenden Geträufe des Wasserfalls spiegelt ihm das menschliche Bestreben ab, und er erkennt genauer: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben!" — Indessen der Regenbogenglanz entsteht dadurch, daß der reine Lichtstrahl durch das im Vergleiche mit dem Lichtstrahl selber so trübe Medium des Wasserstoffes gebrochen wird, um zersetzt und gefärbt auf dem dunkeln Hintergrunde des Wolkendunstes zu erscheinen. So will Faust, an den Erscheinungen der Erde haften bleibend, durch Brechung und Zersetzung derselben sich das Gut abstrahiren und extrahiren, durch dessen Besitz er möglicher Weise befriedigt werden mögte, wenn er es erlangen und festhalten kann. Aber diesen farbigen Abglanz des Lichts, dieses auf der Finsterniß erscheinende Schemen des durch die Dazwischenkunft eines prismatischen Körpers zersetzten, gebrochenen wirklichen Lichts, dieses phantastisch schwebende, luftige Product

des im prismatisch fallenden Wassertropfen gleichsam mit verständiger Berechnung waltenden Naturlebens — wer kann es halten und haben? Wohl ist es farbig und schön und erfreulich zu schauen; aber doch ist's ein reines Spiel, ein Spiel, das aufhört und Nichts ist, sobald der Tropfen am Boden liegt. Dieses Schemen erleuchtet nicht und wärmet nicht, wie das Sonnenlicht leuchtet und wärmet zumal. Ueberdies schauet der Mensch den Regenbogen nur, je nachdem Zufall oder Willkür ihm die Stellung zwischen Regen und Sonnenstrahl gegeben hat, so daß jeglicher Mensch seinen eigenen Regenbogen sieht, wie gerade sein leibliches Auge gerichtet, wie gerade sein Fuß auf diesen oder jenen Platz gestellt ist. Jeder aber glaubt doch, es sei gerade dieser Regenbogen der Eine für alle Schauenden, wie Jeder meinet, was seine Sinne ihm erscheinen lassen, das müsse ja auch für alle Anderen ganz gewißlich die Wahrheit und Wirklichkeit sein. Soll also der Regenbogen in seiner Wechseldauer das menschliche Bestreben abspiegeln, so erscheint dieses Streben als ein rein subjectives, einseitiges, auf dem den Sinnen vorschwebenden Schein ruhendes, und „der schöne Schein" oder das Ideal in dem farbigen Abglanz ist's dann, woran wir das Leben haben. — Nun, auf dem Schein ruhete auch die physikalische Weltanschauung der faustischen Zeit. Jenes Getöse, welches das Herrannahen der Sonne verkündigt, jenes rasselnde Knarren der Felsenthore, durch welche Phöbus zum Aether empor fährt, es deutet bestimmt genug auf jene Ansicht hin, vermöge deren die Erde als Mittelpunct des Weltalls galt und als das vorzugsweise vom Schöpfer begünstigte Weltstück, dem Sonne, Mond und Sterne nur zur Erleuchtung dieneten. Trotz Dem, was schon das Alterthum über den Weltbau gelehrt hatte; trotz Dem, daß die Erdumsegelung durch Magellan die Erde als eine im Weltraum schwebende Kugel und mit diesem Umstande die Unermeßlichkeit des Weltalls aufgewiesen hatte, so hatte doch Alles beim Scheine sein Bewenden. Da nun die Naturbetrachtung in der innigsten Verbindung steht mit den Ansichten vom Leben überhaupt, so ist's nicht zu verwundern, daß mit den in frühester Zeit zur Bezeichnung des Scheins angewandten sprachlichen Ausdrücken auch die auf dem Schein ruhenden Vorstellungen der Vorzeit in die nachfolgenden Zeiten herüber vererbt werden konnten und sich um so unausrottbarer feststellten, als die große Masse der Menschen der Intelligenz nicht näher geführt wurde. Statt in der Totalität das Einzelne aufzusuchen und Platz und Bedeutung desselben in seiner Zugehörigkeit zum Ganzen zu erkennen; statt aus der in der Totalität wesenden Idee her die bestimmteren Erweisungen derselben in den einzelnen Gegenständen des Daseins begrifflich zu fassen und so aus dem Geistigen die Gestaltung und das Gebaren des Sinnhaftigen zu erklären, blieb man an dem einzelnen Sinnlichen stehen und suchte aus der Summe desselben den Geist zu abstrahiren. So erfand man mit der Zeit eine Centralsonne für die Körperlichkeit, wie man eine Weltseele träumte für die übersinnliche Welt. Wann aber hie und da ein Menschengeist ahnungsvoll die Wirklichkeit aufgefaßt, durch nachfolgende Rechnung seine Ahnung bestätigt gefunden und da-

durch gleichsam den Himmel geöffnet hatte, daß das Licht der Wahrheit „aus jenen ewigen Gründen wie durch flügeloffene Erfüllungspforten" voll und strahlend hätte in die Seelen der Menschen einströmen können: dann war's ein „Flammenübermaß," vor dem Alles betroffen stand und so sehr Verderben fürchtete, daß jene Menschengeister Widerruf leisten mußten oder stumm gemacht wurden. Daher denn jener Zweifel am Lichte, der sich in Faust's Fragen ankündigt:

Ist's Lieb? Ist's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer?
So daß wir wieder nach der Erde blicken? —

Wie dem aber auch sei, die Summe von Intelligenz, welche den Gelehrten der Faustzeit eigenthümlich war, reichte zu, ihnen eine Stellung zu geben, in welcher sie über den Bürgerstand hinausgerückt waren und Zutritt zu den höheren Kreisen gewannen. Freilich mußten sie's oft genug leiden, daß sie selber Gegenstände der Ergötzlichkeit warden oder durch Experimentirung ihrer Weisheit den hohen Herrschaften die Zeit d. h. die Langweile vertrieben. So erschienen sie nicht selten mit dem Hofnarren im Bunde. Die Tochter Gustav Adolph's, Christine von Schweden, führte durch ihre Gelehrten ergötzliche Abenteuer herbei; und Faust zaubert mit Hülfe des Mephisto, der die Pflichten des Hofnarren übernimmt, dem Kaiser mancherlei lustige Geschichten vor. Den Eintritt des Faust in diesen Lebenskreis können wir indessen aus dem Umstande erklären, daß er die Idealität des Lebens, nach welcher er sich sehnt, hier ausgeprägt zu finden hofft.

7.
Aufenthalt am kaiserlichen Hofe.

Jene bekannte Redensart „die Kunst geht nach Brod" klingt allerdings widerwärtig. Allerdings schneidet es verletzend in die Seele, daß man von dem auf materieller Solidität stehenden Geschäftsmanne oft genug Kunst und reine Wissenschaft als „brodlose Künste" geringschätzig bezeichnen hört. Dennoch ist's nicht wegzustreiten: der Gelehrte, der Künstler muß zu-leben-haben, wenn er fortwirken soll. Dennoch hat das Verlangen, daß Wissenschaft und Kunst etwas leiste, wodurch auch das materielle Dasein Förderung gewinnen kann, eine nicht zu leugnende Berechtigung. Es war daher ganz natürlich, daß die zumeist aus dem geringeren Stande hervorwachsende, mit mühseliger und ausdauernder Geistesarbeit zu entwickelnde Intelligenz im Dienste der Großen die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse sicher stellte und die Mittel zu größerer Ausdehnung ihres geistigen Bestandes zu gewinnen wußte. Und in doppelter Beziehung erwies sich Mephistopheles in dieser Hinsicht als der „schalkhafte Geselle, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen." Denn ohne die ökonomische Sorge, die zu immer neuem Eifer treibt, würde mög-

licherweise wenigstens bei Vielen der Genius in Schlummer gesunken, das Talent in bequemer Mittelmäßigkeit stehen geblieben, wenigstens nicht mit der Gewalt hervorgebrochen und in der Spannkraft ausdauernd gewesen sein, welche Großes zu schaffen und Nachhaltiges zu wirken erforderlich ist. Sodann hielt diese Dienstbarkeit, in welcher die Intelligenz anfangs zu den Fürsten und Herren stand, ihre Träger von jenem Dünkel und Hochmuthe fern, den freilich die Errungenschaft geistigen Reichthums nicht ausschließt, namentlich wenn sie rivalisirend mit der materiellen Solidität des Geschäftswesens ihre Bedeutung geltend machen muß. Außerdem gewann die Intelligenz dadurch den Vortheil, daß sie mit den realen Verhältnissen des Lebens sich vertraut machen und ihre Kräfte behufs der Gestaltung und Leitung dieser Verhältnisse bewirksamen konnte. Denn wie anerkennenswerth die absolute Herrlichkeit der Fürsten und die aristokratische Ausschließlichkeit der Großen für den Umstand erscheine, daß durch sie Wissenschaft und Kunst Unterstützung und Aufmunterung fanden: nicht minder anerkennenswerth ist's doch, daß, je mehr sich die Intelligenz in Verwaltung des Staatswesens förderlich erwies, desto größere Wichtigkeit ihr zugestanden, desto weiteres Gebiet der Bethätigung ihr eingeräumt werden mußte. Gesetzgebung, Rechtsbestimmung, Verwaltungswesen ruhete bald auf wissenschaftlichem Boden. Gesetzesverwesung, Rechtsprechung, Abgabenbestimmung und Verwendung der Staatseinnahmen für die mancherlei Zweige des Staatslebens erheischte von Knoten zu Knoten des Netzes, welches dieses Staatsleben als Gesammtheit umspannte, wissenschaftlich gebildete Menschen. Diese aber erstarkten in ihrer durch die wissenschaftliche Grundlage der Gesetzgebung bedingten Geschlossenheit allmälig zu einer Potenz, an welcher der absolute Fürst mehr und mehr seiner unbedingten Willensmacht und Willkürlichkeit verlustig ging. Denn nun war es nicht mehr die ungebundene Laune des Fürsten, der nach despotischem Belieben (car tel est notre plaisir) das Entgegengesetzteste zugleich seinen Unterthanen gebieten mogte, sondern die Consequenz der Wissenschaftlichkeit in den Gesetzesgrundlagen, nach welcher regiert wurde. Je mehr die Regierung ein System ward, desto mehr warden die bisherigen Träger des fürstlichen Willens Beamtete des Staats, welche regelmäßig besoldet wurden. Gerade dadurch gewann die Intelligenz eine solche Stellung im wirklichen Leben, daß sie in ihrer Unentbehrlichkeit für das Leben der Staaten zugleich öconomische Sicherheit fand und bei ihrer Pflichtigkeit weniger in Beziehung auf die zufällige Persönlichkeit des Regenten als vielmehr in Beziehung auf das von der obersten Staatsleitung übertragene Amt sich der Selbstständigkeit erfreuen konnte, welche zu immer weiterer Vertiefung in die Gebiete des geistigen Lebens Muth und Frische verleiht. — Mag es daher auch wenig erquicklich sein, daß Faust seinen Platz bei Hofe durch einen Vorläufer wie Mephistopheles, der die Rolle des Hofnarren übernimmt, zu begründen sucht; mag es uns dem hohen Selbstbewußtsein, in welchem Faust gleich im Anfange auftrat, nicht ganz würdig däuchten, daß er sich dazu versteht, dem Kaiser die Lustbarkeit des Mummenschanzes einzurichten und zu

durch gleichsam den Himmel geöffnet hatte, daß das Licht der Wahrheit „aus jenen ewigen Gründen wie durch flügeloffene Erfüllungspforten" voll und strahlend hätte in die Seelen der Menschen einströmen können: dann war's ein „Flammenübermaß," vor dem Alles betroffen stand und so sehr Verderben fürchtete, daß jene Menschengeister Widerruf leisten mußten oder stumm gemacht wurden. Daher denn jener Zweifel am Lichte, der sich in Faust's Fragen ankündigt:

Ist's Lieb? Ist's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer?
So daß wir wieder nach der Erde blicken? —

Wie dem aber auch sei, die Summe von Intelligenz, welche den Gelehrten der Faustzeit eigenthümlich war, reichte zu, ihnen eine Stellung zu geben, in welcher sie über den Bürgerstand hinausgerückt waren und Zutritt zu den höheren Kreisen gewannen. Freilich mußten sie's oft genug leiden, daß sie selber Gegenstände der Ergötzlichkeit warden oder durch Experimentirung ihrer Weisheit den hohen Herrschaften die Zeit d. h. die Langweile vertrieben. So erschienen sie nicht selten mit dem Hofnarren im Bunde. Die Tochter Gustav Adolph's, Christine von Schweden, führte durch ihre Gelehrten ergötzliche Abenteuer herbei; und Faust zaubert mit Hülfe des Mephisto, der die Pflichten des Hofnarren übernimmt, dem Kaiser mancherlei lustige Geschichten vor. Den Eintritt des Faust in diesen Lebenskreis können wir indessen aus dem Umstande erklären, daß er die Idealität des Lebens, nach welcher er sich sehnt, hier ausgeprägt zu finden hofft.

7.
Aufenthalt am kaiserlichen Hofe.

Jene bekannte Redensart „die Kunst geht nach Brod" klingt allerdings widerwärtig. Allerdings schneidet es verletzend in die Seele, daß man von dem auf materieller Solidität stehenden Geschäftsmanne oft genug Kunst und reine Wissenschaft als „brodlose Künste" geringschätzig bezeichnen hört. Dennoch ist's nicht wegzustreiten: der Gelehrte, der Künstler muß zu-leben-haben, wenn er fortwirken soll. Dennoch hat das Verlangen, daß Wissenschaft und Kunst etwas leiste, wodurch auch das materielle Dasein Förderung gewinnen kann, eine nicht zu leugnende Berechtigung. Es war daher ganz natürlich, daß die zumeist aus dem geringeren Stande hervorwachsende, mit mühseliger und ausdauernder Geistesarbeit zu entwickelnde Intelligenz im Dienste der Großen die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse sicher stellte und die Mittel zu größerer Ausdehnung ihres geistigen Bestandes zu gewinnen wußte. Und in doppelter Beziehung erwies sich Mephistopheles in dieser Hinsicht als der „schalkhafte Geselle, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen." Denn ohne die ökonomische Sorge, die zu immer neuem Eifer treibt, würde mög-

licherweise wenigstens bei Vielen der Genius in Schlummer gesunken, das Talent in bequemer Mittelmäßigkeit stehen geblieben, wenigstens nicht mit der Gewalt hervorgebrochen und in der Spannkraft ausdauernd gewesen sein, welche Großes zu schaffen und Nachhaltiges zu wirken erforderlich ist. Sodann hielt diese Dienstbarkeit, in welcher die Intelligenz anfangs zu den Fürsten und Herren stand, ihre Träger von jenem Dünkel und Hochmuthe fern, den freilich die Errungenschaft geistigen Reichthums nicht ausschließt, namentlich wenn sie rivalisirend mit der materiellen Solidität des Geschäftswesens ihre Bedeutung geltend machen muß. Außerdem gewann die Intelligenz dadurch den Vortheil, daß sie mit den realen Verhältnissen des Lebens sich vertraut machen und ihre Kräfte behufs der Gestaltung und Leitung dieser Verhältnisse bewirksamen konnte. Denn wie anerkennenswerth die absolute Herrlichkeit der Fürsten und die aristokratische Ausschließlichkeit der Großen für den Umstand erscheine, daß durch sie Wissenschaft und Kunst Unterstützung und Aufmunterung fanden: nicht minder anerkennenswerth ist's doch, daß, je mehr sich die Intelligenz in Verwaltung des Staatswesens förderlich erwies, desto größere Wichtigkeit ihr zugestanden, desto weiteres Gebiet der Bethätigung ihr eingeräumt werden mußte. Gesetzgebung, Rechtsbestimmung, Verwaltungswesen ruhete bald auf wissenschaftlichem Boden. Gesetzesverwesung, Rechtsprechung, Abgabenbestimmung und Verwendung der Staatseinnahmen für die mancherlei Zweige des Staatslebens erheischte von Knoten zu Knoten des Netzes, welches dieses Staatsleben als Gesammtheit umspannte, wissenschaftlich gebildete Menschen. Diese aber erstarkten in ihrer durch die wissenschaftliche Grundlage der Gesetzgebung bedingten Geschlossenheit allmälig zu einer Potenz, an welcher der absolute Fürst mehr und mehr seiner unbedingten Willensmacht und Willkürlichkeit verlustig ging. Denn nun war es nicht mehr die ungebundene Laune des Fürsten, der nach despotischem Belieben (car tel est notre plaisir) das Entgegengesetzteste zugleich seinen Unterthanen gebieten mogte, sondern die Consequenz der Wissenschaftlichkeit in den Gesetzesgrundlagen, nach welcher regiert wurde. Je mehr die Regierung ein System ward, desto mehr warden die bisherigen Träger des fürstlichen Willens Beamtete des Staats, welche regelmäßig besoldet wurden. Gerade dadurch gewann die Intelligenz eine solche Stellung im wirklichen Leben, daß sie in ihrer Unentbehrlichkeit für das Leben der Staaten zugleich öconomische Sicherheit fand und bei ihrer Pflichtigkeit weniger in Beziehung auf die zufällige Persönlichkeit des Regenten als vielmehr in Beziehung auf das von der obersten Staatsleitung übertragene Amt sich der Selbstständigkeit erfreuen konnte, welche zu immer weiterer Vertiefung in die Gebiete des geistigen Lebens Muth und Frische verleiht. — Mag es daher auch wenig erquicklich sein, daß Faust seinen Platz bei Hofe durch einen Vorläufer wie Mephistopheles, der die Rolle des Hofnarren übernimmt, zu begründen sucht; mag es uns dem hohen Selbstbewußtsein, in welchem Faust gleich im Anfange auftrat, nicht ganz würdig däuchten, daß er sich dazu versteht, dem Kaiser die Lustbarkeit des Mummenschanzes einzurichten und zu

leiten: zunächst weiset dies Verfahren die wirkliche Lage der Intelligenz während jener Zeit auf, sodann aber wirkt ja diese bedienstliche Stellung dahin, daß der Kaiser dem Faust das Wohl seines Reiches verdankt, daß er ihm des Reiches innern Boden vertraut, ihn zum Custoden der Schätze ernennt und zum Collegen des Schatzmeisters macht.

In dieser Fähigkeit, über reichlichste Geldmittel zu verfügen, kann nun Faust der Intelligenz auch äußerlich zu Hülfe kommen, so daß sie sich, durch Mangel unbeschränkt, in die Urtiefen des Wissen versenkt; er kann das Wissen mit dem Leben in gemeinsamen Fluß bringen, den Reichsfeind durch diplomatische Künste bezwingen und sich endlich ein eigenes Gebiet für die Realisirung seiner Lebensweisheit gewinnen. Aus dem gebildeten Dienstmann wird so ein selbstständiger Gebieter. — Auf diese Weise widerlegt sich denn auch jener Vorwurf, welcher der reinen Wissenschaft und Poesie in ihrer Bezeichnung als „brodloser Künste" oft genug von Seiten der materiellen Solidität gemacht wird. Ueberdies ist's ja Erfolg wissenschaftlichen Strebens, daß Bergwerke gründlich ausgebeutet werden können zur Ausprägung „des goldenen Bodens," auf dem Handel und Gewerbe gedeihen, auf dem dann auch die schönen Künste ihre erheiternden Feste feiern. Und ist denn nicht das Papiergeld, dieses Erleichterungsmittel für Handel und Wandel, ist's denn nicht auch ein Product der Intelligenz, ja, ist's nicht ganz entschieden ein rein idealisches Aequivalent für das schwere Metall? Daher wird nun auch die materielle Solidität um ihres Vortheils und ihrer Erheiterung willen mit der Intelligenz ausgesöhnt, entkleidet sich der Spießbürgerlichkeit und bietet der Intelligenz freundlichen Handschlag, die nun Fürsten und Bürger auf dem gleichen Boden des geistigen Lebens in wechselseitiger Anerkennung und mit ausgleichender Berechtigung an einander knüpft. Was indessen gerade diese Verknüpfung betrifft, so ist freilich für den Augenblick, in welchem wir den Faust bei Hofe sehen, weder an diesem kaiserlichen Hofe eine Spur davon schon zu erkennen, noch hat Faust dieselbe auch nur im Entferntesten zum Gegenstande seines Denkens und Thuns gemacht.

Die kaiserliche Pfalz bildet eine eng begrenzte Sphäre, abgesondert von den übrigen Lebenskreisen. Von der Fülle eines markigen und gediegenen Staatsbürgerthums, von der alle Einzelkräfte einigenden, zu mächtiger Gesammtwirksamkeit spannenden Schwungkraft eines Volkswesens, von dem welthistorischen Gehalte der Menschheitsbewegung — keine Spur. Der Kaiser ist alleiniger, absoluter Herr, dessen „Majestät jedes Element als unbedingt erkennt," ein Herr, der mit Ludwig XIV. sagen mag: l'état c'est moi. Ihm stehen die „Heiligen und Ritter" d. h. Geistlichkeit und Adel zur Seite. Allein obgleich dieselben Staat und Kirche zum Lohn nehmen, weil sie würdig den Thron stützen als die beiden einzig berechtigten Geschlechter der kaiserlichen Lande, so sind sie doch nur die Diener des Kaisers. Denn darin zeigt sich der Unterschied des Reformationszeitalters von der Mittelalterlichkeit, daß Adel sowohl als Geistlichkeit den Fürsten dienstbar wird. Und das nicht bloß in protestan-

tischen Ländern. Gerade Frankreich, wo der Protestantismus unter furchtbarsten Greueln niedergedrückt wurde, liefert davon die entschiedensten Beweise. Denn wie die Bartholomäusnacht sich untrennbar an den Namen der Katharina von Medicis heftet, so bezeichnen die Namen Richelieu und Mazarin den Untergang des selbstständigen Adels. Niemals aber haben Könige solche Gewalt an Päpsten geübt wie die Könige von Frankreich. Und wenn auch der Erzbischof-Kanzler unserer Faustragödie sich großes Ansehen giebt und vom Kaiser zuletzt die Verschreibung des ganzen Reiches an die Kirche verlangt, so ist er im Grunde doch der Diener des großmächtigsten Herrn und wirkt im Interesse der Machtvergrößerung desselben. Denn gerade dadurch, daß die Kirchenhäupter sich der Leitung des Staatswesens bemächtigen, amalgamiren sie sich dem Staatsleben und machen viel mehr das Kirchenthum zu einem Mittel für die Unbedingtheit des weltlichen Staatsoberhaupts und für die Beherrschung des Volks, als daß sie, obgleich Dies ihre wahre Absicht sein mogte, den Staat zur Kräftigung der Kirche benutzt hätten. Dies eigenthümliche Verhalten der Kirche zum Staat wirkte wohl wesentlich zur Ausbildung Dessen mit, was Diplomatie heißt, und was im Jesuitenorden seinen entschiedensten Repräsentanten gefunden hat. Die Kirche ward diplomatisch und eben daher politischen Wesens, so daß die Kirchenthümlichkeit als Mittel zu politischen Zwecken galt. Dadurch hörte die Kirche mehr und mehr auf, alleiniges und oberstes Lebensprincip zu sein, ja, sie ward lediglich ein integrirender Theil des gesammten Staatswesens und nahm wider Willen im eigentlichen Sinne des Wortes Knechtsgestalt an. So warden denn die seitherigen Träger des Kirchenthums nunmehr Diener des Landesfürsten, der in katholischen Ländern dem Namen nach zwar dem Papste die oberste Kirchengewalt zuerkennen mogte, um der Thatsächlichkeit nach den Papst für eigene Zwecke zu benutzen, während in protestantischen Ländern der Fürst dem Namen und der That nach zugleich Herr des Staats und oberster Bischof der Kirche war. Als Regierungsmittel behielt man allerdings die Kirchenthümlichkeit bei; dieselbe behielt indessen ihre Einwirkungskraft vorzugsweise in Betreff der Volksmasse, während der intelligente Theil einer Landesbevölkerung sich eben vermöge seiner Intelligenz derselben mehr und mehr entzog. Kirchenthum und Ritterthum verloren ihre Selbstständigkeit an den Thron. Nicht minder war dies der Fall in Betreff der Städte, namentlich des deutschen Reichs. Die Städte auch verloren in der Reformationszeit ihre freie, selbstständige Haltung; und hatten sie früher den Fürsten beigestanden zur Unterdrückung des freien Adels, so half nun der dem Fürsten dienstbar gewordene Adel seinerseits freudig genug mit, das seitherige Stadtbürgerthum zu vernichten und den selbstgefälligen Stadtbürger zum gehorsamen Unterthan des Fürsten zu machen. Auch das Städtewesen des Mittelalters hört mit der Reformation allgemach auf. Somit ist fast Alles, was so lange auf eigene Faust sein Wesen getrieben und in selbstständiger Eigenwilligkeit vereinzelt sich geltend zu machen gesucht hatte, unter die Gewalt der Fürsten gebracht, die nun in absoluter Machtvollkommenheit die Re-

geln des Lebens bestimmen, während sie selbst durch die wachsende Intelligenz ihrer Absolutheit verlustig gehen und zu integrirenden Elementen der Gesammtheit werden.

Mit Uebergehung des allmäligen Werdens solcher Zustände zeigt uns unsere Tragödie sogleich die gewordene Thatsächlichkeit, welche die von der Intelligenz unterstützte und ausgeprägte Diplomatie im Reformationszeitalter hergestellt hatte. Diese Diplomatie oder Politik im engeren Sinne des Worts ward Lebensprincip und gleichsam die andere Religion der durch Geistesbildung vorragenden Gruppen des Staatsverbandes. Darum ist denn auch in dem zweiten Theile unserer Tragödie von wirklich religiösem Denken und Thun wenig mehr die Rede. Wohl aber zeigt uns dieser zweite Theil, wie nun vermöge der Politik die Absolutie das Mittel geworden ist, alles bisher Vereinzelte unter eine einzige Bestimmungsgewalt zu vereinigen. Gerade in diesem Umstande beweiset unsere Tragödie die weltgeschichtliche Auffassung des Reformationszeitalters, daß sie nicht gleich vielen Meistern der Geschichtschreibung die religiös-kirchlichen Erscheinungen desselben in den Vordergrund stellt, daß sie nicht diese idealischen Vorspiegelungen bekräftigt, vermöge deren die allgemeine Verbreitung der Kirchenthümlichkeit als oberster Zweck des Menschheitslebens zur Anerkennung gebracht werden soll, daß sie vielmehr der thatsächlichen Wahrheit gemäß zur Anschauung bringt, was mittels des durch die Kirchenreformation gegebenen Anstoßes zur Reformation des Gesammtlebens der Menschen und Völker in die Erscheinung getreten ist. Denn was die Kirchenreformatoren begannen, das hat wider Wunsch und Willen derselben alsbald eine solche Wendung genommen, daß es im Großen und Ganzen von rein politischem und socialem Gewichte ist. Während es auf kirchlichem Gebiete nur Spaltungen, Trennung und Zerrissenheit erzeugen konnte, ward es der Anlaß zur Einigung der Menschenkräfte unter politischer Suprematie, welche in der Hand der Fürsten lag. Damit aber ist ausgesprochen, wie das Menschenleben im Reformationszeitalter dahin ringt, gegen die seitherige Lebensform der Kirchenthümlichkeit sich staatsmäßige Gestaltung der Lebensverhältnisse einzutauschen.

Wie uns aber die Fausttragödie die verstandesmäßige Gemeinschaftlichkeit der Menschen unter dem Zepter des absoluten Fürsten zur Anschauung bringt, so zeigt sie uns gleichzeitig die Einseitigkeit dieses absoluten Wesens in der Herbeiführung derjenigen Erscheinungen, welche dazu Veranlassung geben, daß diese verstandesmäßige Gemeinschaftlichkeit sich zu vernunftmäßiger Gemeinsamkeit umgestalten und die Absolutie als solche in sich selbst zur Wesenlosigkeit werden konnte. Wir sehen also ein Ergebniß der mittels des Reformationswesens vollbrachten Arbeit der Weltgeschichte, nämlich die Beseitigung der Sonderinteressen des Standes der Geistlichkeit, der Ritterschaft und des Stadtbürgerthums unter der Alleinherrschaft oder Souveränität des Fürsten und finden die Absolutie in ihrer Mission zur Vereinigung der mancherlei Kräfte der Menschengesellschaften für denselben Zweck.

Inzwischen durfte die Absolutie nicht sich selber als den Zweck ihres Daseins betrachten, durfte nicht vergessen, daß sie in der Hand Gottes ein Mittel war zur Erreichung höherer Zwecke. Darum traten mit der Absolutie in der Reformationsperiode zugleich Erscheinungen in's Dasein, die, scheinbar den Glanz der Absolutie begründend, doch in der That dieselbe paralysirten. Diese Erscheinungen treten in unsrer Tragödie zum Vorschein in der Erfindung des Papiergeldes, in den mummenschanzlichen Belustigungen des Hofes und in der Wiedererweckung griechischen Kunstwesens.

Das Papiergeld? Ja wohl! Denn es liegt im Wesen der Absolutie, daß der Fürst sich als Besitzer und Eigenthümer seines Landes und alles Dessen, was darin ist, betrachtet. Er ist der Herr seiner Unterthanen, die nur für ihn, für sein Bedürfniß und sein Vergnügen arbeiten. Er muß indessen seine Diener besolden, seine Vergnügungen kosten viel, da die Diener sie theilen. Die Arbeit des Unterthanen erschwingt zuletzt nicht mehr so viel, als der Bedarf des Herrn und der Diener desselben erheischt. Der Unterthan wird unlustig zur Arbeit, die Diener bleiben unbesoldet und murren, und „tiefe Ebbe wird's im Schatz des Herrn". Papiergeld wird gemacht. Zur Begültigung desselben werden die Schätze verpfändet, die in des Herrn Landen überall verborgen liegen. Auf Grund dieses Pfandes läßt sich Diener und Unterthan diesen Schein des Geldes, diesen Geldschein gefallen. Wenn aber der Herr verpfändet, so schließt er damit eine Art von Contract. Er erkennt also ein gewisses Recht an, das zwischen ihm und seinem Diener und Unterthan besteht, giebt also sich und seinen Besitz, nämlich das ganze Land, in die Rechtsgewalt seiner Unterthanen. Im Zugeständniß eines Rechts an den seitherigen Unterthan ist aber die Unterthänigkeit des Letztern und somit die Unbedingtheit des Fürsten gebrochen. Noch mehr! Indem der Arbeiter Papiergeld bekommt, welches ihm vermöge der Verpfändung des Landes den Werth seiner Arbeit sicher stellt, arbeitet er für sein eignes Interesse, sammelt Vermögen, genießt die Frucht seiner Arbeit, lernt den Werth der Arbeit schätzen, gesteht der Arbeit als solcher eine gewisse Würde zu und fühlt sich endlich in der Ausübung einer würdigenden Thätigkeit, die ihn vermöge des im Papiergeld gewordenen Pfandbriefs zum Mitbesitzer des Landesgrundes macht, als ein mitberechtigtes Mitglied des Staats. Bei solchem Gefühl gelangt er, sobald er namentlich mittels seiner wachsenden ökonomischen Mittel an der Intelligenz sich Antheil verschafft, bald zu der Einsicht, daß ihm wohl zustehen dürfte, seinerseits in Betreff der Verwaltung des Landes auch ein Wort mitzureden, die Gesetze des Staats auch seiner Prüfung zu unterwerfen — und die Absolutie als solche hat ihre Endschaft erreicht.

Es liegt eine scharfe Ironie in den Worten des „langsam herankommenden" Kanzlers, wenn er sich für „beglückt genug in seinen alten Tagen" erklärt, indem er das neue Papiergeld proclamirt und „das schicksalschwere Blatt aufweiset, das alles Weh in Wohl verwandelt hat." Beglückt genug erklärt er sich durch das Product der Intelligenz, die er doch als oberster Kirchen-

mann verabscheuen muß; und in der Bezeichnung seiner „alten Tage" liegt das Zugeständniß, daß es mit seiner Würde und Macht nicht lange mehr dauern mögte bei dem schicksalschweren Einflusse der fest gegründeten Geldmacht. Der Kaiser selbst fühlt gut genug, daß ihm ein ungeheurer Trug gespielt, daß in dieser Fabrication des Papiergeldes eine Fälschung geübt ist, die ihn um seine Unbedingtheit bringt, ein Verbrechen gegen die Majestät, das nicht ungestraft bleiben sollte. Allein er muß sich den Umständen, die er selbst herbeigeführt hat und nun nicht mehr beherrschen kann, fügen und Alles gelten lassen, zumal sein Schatzmeister den Trumpf darauf setzt: „in diesem Zeichen wird nun Jeder selig." Erklärt aber der Finanzminister ein Rechtsverhälniß für das Mittel, durch welches nun Jeder selig wird; gesteht der Erzbischof-Kanzler, daß er sich im Besitze dieses Mittels in seinen alten Tagen selber beglückt genug fühle: so ist damit in Betreff der Seligkeit der Menschen die Ueberflüssigkeit sowohl der absoluten Fürstengewalt als auch der kirchenthümlichen Schlüsselmacht außer Zweifel gesetzt. Hinsichtlich der Kirchenmacht bestätigt dies auch Mephistopheles, dieser kirchenthümliche Dämon. Denn er gerade ist es, der dies Papiergeld erfunden hat. Er, der kirchenthümliche Repräsentant der Materie, bringt als Diener des die Intelligenz vertretenden Faust das Papiergeld, dieses idealische Symbol des Metalls, in Gang, befördert den Umschwung des lebendigen, rührigen Lebens und hebt dadurch seine eigene Natur als das Stabilitätsprincip vollständig auf. — Unschwer erkennt man in diesem Zuge unserer Fausttragödie die Ankündigung der geschichtlichen Thatsache, daß vermöge des durch die in Asien und Amerika entdeckten und eroberten Länder herbeigeführten Umschwungs der Handelsverhältnisse eine Vertheilung des Geldes eintrat, welche auf die Umgestaltung des seitherigen Kirchen-, Staats- und Gesellschaftsbestandes unendlichen Einfluß üben mußte. Durch den Erwerb von Geldvermögen ward Jeder mehr und mehr sein eigener Herr und bekümmerte sich wenig mehr um Diejenigen, von deren Aussprüchen er sonst das Heil des Leibes und der Seele abhängig geglaubt hatte. Selbst dem wieder erstandenen Narren, der sich vermöge seines Papierbesitzes noch „heut Abend im Grundbesitz zu wiegen" hofft, muß Mephistopheles zugestehen, daß er nicht ohne Witz sei.

Und der Mummenschanz, um dessen unverkümmerter Durchführung willen dies Papiergeld in's Dasein trat? — Mit Uebergehung der einzelnen Erscheinungen des reichen Gemäldes und ihrer besonderen Bedeutung beachten wir bloß im Allgemeinen, daß in dieser Karnevalsscene uns ein Bild der Gesittung vor Augen tritt, welche sich in der Reformationszeit wie überall so auch in Deutschland ausbildete und namentlich den höheren Lebenskreisen besondere Färbung verlieh. Wenn schon früher Italien theils durch Handel theils durch seine Bildung auf die nördlicheren Länder wesentlichen Einfluß geübt hatte, so war dies im sechszehnten Jahrhundert in noch bedeutenderem Maße der Fall. Gleich die ersten Worte des Herolds weisen darauf hin. Es soll nicht länger von den Teufels-, Narren- und Todtentänzen der sonstigen

ernsten und rohen Deutschlandslust die Rede sein, vielmehr heitere Feste stehen in Aussicht. Der junge Kaiser hat sich und den Seinigen zu Nutz und Vergnügen mit der Krone und dem Rechte zur Macht zugleich auch die Kappe mitgebracht. Mit dem alten deutschen Ernst und mit der früheren gläubigen Verehrung der die Kaiserkrone weihenden und heiligenden Papstesgewalt geht denn auch die Achtung bisheriger Verhältnisse und der sonstige Respect vor der Kaiserwürde verloren. Jene allgemeine Aufregung, welche durch das so entschiedene und gesicherte Hervortreten Luther's und Zwingli's in Betreff der Kirchenangelegenheit in allen civilisirten Ländern Europa's hervorgerufen wurde; jene Kriegszüge, die Karl V. in Kirchensachen gegen die Protestanten, in Eigenthumsentscheidung gegen Franz I. von Frankreich, in Sicherung der Reichsgrenzen sogar gegen die Muhamedaner unternehmen mußte; jene durch die anfängliche Freiheitsproclamation der Kirchenreformatoren theils geförderte, theils erst geweckte Erhebung der unteren Gesellschaftsmassen zu Selbstständigkeit und Gleichberechtigung mit allen Andern; jene märchenhaften Mittheilungen der Abenteurer, welche aus Amerika heimkehrend jedem faustkräftigen und beherzten Gesellen goldene Berge und paradiesische Herrschaft jenseits des Oceans in Aussicht stellten; jenes allgemeiner sich geltend machende Gefühl, daß die rührige Anwendung der Kraft den Besitzer und Ausüber der Kraft zu eigenem Vortheil und Genuß führe; jenes in Folge all' dieser Erscheinungen ungeheuerlich hervorbrechende Hin-und-her und Durcheinander der gesammten europäischen Menschheit: es hatte einen solchen Wirrwarr, ein solches Gewühl der Völker und Menschen erzeugt, daß die gesammten bisherigen Lebensverhältnisse von Grund aus durch und durch erschüttert wurden und zum Theil ganz und gar verschwinden mußten. Das kaiserliche Ansehen war namentlich bei den Italiänern nie sonderlich groß gewesen: durch den Abfall der Protestanten vom römischen Stuhl mußte es mehr und mehr schwinden, da es gerade von diesem römischen Stuhle her seinen Nimbus gewann. In den italischen Städten waren einfache Kaufleute Fürsten geworden. Gerade sie waren es, welche Kunst und Wissenschaft belebten und schützten und durch Anwendung derselben für's Leben den Gesellschaftsverhältnissen neue Reize und schöne Genüsse verliehen. Mit diesen Reizen und Genüssen führte freilich die allgemeine Verfeinerung auch Unsittlichkeit und den schönen Schein herbei, in welchem Wahrheit und Würde zu Grunde zu gehen in Gefahr gerieth. Nun, von Italien her hat der junge Kaiser die Kappe mitgebracht; und aller Regierunssorgen sich vergnügungslustig entschlagend, da zumal durch das Papiergeld seine murrenden Unterthanen beschwichtigt sind, setzt er statt der Kaiserkrone diese Kappe auf's Haupt. Er wird Mitspieler in dem allgemeinen Spiel und zeigt sich, den übrigen Menschen gleich, in seiner Menschlichkeit. Ja, er ist's gerade, der sich am Schlusse des Spiels den Bart verbrennt. Und die das glatte Kinn verbergende Hand kann doch nicht ganz und gar verbergen, wenn das Unglück passirt ist. Die Maskerei führt, wie der Herold sagt, zu allerseitigem Untergang; und die Klage desselben Herolds verkündigt

deutlich genug den Grund jener geschichtlichen Erscheinungen der Reformationsperiode, in welchen wir das Unterste zu oberst gekehrt sehen, die Klage nämlich:

O Jugend, Jugend, wirst du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Unter ernsterer Verknüpfung der Lebensverhältnisse hat Schiller in seinem Trauerspiel „Maria Stuart" zur Anschauung gebracht, wie die der unbedingten Machtübung und der göttlichen Unverletzlichkeit des gekrönten Hauptes ergebene Königin Elisabeth durch die gewaltsame Gefangenhaltung und Hinrichtung der Maria Stuart dem Glauben an das göttliche Recht der Könige und der Ueberzeugung von der Unverletzlichkeit der gesalbeten Häupter den Todesstoß giebt, wie also die Absolutie selber daran Schuld ist, daß das Recht der Absolutie zweifehaft wird. — Wer aber ist es, der den Mummenschanz eingerichtet, ihm die absonderliche Natur und eine solche Wendung gegeben hat, daß sich der Kaiser den Bart verbrennen muß? Es ist Faust, der Repräsentant der Intelligenz. Es ist Faust, der erst bewirkt, „daß sich ein Gräulichstes ereignet," das von Welt und Nachwelt hartnäckig geleugnet werden wird, während es nichtsdestoweniger vom Herold treulich in das Protokoll der Kaisergeschichten geschrieben wird — Faust, der alsdann, nachdem Schrecken genug verbreitet worden ist, nicht ohne Ironie durch magischen Proceß Hülfe einleitet. Die an den Errungenschaften des Südlandes sich kräftigende Intelligenz bringt durch ihre Einmischung in die ursprünglichen Lebensverhältnisse namentlich in Deutschland eine solche Gährung hervor, daß allgemeine Erschütterung bisheriger Vorstellungen und durchgreifende Verwirrung bisheriger Begriffe die Folge davon ist. Es ist eben Gährung, die noch Nichts zu reiner Erscheinung kommen läßt. Hinwiederum aber ist es das classische Griechenthum, welches, in seinem Durchgange durch Italien schon modificirt, nun in die deutschen Verhältnisse sich mischt und um so weniger alsbald in seiner vollen Reinheit sich geltend machen kann. Das zeiget uns der Mummenschanz. Denn alle die aus der alten Welt citirten Gestalten sind keinesweges dieselben Gestalten, welche das Alterthum erzeugt hat. Was wir von solchen Gestalten sehen, ist vielmehr ein auf die vorhandene Gegenwart übergetragenes, für dieselbe zurechtgemachtes, als lustige Maske die Deutschheit überhüllendes Alterthum, als daß es das wirkliche Alterthum wäre. Da aber einmal das Grab der Vorwelt geöffnet ist; da man die schönen Hüllen bereits geschaut hat, in denen der Geist des Griechenthums unvergänglich so lange seinen dem Tode ähnlichen Schlaf geschlafen hat; da man gespürt hat, daß dieser Geist noch da ist und zu neuem Erwachen rege wird: wie mogte da der deutsche Geist sich eher beruhigen, als bis er das Griechenthum ganz und gar aus dem alten Grabe heraufgerufen und zu wirkenskräftiger Bethätigung in die eigene Heimath geführt hatte! Der Kaiser selbst, nachdem er sich an dem mummenschanzlichen Spiele bei eigener

Betheiligung an demselben als großer Pan ergötzt, nachdem er das Verderben-drohende Feuer von sich abgeschüttelt und das Flammengaukelspiel seinem Hofmagicus verziehen hat, „will Helena und Paris vor sich sehen; das Musterbild der Männer so der Frauen in deutlichen Gestalten will er schauen." Daher muß nun Faust in die Höhen und Tiefen des Alterthums sich versenken, um dem Verlangen des Kaisers zu genügen. Und er thut dies um so lebendiger, als sein durch das bereits Erschaute mächtig angeregter Geist auf eigene Befriedigung durch vollständigen Gewinn des Schönsten und Herrlichsten dringt. Es gelingt denn auch unserem Helden, die classischen Gestalten, wenn auch nur als Schemen und Schatten, zur Anschauung zu bringen. Und aufgethan ist ihm selber, dem Faust, die Pforte zu Dem, wovon Schiller singt:

Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur! —

Dagegen hört man aus dem die Erscheinung der beiden classischen Gestalten begleitenden Gespräch der Hofleute klar genug heraus, welchen Einfluß die Belebung des Griechenthums auf die große Masse der sogenannt gebildeten Gesellschaft ausübt. Schon vor der Erscheinung characterisiren sich die Damen und Herren hinlänglich durch ihre Gesuche um Entfernung der Sommerflecken, um Vertilgung der Krähenaugen, um den Besitz eines Liebeszaubers, indem sie kein Bedenken tragen, sich von diesem unverschämten Hofnarren-Mephistopheles treten und chicaniren zu lassen. An Paris und Helena aber sehen sie nur gewisse Eigenthümlichkeit seltsamer Marionetten, tadeln deren Mangel an aristokratischer Schicklichkeit oder stacheln durch den Anblick die eigene Sinnlichkeit zu gemeiner Lüsternheit auf. Bezeichnend ist nicht minder die Art, wie der Repräsentant der Gelahrtheit sich zur Anerkennung der Schönheit fügt, dieweil einmal geschrieben steht von der Helena, „sie habe wirklich allen Graubärten Troja's sonderlich gefallen." Bei allem Dem schweigt der Kaiser ganz still. Dieses Schweigen ist in Hinsicht auf die Lage, in welcher er später wieder auftritt, nicht ohne Bedeutung. Schon die Entstehung des Papiergeldes flößte ihm den Verdacht eines schweren Betruges ein; sollte jetzt sein Schweigen in der dunklen Ahnung, daß diese Wiederbelebung des Alterthums ihm schwere Verhängnisse herbeiführen mögte, begründet sein? Auch der Erzbischof-Kanzler schweigt oder ist wahrscheinlich nicht einmal anwesend; macht ihn das Vorgefühl, daß auch seine bisherige Autorität durch dieses classische Wesen mit Gefahren bedroht sei, bedenklich? Faust wenigstens (und dieser Zug verdient höchste Beachtung) Faust hat von dem Augenblick an, da er die Helena heraufruft, weder für Kaiser, noch Kanzler, noch sonst irgend Etwas die geringste Aufmerksamkeit mehr. All' diese kaiserliche Herrlichkeit ist ihm von dem Augenblicke an ein so durchaus Gleichgültiges, daß es für ihn und sein weiteres Streben so gut wie gar nicht mehr vorhanden ist. Wissenschaft und Kunst erheben sich in Alles überwältigendem Aufschwunge über Staat und Kirchenthum empor. Diese Erscheinung des Reformationszeitalters aber bringt uns unsere Fausttragödie in besonders großartigen Bildern zur Anschauung.

C.

Faust ringt nach dem Gewinn höchster Idealität.

8.

Erforschung des Griechenthums.

Die bereits bei dem Mummenschanz in Bewegung gesetzten Gebilde des Alterthums haben den Faust angereizt zur Erstrebung des Höchsten und Schönsten, was dies Alterthum in der Griechenwelt hervorgebracht hat; er setzt nun Alles daran, um das Ziel seines Strebens zu gewinnen. So ist der im Ganzen so schwer in Bewegung zu setzende Deutsche durch die gewaltige Anregungskraft der Kirchenreformation in einen Sturmschritt der Begeisterung gerathen, um den Geist des Alterthums, vermöge dessen schon diese Kirchenreformation selber ihren innern Trieb gewonnen hatte, zu erobern und sich zu eigen zu machen. Und, einmal in diesen Sturmschritt gekommen, ruhte nun auch der zäh' ausdauernde Deutsche nicht eher, bis er, selbst mit Aufopferung aller übrigen Lebensgüter, seinen Zweck vollkommen erreicht hatte. Welch eine Arbeit!

Faust fordert zur Heraufbeschwörung der classischen Gestalten des Mephistopheles Hülfe. Mephistopheles aber geht ihm aus dem Wege, „um ihm nicht Wort zu stehen." Als er endlich sich dem Zwiesprach nicht entziehen kann, macht er Schwierigkeit und zeigt schwere Besorgniß. Zwei Gründe aber hebt er besonders hervor, deren Erwägung ihn von persönlicher Theilnahme an dem Werke zurückhält. Zunächst meint er, daß er wohl mit Hexen-Fexen, mit Gespenst-Gespinnsten und kielkröpfigen Zwergen zu Diensten stehe, daß aber seine Teufels-Liebchen nicht für Heroinen gelten können. Damit erklärt er sich in seiner Stellung zu den Griechen unbestreitbar für einen Solchen, den die Griechen, nicht bloß um den Ausländer zu bezeichnen sondern auch im Gefühl ihrer Ueberlegenheit an Geist und Gesittung, einen Barbaren zu nennen pflegten. Sodann aber läßt er sich also vernehmen:

> Das Heidenvolk geht mich nichts an,
> Es haus't in seiner eignen Hölle.

In diesem Ausspruche giebt er sich selbst entschieden als einen Zugehörigen und Repräsentanten des Kirchenthums zu erkennen, des Kirchenthums, das, ebenso wie jenes Tempel-Priesterthum des alttestamentlichen Volkes, in der Voraussetzung seiner Lieblings-Anwartschaft und Auserkorenheit vor dem allerhöchsten Gott, Jeden, der diesem alttestamentlichen Tempelpriesterthum so wie dem danach gebildeten Kirchenthume nicht angehört, einen Heiden zu nennen sich gewöhnt hatte. Als Barbaren und Kirchenthümler giebt er sich also zu erkennen und kündigt in diesen seinen Eigenschaften die Ursachen an, vermöge deren er es schwierig findet und zu vermeiden wünscht, mit dem Griechenthum sich zu befassen.

Erinnern wir uns nun, daß Mephistopheles nicht bloß die Sinnlichkeit des Faust darstellt, sondern daß er auch und vielmehr die den Sinn und die Sinnlichkeit des Menschenwesens anziehenden und verstrickenden materiellen Elemente des Daseins überhaupt repräsentirt und somit in Betracht der zwischen dem Menschensinn und den materiellen Daseinsverhältnissen stattfindenden Wechselbeziehung die Schicksalsmäßigkeit des Menschenwesens versinnbildet: so haben wir in den beiden Ausfluchten des Mephistopheles die Bezeichnung desjenigen Schicksals vor uns, unter dessen Herrschaft der Menschengeist, sofern er im deutschen Volke sich lebendig erweisen wollte, Hemmnisse und Verkümmerungen erfuhr, bis er in der Kirchenreformation den ersten entschiedenen Schritt that, derselben sich zu entziehen. Denn des Deutschen Geist und Wesenheit, welche sich in dem hohen und gewaltigen aber allerdings noch in Rohheit gebundenen Germanismus der Römerbekämpfer ankündigen, sie erwachen aus dem Schlummer der Unbewußtheit erst in dem Moment, da das römische Kirchenthum die Wälder und Sümpfe des alten hercynischen Waldes durchdringt und mit Hülfe des bluttriefenden Erobererschwerdtes Karls des Großen dem Kirchenpriesterthum eine neue Provinz erobert. Und diese Eroberung ist so rasch vollendet, daß der so sehr besinnliche, d. h. so langsam zur Besinnung kommende Geist des Deutschen sich seiner selbst gar nicht sofort bewußt werden konnte. Das fremde, aus dem Südland heraufgedrungene Element nahm ihn gefangen und hielt ihn um so mehr gefangen, als es in der Rohheit und Unwissenheit des Gefangenen die Gewähr seiner unbedingten Herrschaft erkannte. Bei der überwiegenden Klugheit der römischen Kirchler ist's nicht zu verwundern, daß nun der Deutsche seine eigene Natur oder sich selbst einbüßte, seiner Individualität verlustig ging, sich als ein Instrument erwies, auf dem fremde Meister ihre Melodieen spielten, und zunächst als ein Werkzeug fremder Absichten und Zwecke sich gebrauchen ließ. Nichtsdestoweniger war die Natur des Deutschen ihrer Grundlage nach eine ursprüngliche und gediegene, konnte also nicht durchaus mit der Wurzel ausgerottet werden. Das römische Kirchenthum, an welches die deutsche Natur sich gefangen geben, mit dem es sich mischen mußte, war selbst noch mehr ein Conglomerat allgemein orientalischen, besonderlich jüdischen, griechisch-römisch-heidnischen Religionswesens und von der erhabenen Idee der Christuslehre nur leise in Bewegung erhalten, hatte sich also noch nicht zu einer in sich streng abgeschlossenen, einheitlichen Gewalt ausgeprägt. Der seinem eigenthümlichen Wesen nach noch nicht festgeprägte Deutsche sah sich also genöthigt, zu seiner eigenen Wesenheit noch eine große Mannigfaltigkeit fremder Wesenheiten aufzunehmen, deren Vermischtheit und Ineinanderspielen an klarer und bestimmter Auffassung auch nur einer einzigen nach ihrem selbstständigen Bestande hinderte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß in geistigen Angelegenheiten dem Deutschen ein gewisser Universalismus eigen ward, bei dem alle Selbstständigkeit des eigenst-eigenthümlichen Wesens abhanden kam. Wie indessen das römische Kirchenthum den gut zu gebrauchenden Deutschen besonders zum Werkzeuge weltherrscherischer

Pläne machte, so mußte es denselben mit sich und mit Andern in Verbindung bringen, so daß die dumpfe Universalität desselben vermöge der angeschauten fremden und bestimmten Besonderheiten in Bewegung gebracht und zu einem Läuterungsprocesse angeregt wurde. Wie hinwiederum das Kirchenthum sich einheitlicher ausprägte und allmälig zu der Starrheit des Glaubenssystems gelangte, vermöge deren es in Alles bändigender Ausschließlichkeit zu fester Besonderheit sich ausprägte und den Geist durchaus beherrschen wollte: so dämmte sich die Universalität des Deutschen gegen diese Ausschließlichkeit auf und ward ein Bollwerk und feste Burg, in welcher der das Universum umfassende Gedanke Jesu Christi eine gesicherte Heimath fand. Die kräftige Innerlichkeit dieser den Geist des wahren Christenthums hegenden Universalität im Vereine mit der nur noch nicht in's Bewußtsein gerückten Urkraft des Germanismus, der in dem freien Manne den Sohn Allvaters anerkennt, bildet das Princip der Freiheit, vermöge deren der im Deutschen wohnende Menschengeist gegen das durch Barbarei und Kirchenthum sich geltend machende Schicksal zu kämpfen begann, sobald einestheils das Kirchenthum in seinem einseitigen und selbstsüchtigen Streben nach unbedingter Weltherrschaft erkannt war, während anderen Theils das aus altem Grabesstaub gezogene Griechenthum mächtige Beihülfe zur Befreiung aus den lange getragenen Fesseln des Kirchenthums in Aussicht stellte. Der belebende Freiheitshauch, mit welchem das unverwesliche Griechenthum, nachdem es den Staub der Zeit von sich geschüttelt, den verwandten Germanismus begrüßte, hatte den ursprünglichen Geist des Letzteren wach gerufen, daß derselbe nun in der Gemeinschaft mit jenem sich selbst wieder zu finden bereit ward. Faust will die Helena schauen, besitzen! Und Mephistopheles muß sich, wenn er auch selber gemäß seiner rohen und kirchenthümlichen Natur vor den Gestalten aus der heidnischen „Hölle" zurückscheut, bequemen, Mittel und Wege zur Erlangung der Helena darzureichen.

Mephistopheles reicht dem Faust einen Schlüssel, mit dem dieser im Bereiche der „Mütter" einen goldenen Dreifuß berühren soll. — Der Schlüssel ist also die Gabe des Mephistopheles, welchen wir als Repräsentanten des Schicksals erkannt haben. Das Schicksal bewahrte seine Gewalt über die Deutschen dadurch, daß es dieselben in Rohheit oder Barbarei erhielt. Mit der Rohheit blieb bewahrt die alte gewaltige Urkraft des Germanenthums, während die civilisirten und gebildeten Völker des Südens bei steigender Verfeinerung weichlich und schwächlich geworden waren. Diese Urkraft aber ist es, was dem einmal geweckten und gerichteten Willen die Ausdauer und Mächtigkeit zum Hindurchdringen an's Ziel verleiht. Und so dienet nun die Schicksalsmäßigkeit, welche den Deutschen so lange gehemmt hatte, selber dazu, den Deutschen aus den Fesseln des Schicksals zu erlösen. Denn der Schlüssel bedeutet eben jene mächtige, unbeugsame Energie, vermöge deren der Mensch mit Vergessung seiner selbst und aller übrigen Umgebung die ganze Fülle seiner Fähigkeiten mit nicht zu verkümmernder Gewalt seiner Strebsamkeit auf den Punct richtet, der seinen Willen einmal als erstrebenswürdig sich dargestellt

hat. Er symbolisirt die stetige, unermüdliche Concentrirung und Spannkraft aller Geistesvermögen. Diese mit wachsendem Bewußtsein auf den Gegenstand des Strebens angewendete Kraft wird mit jedem Schritte vorwärts immer mächtiger, „der Schlüssel wächst in Faustens Hand, er leuchtet, blitzt," bis das Object ergriffen und erobert ist. Ja, solcher Willens- und Geisteskraft des Deutschen ist es gelungen, den glühenden Dreifuß zu berühren und in eigenen Besitz zu bringen, den Dreifuß, diesen geheimnißvollen, magischen Sitz der Prophetie und göttlichen Weihsagungs- und Sehermacht, auf welchem die den Daseinserscheinungen zum Grunde liegenden Gedanken gleichsam leibhaftig kund und offenbar werden. Wille und Geist, wie unsicher und unklar anfangs auch immer, wachsen bei energischer und unwandelbarer Richtung auf das in Aussicht genommene Ziel zu gründlicher und scharfer Durchdringung der Urgründe aller Daseinsentwickelung überhaupt und der die Erscheinungen des Einzellebens bestimmenden Gesetze, wie der Schlüssel, der zuerst nur ein kleines Ding war, nun, nachdem Faust ihn fest gefasset hat, wächst, leuchtet, blitzt und den Dreifuß heraufzieht.

Wie aber der schicksalsmäßige Verlauf der Geschichte dem Deutschen in der dauernden Barbarei der Mittelalterlichkeit jene Energie bewahrt hatte, welche auch das Schwierigste überwältigt, um an's Ziel zu dringen: so war auch in der durch das dem deutschen Grundwesen fremde Element der Kirchenthümlichkeit herbeigeführten Universalität der Weg angebahnt, der in das Bereich der „Mütter" führt. Der Weg hat seine Schwierigkeit. „Faß' Dir ein Herz, denn die Gefahr ist groß," sagt Mephistopheles. Ja, der alte Schalk ist besorgt, ob dem Faust „der Schlüssel auch zum besten frommt; neugierig ist er, ob Faust wieder kommt." — Die Germanennatur nämlich, so lange sie durch's Kirchenthum gebannt und an der Entwickelung ihrer eigenst-eigenen Wesenheit gehindert blieb, konnte nicht zur Hervorbringung des Schönen, noch weniger zur Gestaltung und Verlebendigung all' der gewaltigen Geistesschätze, welche von Hause aus in der tiefen und reichen Ursprünglichkeit des germanischen Wesens bereit sind, gelangen. Der Bann der Mittelalterlichkeit mußte gebrochen werden, damit nur die Möglichkeit zu besserer Lebensgestaltung gewonnen würde. Siehe da, die Weltgeschichte hatte das alte Griechenthum wieder auferstehen lassen und in ihm ein Mittel geboten, wodurch zunächst der mittelalterliche Bann zerbrach. Durch die Aneignung dieses Griechenthums und der anderen so lange unbekannt gebliebenen Schätze des Alterthums überhaupt wurde der germanische Geist geweckt, gekräftigt, befreit von fremden Elementen, bis er dann nach vollständiger Bewältigung dieses zwar nicht minder fremden aber doch urverwandten griechischen Elementes sich in seiner eigenen Wesenheit, aber geläutert und zu menschheitswürdiger Bildungshöhe erhoben, wieder finden mögte. Die Aneignung des Griechenthums ist die höhere Ueber- und Durchgangsstufe zu geförderter Menschheitsbildung. Wie schwierig aber war solche Arbeit! Schwierig, da der anzueignende Stoff als ein neues, fremdes Lebenselement von vollwuchtiger Eigennatur erscheinen mußte; da gegen das An-

nahen dieses Neuen und Fremden das Bisherige, Gewohnte sich kämpfend aufrichtete und die fürchterliche, zähe Kraft des alten hergebrachten Brauches rüstete; da der neue Bildungs- und Lebensstoff auf dem alten Wege scholastischer Manier in Empfang genommen werden mußte und so in Gefahr gerieth, veruntreut und verkümmert zu werden. Dennoch nahm der Deutsche diese Arbeit auf sich. Seine Universalität, vermöge deren er das Einzelne, Besondere überhaupt gering schätzte und leicht das Eine für das Andere gelten oder fallen ließ, half ihm, die Besonderheiten an Dingen, Erscheinungen und Verhältnissen zu ignoriren, am Allgemeinen Genüge zu finden, vom Concreten das Allgemeine abzulösen und die Natur dieses Allgemeinen zu bestimmen. So gelangte er zu Dem, was Mephistopheles dem Faust anräth, wenn er spricht:

> Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
> 's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen u. s. w.

Das ist aber nichts Anderes als diejenige Geistesthätigkeit, welche wir durch den Ausdruck „Abstraction" zu bezeichnen gewohnt sind, eine Geistesthätigkeit, vermöge deren Faust sich selbst von allen ihn umgebenden Dingen und Verhältnissen unabhängig macht, um von diesen Dingen und Verhältnissen dann alles Das abzusondern, was dieselben als Dinge und Verhältnisse besonderer und für sich geltender Art und Gattung bezeichnet — vermöge deren er weiterhin Das findet, was übrig bleibt, wann alles Einzelne und Besondere aufgehört hat, Einzelnes und Besonderes zu sein — vermöge deren er zuletzt sich von sich selbst oder seine eigene Individualität von Dem trennt, was nach Entfernung des Individuellen als das Allgemeine verharrt, bis das reine Ich oder das abstracte Ich allein da ist, für sich weset und nur für sich Bedeutung hat.

Diese durch den Ausdruck „Abstraction" bezeichnete Geistesthätigkeit, vermöge deren es dem Deutschen in der Reformationsperiode gelungen ist, das Griechenthum zu durchdringen und sich vom Kirchenthume zu sondern, ist in unserer Tragödie in so wenigen Zügen mit bewunderungswürdiger Einfachheit, Klarheit und Tiefe geschildert, so daß gerade diese Schilderung eine der glorreichsten Einzelheiten der Tragödie ausmacht. Um so weniger dürfen wir übersehen, was dieselbe in Betreff des Grundgedankens des ganzen Werkes zu bedeuten hat.

Mephistopheles, als Repräsentant des Schicksals, hat (wie schon oben angedeutet wurde) dem Faust durch die Darreichung des Schlüssels und durch die Hinweisung auf den Weg des Versinkens oder Steigens die Mittel zum Eindringen in's Griechenthum dargereicht. Durch die Energie des Willens und durch Abstraction gelangt Faust, der Repräsentant des Menschengeistes, dahin, sich allem Dem, was gangbare Religion, Sitte, Lebensanschauung, Denkweise ihm als Fessel und Schranke dargeboten hat, zu entziehen. Das Schicksal aber machte sich in Betreff des Deutschen durch die Alles bedingende Kirchenthümlichkeit geltend. Folglich bietet der Schicksalsrepräsentant Mephistopheles,

der als solcher dem Kirchenthum auf's Innigste verflochten und bedienstet ist, selber dem Menschengeiste die Mittel, welche zur Ablösung oder Erlösung auch aus den bindenden Verhältnissen des Kirchenthums und der Schicksalsmäßigkeit überhaupt förderlich sind. Dadurch aber bricht Mephistopheles selber die Macht und Gewalt, welche er bisher über den Faust geübt oder zu üben doch sich eingebildet hat. Also auch hier der Beweis, daß nach der Meinung der Tragödie von Diensten, welche Faust dem Mephistopheles „drüben" leisten werde, gar keine Rede sein kann, daß vielmehr Mephistopheles, wenn er auf einen Wettpreis speculirt, sich in seiner bei aller Schlauheit und verstandesmäßigen Klugheit doch vorhandenen Bornirtheit selbst betrügt.

Wiefern aber Mephistopheles dem Faust jene Mittel der Befriedigung seines Strebens immerhin in der bestimmten Absicht reicht, diesen durch die Erlangung des Erstrebten zu dem Bekenntniß des Befriedigtseins zu bringen; wiefern er also diese Mittel bietet, um seinen persönlichen Zweck und zwar den Gewinn seiner Wette zu erlangen; wiefern er dennoch gerade in diesen Mitteln die Möglichkeit nicht bloß sondern die sichere Verbürgung seines Verlustes begründet: insofern zeigt ihn die Tragödie als den Diener eines höheren Willens. So wirft die Tragödie ein strahlendes Licht auf Ihn, den allmächtigen und allweisen Schöpfer und Ordner aller Dinge, der das Schicksal zu seinem Diener macht, um seine Menschenkinder zur Freiheit, zur Freiheit von diesem Schicksale selber, zu erziehen.

Diese energische Abstraction führt aber den Faust zu entschiedenster Flucht aus den ihn bisher fesselnden Lebensbedingungen durch die strengste Vereinsamung in Betreff der mitlebenden Menschen und ihrer zeitgemäßen Art und Weise zu denken und zu leben. Sie führt ihn so sehr auf sein eigenes Ich zurück, daß er (wie der Erfolg zeigt) die Herrlichkeit des Griechenthums auch nur für sich gewinnen will. Denn wenn auch das Verlangen des Kaisers die Veranlassung zu Faust's Hervorrufen der Helena war, so vergißt doch Faust, als er sich an's Werk gemacht hat und den Erfolg sieht, er vergißt Kaiser und Hof und die ganze Welt. Ihm allein soll Helena gehören. So verknüpft sich mit der Abstractionsenergie der entschiedenste Egoismus und weiset die Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit derselben auf.

Denn diese Abstraction ist die Arbeit des Verstandes oder der einseitig verstandesmäßig sich bewirksamenden Phantasie. Es ist aber in dieser Abstraction ganz derselbe Weg bezeichnet, auf welchem die Scholastik des Kirchenthums für die Gegenstände ihres Forschens Sicherheit suchte; nur Ausgangspunct und Ziel waren nicht dieselben. Die Scholastik des Kirchenthums geht aus von der positiven Bestimmung, daß die Kirchenlehre absolute Wahrheit sei, und kommt nach einem wundersamen Kreislauf durch alle Theile der Kirchenlehre auf diese Bestimmung zurück, indem sie derselben in der practisch sein sollenden Verheißung „nur der Kirchenglaube macht selig" einen Schlußpunct gegeben zu haben glaubt. Die abstrahirende Denkthätigkeit des Reformationszeitalters geht aus von der Verneinung des Positiven und kommt durch Ab-

straction zuletzt auf das denkende Ich, indem sie durch ferneres Abstrahiren entweder das abstracte Ich oder das abstracte Denken selber als Resultat gewinnt. In der Hegel'schen Philosophie hat die Abstraction nun wohl endlich ihre Spitze erreicht, eine Spitze, in welcher die Scholastik an sich selber zur Ironie wird. —

Der in Folge der mephistophelischen Andeutungen vom Faust einzuschlagende Weg nun führt zu den Müttern. Es ist aber ein Weg, der „kein Weg" ist und „an's Unbetretene" dringen läßt. Faust kann also auf Etwas, was Andere vor ihm gethan haben mögten, sich nicht verlassen, er findet keine Bahn, die von Anderen vor ihm durchmessen und mit sicheren Wahrzeichen ausgestattet wäre, so daß er nur den bereits vorhandenen Spuren nachzuschreiten hätte. Was er erreichen soll: es läßt sich nicht erbitten, ist von Anderen durch Bitten und Gebet auch nicht vorher erlangt worden. Keine fremde Kraft hilft dazu. Des strebenden Menschen eigene, selbstständig thätige Kraft muß zum Ziele führen. „Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben" — wie keine fremde Kraft Hülfen gewährt, so verhindert anderen Theils auch nichts Materielles den Zugang. Rein geistiges Arbeiten und Forschen hat Erfolg, ein Forschen, bei welchem der Mensch von Allem, was ihn so lange umgeben hat, abgelöset ist, so daß er „von Einsamkeiten umhergetrieben wird." Nur auf sich selbst stehend, allein der eigenen Kraft vertrauend, gerüstet allein mit unbezwinglichem, die Welt überwindendem Willen erreicht der Mensch das Gebiet, „wo er nichts mehr sieht in ewig leerer Ferne, den Schritt nicht höret den er thut, nichts Festes findet wo er ruht," ein Gebiet der Einsamkeit, da auch von Ort und Zeit nicht mehr die Rede ist. Das ist denn jenes gegenstandlose, unbedingte Sein, jenes Sein an sich, welches ohne Dasein ist, das abstracte Sein; ein Sein, welches übrig bleibt, wenn Alles, was ist, nicht mehr ist, Das, dessen Sein gleich Nichtsein ist, dieses Sein als Nichtsein, welches vor dem Anfange alles Daseins — etwa ist? nein! sondern — gedacht wird.

Wie nun auch der Eine oder der Andere über solche Abstractionsarbeit urtheilen möge: es ist doch ein Zeugniß von der ungeheuren Kraft und Gewalt des Menschengeistes, daß er (bethätigt zunächst in einzelnen Individuen) im Stande ist, daß Nichts zu denken und sich gedankenmäßig dann noch zu bewirksamen, wann die große Masse der Menschen gar nichts mehr denkt und von sich sagt: „mir steht der Verstand still." — Vergessen aber dürfen wir hiebei doch nicht, daß es eben Mephistopheles ist, „dieser Schalk, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen," welcher solchen Weg zum Ziele gezeigt hat. Denn zu jenem Nichts, das doch nicht Nichts sein soll, gelangt der Verstand, der sich selbst begreifen, der die Dinge des Weltalls und ihr Dasein begrifflich erfassen, durch Abstraction zuvor vernichten will, um sie alsdann selber wieder zu erschaffen, als wären sie vorher nicht, wie sie einmal sind, schon dagewesen. Aus diesem Nichts sollen dann die Dinge der Welt und das Weltall überhaupt ihren Ursprung nehmen, so daß das triviale und

wunderliche Wort des gemeinen Verstandes den Schein der Wahrheit gewinnt, das Wort: „aus Nichts hat Gott die Welt gemacht."

Aber hier gerade thut sich Mephistopheles am meisten Schaden. Denn in dem vermeintlichen „Nichts" findet Faust wirklich den Dreifuß bei jenen „Müttern, die hehr in Einsamkeit als Göttinnen thronen, unbedingt durch Raum und Zeit." Woher nämlich auch der Dichter unserer Tragödie den Ausdruck „Mütter" möge gewonnen haben: die Mutter ist der lebendige Urquell alles Lebendigen, ist das selber lebendig wesende und Leben gebärende Princip alles Daseins. Und so bieten die Mütter das zutreffende und verständliche Symbol dar zur Bezeichnung des Urgrundes aller im Weltall in mannigfaltiger Art und Weise vorhandenen und lebenden Gegenstände, des Urgrundes, aus welchem insbesondere der Grieche die Grundgewalten aller Lebensgestaltung herleitete, nämlich die Gewalten: Wahrheit, Gutheit und Schönheit.

Wie nun? Vermag der Verstand diese Gewalten zu begreifen, zu ergreifen, festzuhalten? — Da er in der Abstraction jegliches Concrete, worin sich diese Gewalten lebendig und wirkenskräftig erweisen, hinwegzieht, so kann er dieselben nur als Begriffe, d. h. als leere Formen und Schemen denken, als Bilder aller Creatur, von welchen die Mütter umschwebt werden, die Mütter, welche selbst nur mit Schemen und Schatten zu thun haben und den leibhaften Menschen nicht wahrnehmen, weil sie am Ende selbst — nur Begriffe sind, die der speculirende Mensch erfunden und mit einem von der Wirklichkeit entlehnten Namen bezeichnet hat. So gewinnt denn auch Faust, als es ihm gelungen ist, die Helena heraufzuzaubern, an dieser Helena nichts als ein Bild, einen Schatten, der in Rauch aufgeht, sobald er denselben berühren, in seine Arme schließen will. Die Helena ist das Ideal des Schönen in Weibesgestalt. Mit übermenschlicher Willensenergie hat sich Faust durch die entschiedenste Abstraction von sich selbst und seinen Schicksalsverhältnissen in die Tiefen des Alterthums versenkt, um in diesem Bilde der Helena die herrlichste Schöpfung des Griechenwesens sich zur Anschauung zu bringen.

Helena versinnbildet die ganze schöne und reiche Fülle des classischen Griechenthums im höchsten Resultat. Helena, die vom Zeus selber Erzeugte, die Göttliche, war durch die Dauer ihres Lebens bei unverkümmerter Jugendblüte der Gegenstand leidenschaftlicher Umwerbung nicht bloß der berühmtesten Heroen Griechenlands selbst sondern auch der Völker des Auslands. Um ihres Besitzes willen entspann und vollendete sich jener zehnjährige Kampf im Gebiete von Troja; um ihretwillen sank das heilige Ilium in Staub, nachdem die gewaltigsten Helden der Schlacht das süße Leben geopfert hatten. So erschien Helena schon dem Alterthume als Inbegriff aller Herrlichkeit von Hellas; so ist sie das würdige Symbol und die gültige Repräsentantin des classischen Wesens und alles Begehrenswerthen überhaupt. Im Reformationszeitalter sollte dasselbe nun vom Abendlande und insbesondere von den Deutschen adoptirt werden. Aber zunächst erschien dies Griechenthum in seiner

idealischen Großheit. In solcher Idealität überwältigte es den Sinn dergestalt, daß alles Bisherige in den Hintergrund trat und fernerer Beachtung unwerth gehalten wurde. Die Stimmung des 17. und 18. Jahrhunderts läßt sich zweifellos erkennen in den Worten des Faust, als er nun das Bild der Helena vor sich sieht:

Verschwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Allein er will die Helena nicht bloß anschauen. Nachdem er diesen Ausbund alles Begehrungswerthen erschaut hat, will er ihn besitzen, haben, zu seinem wirklichen Eigenthum machen. Das heißt: der Deutsche will in der Aneignung des classisch-griechischen Wesens seinem eignen Leben die Herrlichkeit und Würde des menschlichen Daseins durch den Besitz des höchst Wünschenswerthen verleihen. Aber das Schemen der Idealität genügt dazu nicht. Daher, als nun der asiatische Paris die Helena auf seine Arme nimmt, um dieselbe gleichsam zum zweiten Male der abendländischen Welt vorzuenthalten, stürzt Faust mit dem Neide des Germanen, mit der Aneignungsgier des Deutschen den entweichenden Gestalten nach, um die Helena sich zu erhalten:

Ich rette sie, und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter, müßt's gewähren!
Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren! —

Faust ist nämlich durch den Anblick der Gestalt, in welcher sich sein Ideal anschaulich und gegenständlich gemacht hat, so electrisirt, daß er dieses Ideal für Wirklichkeit hält und im Rausche der Begeisterung dasselbe wie etwas Leibhaftiges in seine Arme zu schließen und festzuhalten versucht. Dem kräftigsten Willen ist das nicht möglich. Indem er es ausführen will, erfolgt allgemeine Erschütterung, Verdunkelung der Gebilde, Finsterniß, Tumult. Faust selbst liegt am Boden, körperlich unmächtig, d. h. er hat das Bewußtsein seiner Stellung und überhaupt seines Daseins in der ihn schicksalsmäßig nach Ort und Zeit umgebenden Welt verloren, er ist seiner Gegenwart und der Wirklichkeit entrückt. Wodurch? Dadurch, daß er das Ideal als Wirkliches besitzen will.

So ist Faust durch die Helena (wie sich Mephistopheles ausdrückt) „paralysirt". Und wer gedächte hierbei nicht des Umstandes, daß der gute, besinnliche Deutsche bei seiner Neigung zu denken, zu ergründen, zu philosophiren und zu phantasiren auch während des Reformationszeitalters für die wirklichen, practischen Lebensangelegenheiten sich unbrauchbar gezeigt hat, daß er von Fremden für fremde Interessen viel mehr ist gebraucht worden, als daß er für seine eignen besorgt gewesen wäre, so daß er durch das Reformationswesen wenigstens äußerlichen Gewinn nicht erlangen konnte. Denn er schwelgte stets in Idealitäten und ließ die Wirklichkeit gehen, wie sie mogte.

Dennoch schließt der materielle Mephistopheles, indem er den paralysirten Faust auf die Schulter nimmt, den Zauberact mit den Worten:

Da habt ihr's nun! Mit Narren sich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

Denn, mag er auch den Faust einen Narren heißen: in dieser Art von Narrenthum ist doch Etwas enthalten, was ihm, dem Träger der Schicksalsmäßigkeit, Schaden bringt. Diese Schicksalsmäßigkeit machte sich unter Anderm auch dadurch in Betreff des Deutschen geltend, daß derselbe mehr und mehr und besonders in der Literatur von Frankreich abhängig geworden war. So erschien Helena oder das Griechenthum in gothischen Prahlsälen, die mit Adelswappen und feudalistischen Ornamenten prangten, also Griechenthum in mittelalterlicher Umgebung, woraus denn jenes romantische Rococo entstand, das dem Teufel gar wohl gefallen mag. Der neue französische Paris wollte die classische Helena entführen und zu einer modernen Dame machen. Da trat der Deutsche hervor und sprach: ich rette sie! und sie ist doppelt mein! Und er hat sie gerettet, indem er sich selbst von dem französischen Mischwesen befreiete und zunächst auf dem Gebiete der Literatur durch Gotthold Ephraim Lessing eigne Bahnen einschlug, die ihn zu selbstständiger Kraftbethätigung leiteten und ein ganz neues Leben in Deutschland in Aussicht stellten. Denn wer das Griechenthum sich gründlich und ächt aneignet, der erlöset sich aus den beengenden, fesselnden Schranken der starren Verstandesmäßigkeit (man denke an Schillers „die Götter Griechenlands" und Aehnliches) und öffnet sich die Bahn zu reinerer Einsicht in die Erscheinungen und Verhältnisse des Lebens, so daß er schicksalsmäßige Schranken durchbricht und ein freier, selbstständiger Mensch wird. Dergleichen Menschen mag Mephistopheles nicht leiden, sie bringen ihm Schaden. Dennoch muß er selber zu seinem Schaden mitwirken und sich gebrauchen lassen, wie er denn später eingesteht:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten.

Er hat nämlich dem Faust Mittel und Wege verschafft zur Erschauung des Ideals. Das Ideal ist die höchste Leistung des Verstandes. Es ist indessen ein pures Abstractum, also an sich selbst Nichts, d. h. nichts Wirkliches. Sobald nun das zunächst durch den sinnlich vorhandenen Inhalt des Daseins angeregte und dann in einseitiger Verstandesmäßigkeit vorschreitende Ich durch die auflösende und verflüchtigende Abstractionsthätigkeit auf den Punct gelangt ist, daß es Sein gleich Nichtsein setzt, so muß es in dieser „Oede und Einsamkeit" des abstracten Gedankenlebens, da es denn doch den unentrinnbaren Verhältnissen der Wirklichkeit thatsächlich verknüpft ist, zu dieser Wirklichkeit umwenden und seinen stolzen Satz umkehren, so daß er lautet: Nichtsein gleich Sein, Nichts gleich Etwas. Dieses Sein ist dann der Inhalt oder der In-begriff des durch „Gestaltung, Umgestaltung" sich in seinem wirklichen Vorhandensein stets bildenden Weltganzen; es ist die lebendig reiche Schöne, deren sich die ächten Göttersöhne erfreuen; es ist das Werdende, das ewig

wirkt und lebt und mit der Liebe holden Schranken umfasset; es ist das Sein, das in schwankender Erscheinung des Daseins schwebt, aber von dem denkenden Menschengeist gedankenmäßig, mit solchen Gedanken erfasset und befestiget werden kann, die auf ewigem Grunde des Seins selber gegründet sind. Und dieses „Etwas," es ist ein wirkliches, lebendiges, wirkendes Etwas, jenes uranfängliche, ewige Etwas, durch welches Alles, was ist, ist, werdend besteht und im Bestehen wird oder sich bildet; es ist Er, Er, aus dem in einer dem beschränkten Verstande unbegreiflichen und unbezeichnenbaren Weise das Weltall in's Dasein rückte, der Allumfasser, der Allerhalter, der für den Verstand in ewigem Geheimniß und doch unsichtbar-sichtbar neben Allem webt, Er, den aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage jedes Herz in seiner Sprache verehret und preist. Nach seinem Willen hat er das Weltall geschaffen, nach seinem Willen bestehet und lebt es. Aber die Ordnung und das Werden in diesem Bestande bezeuget des Daseins Gedankenmäßigkeit und offenbaret des Schöpfers Gedanken. An der Ordnung des Weltlebens vermag der Menschengeist diese Gedanken zu schauen, zu vernehmen. Er vernimmt sie aber als die ewigen Ideeen der Wahrheit, Gutheit und Schönheit, die er dann im Glauben, Hoffen und Lieben zu seines eignen Wesens Gesetzen macht. Er vernimmt und verlebendigt im Denken und Leben diese Ideeen und betritt so die Höhe vernünftigen Daseins. — So berühret sich denn auf dem Gipfel des Denkens der höchste und reinste Begriff mit der ewigen Idee; so erfüllet sich der höchste Begriff mit der ewigen Idee, die in dem Ausdruck „Liebe" ihre beiden Schwestern mit sich geeiniget hat, und wird Eins mit ihr als Lebensschmuck und Daseinsglück. Es ist dann wirklich da die „holde Schranke der Liebe," welche das Weltall zum göttlichen Kosmos macht. Verstand und Vernunft so Eins geworden in vollem, klarem Selbstbewußtsein, so Geist und Leiblichkeit, Freiheit und Schicksal ausgesöhnt — siehe, die Gotteskindschaft des Menschensohns!

Einheit von Vernunft und Verstand! Ist sie möglich? Sie ist ebenso möglich, wie die Einheit von Sein und Werden eine unbestreitbare Wahrheit, wie Jesus Christus der leib- und wesenhafte Verkündiger der ewigen Freudenbotschaft von Gott als dem Allvater der Menschheit ist. Wohl kann das Concrete und Einzelne in der Wirklichkeit und Erfahrung (wie Schiller sich im Gespräch mit Göthe ausdrückt) „niemals der Idee congruiren;" aber in jeglichem Concreten und Einzelnen ist und weset und webt die ewige Idee und belebt dasselbe, daß es als ein urgehöriger Theil des großen Ganzen in Gemeinsamkeit mit der Gesammtheit die Ehre des Allvaters verkündige und des eignen Daseins sich freue. O, und warum wollen wir denn nicht jenes Zeugniß segnen, das uns die Geschichte selber an ganz concreter Erscheinung hinterlassen hat? Ist denn nicht jener Moment, da die Männer, deren letzte und größte Werke wir eben besprechen, ihren Bund schlossen, den für's Erdenleben nur der Tod lösen konnte — ist er nicht thatsächlicher Beweis? Eine größere Verschiedenheit in Betreff ursprünglichen Geistesgepräges und allmä-

ligen Bildungsgewinnes findet sich schwerlich bei zwei andern Menschen als bei Schiller und Göthe! Wie verschiedenartig sind die Pfade, auf denen sie zum Ziele streben, die Schicksale, durch welche sie dem Ziele zugeleitet werden! Göthe, der Mann der Verstandesphantasie, der Idealität, des überwiegend mächtigen, spielenden Talents, der Freund der Natur — Schiller, der Mann der Vernunft-Phantasie, der Ideeenmäßigkeit, des Geist-schaunenden Genius, der Freund der Menschheit — von entgegengesetzten Polen ausgehend verbinden sich diese beiden Männer zu jener wundersamen Freundschaft, deren Beginn (im Juni 1794) nicht bloß im Leben der beiden Männer selbst, sondern auch im Geistesleben des deutschen Volkes die wichtigste Epoche bildet — sie verbinden sich zu einer nicht etwa gemeinschaftlichen sondern gemeinsamen Thätigkeit, vermöge deren die Vergangenheit der Menschheitsgeschichte ihre Erklärung findet (im Faust), vermöge deren dem Menschengeschlechte die Lebensform vorgezeichnet wird, in welcher es in wahrhaftiger Wirklichkeit bei rüstiger Ausbildung aller Lebenskräfte die allseitige Befriedigung finden kann, welche die wahre Freiheit gewährt (Wilhelm Tell). Göthe sagt, es habe bei dieser Vereinigung mit Schiller etwas Dämonisches obgewaltet. Und in der That haben wir die Fügung des allwaltenden Gottes zu verehren, der in der Vereinigung dieser Männer für das deutsche Volk und für die Menschheit Größeres in's Dasein rief, als was jemals durch die Thaten der viel gepriesenen Feldherrn und Fürsten bewirkt worden ist.

9.
Verschmelzung des Griechenthums mit dem Germanismus.

In der gothischen Klosterzelle, aus welcher der überschwenglich grübelnde Faust durch den Mephistopheles in's materielle Leben geführt wurde, finden wir uns mit Beiden wieder zusammen im zweiten Acte des zweiten Theils unsrer Tragödie. Auf dem altväterischen Bette hinter einem Nischenvorhange liegt Faust hingestreckt, immer noch von der Erstarrung befangen, in welche ihn das Verschwinden der Helena versetzt hatte. Unterdessen besieht sich Mephisto die bekannten Räume und macht sich in seiner Weise zu thun. Allunverändert ist dieser Sitz der Scholastik, unverändert die Stätte, wo früher der Herr Magister und Doctor Faust an sich selber erfahren hatte, „daß wir nichts wissen können." Ja, die bunten Scheiben scheinen trüber zu sein als vorher, die Spinnenweben haben sich vermehrt. Von einer Lebensbewegung, wie sie Faust während seiner Abwesenheit erfahren hat, von den zu Lebensgewinne anregenden Wirkungen derselben hier keine Spur! Trotz der Ausbeute, die man aus dem Studium griechischer Philosophie gemacht zu haben glaubt; trotz der Einbildung, daß man es in der Wissenschaft (wie sich Wagner früher ausdrückte) so herrlich weit gebracht habe: der alte Pelz hängt noch am alten Haken und die scholastische Schulweisheit, diese graue Theorie, hat

an des Lebens goldnem Baume kein grünes Reis treiben lassen. Wie Mephisto den alten Pelz wieder anzieht, so hatte man beim Betriebe der Wissenschaft die alte scholastische Manier beibehalten; und so konnte es nicht fehlen, daß die Wissenschaft in den Fesseln der Verstandesmäßigkeit verharrte und mancherlei phantastische und schnakische Resultate an den Tag brachte, wie aus dem geschüttelten Pelz Cicaden, Käfer und Farfarellen herausfahren. — Als aber Mephistopheles nun die Glocke zieht, da läßt sie einen gellenden, durchdringenden Ton erschallen, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufspringen.

Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe schwankt, es bebt die Mauer!
Durch der Fenster buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Und die Thüre, fest verriegelt,
Ist durch Wunderkraft entsiegelt.

Siehe da! Der Hauch einer neuen Zeit durchwittert die schwer gelagerten Schichten der scholastisch-kirchenthümlichen Luft. Schon sind die verstandesmäßig-phantastischen Schnaken, Motten und Grillen aus dem vom alten Haken herabgenommenen Pelz der Gelehrtenwürde ausgeschüttelt, sie verkriechen sich in Ecken und Winkeln, verstecken sich hinter alten Schachteln, im gebräunten Pergamen, im Hohlaug' jener Todtenköpfe, um in solchem Wust und Moderleben ihr Geschlecht fortzupflanzen. Nun springen bei dem Schalle der Glocke die Thüren auf, daß die Bewohner entsetzt herbeistürzen und den Umsturz und Untergang ihrer Welt fürchten.

Wie aber Mephistopheles den nach der Helena strebenden Faust herbeigetragen hat, so ist's auch dieser Mephistopheles, der die Motten aus dem Pelze schüttelt und die Hallen der Schulgelehrsamkeit erbeben macht. Immer ersichtlicher wird so die Doppelrolle, welche er spielt oder vielmehr spielen muß. Denn einestheils als Vertreter der das Menschenleben durchwuchernden materiellen Elemente des Daseins strebt er, durch die sinnlichen Reizungen den Menschengeist so zu umstricken, daß derselbe in Ruhe und Vergnügensbefriedigung sich gefangen geben und der Stabilität huldigen soll, um dadurch „drüben“ der Hölle anzugehören, aus welcher kein Entweichen, in welcher kein Fortschritt zu irgend welchem Ziele möglich, also nur die brennende, heulende Reue über den im Erdenleben erwählten Stillstand übrig ist. Er müßte daher Alles, was die Stabilität heischt und schützt, unterstützen und kirchenthümliches Wesen sicher stellen, wie er solches denn auch zuerst eifrigst gethan hat. Dagegen aber lockert er anderntheils mehr und mehr die Netze und Zäune, welche den Menschengeist bannen, und entkräftet die Gewalten, welche sich allein und für ewig berechtigt setzen und den Geist sich dienstbar erhalten wollen. Er ist also auch für diese Gewalten ein Schicksalsträger. In dem Pelze des Faust und ganz in dessen Character macht er sich über diese Leute lustig, die in dem Wahne, daß sie's so herrlich weiter gebracht haben, doch

stets die alten Motten und Grillen im Kopfe bewahren. Er nimmt für den strebenden Faust Partei und denkt kaum noch auf Mittel, seinen eignen Schaden zu verhüten. So wird er immer deutlicher als Repräsentant des sich seiner selbst nicht bewußten Schicksals, das zuerst dem Menschengeiste hindernd, verlockend entgegensteht, um endlich, sobald derselbe nur kräftig und unnachlassend vorwärts strebt, demselben gehorsam und dienstbar zu werden, und zwar dieses in dem Maße, daß daran kund wird, wie auch die materiellen, sinnlichen Elemente des Lebens, wenn der Mensch verständig sie zu begreifen und mit rascher Entschiedenheit zu ergreifen versteht, dazu dienen, den Menschengeist zur Freiheit und zu höchstem Dasein zu führen. Auch die Verstandesmäßigkeit, auch die Idealität führet zum Ziele und hat ihre Berechtigung, wenn sie nicht in ihrer Einseitigkeit beharren und in ihren höchsten Begriffen sich zufrieden geben will. Will sie dies aber und thut's, so erzeugt sie das, was nun in den Gestalten uns vorgeführt wird, die durch den Schall der vom Mephistopheles in Bewegung gesetzten Glocke aufgestört werden.

Mephistopheles verhandelt nach und nach mit dem Famulus, dem Baccalaureus und dem zarten Kohlenbrenner Wagner.

Dieser Famulus, der vor jeder ungewöhnlichen Erscheinung in Natur- und Menschenleben erschrickt, sogleich an die Einwirkung übernatürlicher Wunderkraft denkt, vor einer mächtigen Persönlichkeit in Faustens altem Vließe sich wie vor riesenhafter Erscheinung fürchtet und ihren Blicken, ihrem Winken in die Kniee sinken mögte — er, der in seiner Schwächlichkeit so froh ist, daß der Hochwürd'ge Herr ihn kennt — dieses bemoos'te Haupt, das als gelehrter Mann so fort studirt, weil es nicht anders kann — dieser demüthig-bescheidene Mensch, der nach der Sternenstunde forscht, da er Faustens Zimmer geöffnet sieht, in das er kaum wagt sich hereinzuwagen — dieser zaghafte Nicodemus, der vor Allem, was geheimnißvoll im allerstillsten Stillen getrieben wird, so großen Respect hat, der auf großes Werk hofft und sein oremus stets bei der Hand hat: er erinnert an jene mysticistisch-pietistische Seelenrichtung, vermöge deren im Verlaufe der Reformationsperiode so Viele dem in Formen erstarrenden Kirchenthume mehr und mehr abhold warden, ohne dabei selbstständige und in's allgemeine Menschenleben hineinwirkende Lebenskraft zu gewinnen.

Dieser Baccalaureus, der verwegen ist, wie nicht einer, und sich doch von keinem will weiter bringen lassen — der die Erfahrung verwirft und nur den Geist respectirt, während er Untergang fürchtet, wenn er den zum Ende sich neigenden Mauern nicht bald entweicht — der dem alten Lehrer mit Grobheit begegnet, weil er sich über denselben weit hinausgerückt wähnt und diese Grobheit für ein untrügliches Zeichen der Wahrheit hält — der die Welt reconstruiren und sich zum Schöpfer des Daseins machen will, während er hinlänglich darüber staunt, daß der alte Magister in seinem Pelze wirklich wieder vor ihm sitzt: er weiset deutlich genug auf die Resultate hin, welche dem transscendentalen, subjectiven, objectiven und absoluten Idealismus Kant's,

Fichte's, Schelling's, Hegel's entsprossen sind und die Kirchenthümlichkeit der Lebensverhältnisse scharf und ätzend auflösen halfen, ohne doch dem realen Dasein Sicherheit und Würde bereiten zu können.

Der wohl beschlagne Meister Wagner, der die gelehrte Welt allein zusammenhält und als der Weisheit täglicher Vermehrer vom Mephisto bezeichnet wird — welche persönliche Satire immerhin diesen Character möge gezeichnet haben: in weltgeschichtlichem Betracht der Tragödie gilt er als Repräsentant der wortklauberischen nüchternen Philologie so wie der trocknen aufspeichernden Alleswisserei und einseitig verstandesmäßigen Aufklärungssucht, welche mit Hintansetzung aller realen Bedingnisse des Menschenlebens den Homunculus nicht erzeugt, sondern macht, componirt, verlutirt, cohibirt, welche das Geheimnißvolle der Natur verständig probirt und statt eines großen Weltorganismus die Krystallisation der Dinge im Einzelnen und Ganzen zur Anerkennung bringen will, diese Sucht, auf dem Wege der Abstraction die Welt und die Menschen so zurecht zu machen, wie man sie gern haben mögte, so daß die Menschheit zuletzt aus lauter gelehrten Denkern besteht. Die Verständigkeit schlägt so in den Unverstand um; und Mephistopheles, dem der Verstand sonst über Alles geht, gaudirt sich über diesen Unverstand hinlänglich, obgleich er dabei an sich selbst irre werden muß.

Mit den eben besprochenen Erscheinungen sind wir entschieden an den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts gerückt. Ein Beweis, daß unsre Tragödie die Faustzeit keineswegs auf die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts beschränkt wissen will. Darum läßt sie auch mit dem Beginne des letzten Actes den Faust „im höchsten Alter wandelnd" erscheinen. Dennoch fehlt es nicht an Rechtfertigung des Umstandes, daß um der künstlerischen Einheit der tragischen Handlung willen im Allgemeinen das Costüm jener emphatisch so genannten Reformationszeit, also des Anfangs des 16. Jahrhunderts, beibehalten ist. Denn Alles, was in die Neuzeit hereingewachsen ist, hat einen Keim, der zur Kirchenreformationszeit schon kräftig aus den Saamenkörnern der Weltgeschichte hervorbricht; und die Tragödie weiset uns nur die Erfüllung dessen auf, was der Keim versprochen hat, wie denn Mephistopheles bemerkt:

> Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
> Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Dieselbe Rücksicht ist in Betreff der Vereinigung des Faust mit der Helena und in Betreff des Sprößlings derselben, Euphorion, zu nehmen. Denn, wenn auch schon die Kirchenreformation ihren innerlichen Trieb und Nachhall durch die classischen Studien gewonnen hat, so ist die gründliche, lebendige und in's Leben schlagende Erkenntniß des Griechenthums doch erst mit dem Auslaufe des 18. sec. gelungen, so daß auch die in dem Ausgange des Euphorion versinnbildete Poesie des Engländers Lord Byron als Erzeugniß aus der Verbindung des Germanismus und des Griechenthums recht wohl in die unmittelbare Nähe des Faust und der Helena gerückt werden kann. Uebrigens bleibt's bei allem Dem eine bedenkenswerthe Erscheinung, daß der Meister

Göthe sein größtes und (in gewisser Hinsicht kann es immer so bezeichnet werden) letztes Werk in einer Form hinterlassen hat, welcher der nach classischen Mustern classische Vollendung gewinnende Dichter der Iphigenie und des Torquato Tasso nimmer die Eigenschaft „classisch" zuschreiben mogte, während Schiller, der mit unsäglicher Arbeit nach einer genügenden Form für die Darstellung seiner göttlichen Anschauungen suchte, sein letztes und höchstes Werk, den Wilhelm Tell, zu einer Gestalt schuf, die an Einfachheit, Würde, Geschlossenheit und Schönheit keinem Drama des Alterthums nachsteht. Aber dieser ungeheure Kampf der Fausttragödie, in welchem (wie Schiller sagt) Verstand und Vernunft auf Tod und Leben mit einander ringen, konnte nur in dieser symbolisch-allegorischen, zuweilen phantasmagorischen Weise dargestellt werden, wenn er überhaupt in dramatischer Form concretirt und zur Anschauung gebracht werden sollte. Und das ist so bewundrungswürdig geschehen, daß das Werk auch in dieser Form hat bühnengerecht auf das Theater gebracht werden können. Im Wilhelm Tell hat die Vernunft über den Verstand endlich den Sieg gewonnen; und gleich bewundrungswürdig hat Schiller in ihm der höchsten Idee, diesem Grundgedanken Gottes im Weltall, Fleisch und Bein und lebendige Lebenskraft zu geben gewußt. Im Faust mußte dieses innere Geistesstreben nach subjectiver Freiheit, nach Freiheit des Individuums, durch Bilder vergegenständlicht werden; im Wilhelm Tell nahm die objective Freiheit, die Freiheit der Menschheit, handgreifliche Menschengestalt an. Denn nach Freiheit ringet in beiden Werken der durch beide Dichter sich offenbarende Menschengeist. Und gerade zu richtiger Würdigung, Erfassung und Ausprägung der Freiheit wurde der Menschengeist durch das Studium des Griechenthums geführt.

Während aber die durch Mephisto aufgestörten Bewohner des Gelehrtenklosters sich mit Theorieen und Formen begnügt und so in scholastisches Wesen sich viel tiefer versenkt haben, als daß sie sich davon losgemacht hätten: so schlägt Faust einen andern Weg zur Ergründung des Griechenthums ein. Er wendet sich nämlich vorzugsweise an die Poesie. Wie aber nach Schiller's Ausspruche „der Dichter allein der einzig wahre Mensch ist": so findet auch Faust in der Poesie allein die einzig wahre Offenbarung Dessen, was als göttlicher Gedanke das Weltall allwesend durchdringt und das Menschengeschlecht insbesondere zu beglückenden Zielen treibt. Denn die Poesie (die durch Dicht-Kunst entweder noch nicht verkümmerte oder doch nur in die der jedesmal zu offenbarenden Idee entsprechende schöne Form gebrachte Poesie), sie ist der Geist Gottes, der mit Menschenzungen redet. — Wie nun auch die griechische Poesie der ursprünglichen Wesensbesonderheit des Griechen gemäß sich gestaltet; wie sie durch den Einfluß der klimatischen Lage, der Bodenverhältnisse, Naturerzeugnisse und der Volksgemeinschaften Griechenlands ihren eigenthümlich-besonderlichen Ausdruck gefunden, wie sie, ihrem Inhalte nach, die Menschenwürdigkeit als die harmonische, rein schöne Erscheinung des

Menschenwesens gefaßt haben mag: in ihr als Poesie liegen doch die Offenbarungen der Vernunft zu Tage, in denen die hohe, reine Lebens-Idealität mit der Ideeumäßigkeit des Weltalls verschmilzt. So konnte sich die krasse Verstandesmäßigkeit, in welcher das Leben der Deutschen so lange gebunden gelegen und unter dem einen Princip der Kirchenthümlichkeit sich hatte niederhalten lassen, an dem gründlichen Studium des Griechenthums brechen und zunächst wenigstens in Literatur und Kunst ihre einseitige, egoistische Gewalt verlieren.

Aber Faust hat auf dem Wege zur Helena einen Begleiter, den Homunculus nämlich. Wie dieser Homunculus dem Faust, dem Vertreter des vollen Menschenwesens, diesem mit festen und rein menschlichen Kräften zu höchstem Dasein strebenden homo, zur Seite gestellt und zum Begleiter auf dem Wege in's Griechenthum beigegeben wird, so kündigt schon der Name an, daß in ihm eine Richtung des Menschenstrebens symbolisirt wird, die auf Irrwege führt und zu genügendem Ziele nicht gelangen läßt. Nichtsdestoweniger macht er den Zug nach Griechenland nicht bloß gemeinschaftlich mit dem Faust, er beschleunigt vielmehr noch den Aufbruch dahin, commandirt dem Mephisto, daß derselbe dem Faust als Locomotive diene, und leuchtet vor, während er selber durch den Faust und durch das, was er an diesem als „bedeutend" erkennt, Veranlassung zu allem seinem Verhalten genommen hat. Wer ist nun dieser Homunculus?

Sein „Väterchen" ist Wagner, der also mit ihm nächste Verwandtschaft und, seiner Kategorie nach, in ihm seinen Auslauf und Abschluß hat. Wagner — Monate lang lebt er im allerstillsten Stillen und deutet hin auf jene Zurückgezogenheit der Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, in welcher sie von allen Welthändeln sich entfernt hielten und mit Bewußtsein und Absicht vom Leben sich lossagten, um einen Idealismus zu pflegen, der sich in sich selbst abschließt und über der selbstbegnügten Persönlichkeit allen geschichtsmäßigen Antheil am allgemeinen Menschenleben aufgiebt. Er ist der tägliche Vermehrer der Weisheit, der über eine Partikel dicke Bücher schreibt, um einer Lesart willen hundert Pergamentmanuscripte vergleicht, aus den Literaturen aller Völker und Zeiten Gelehrsamkeit sammelt, mit kritischem Bestreben zu den Quellen steigt, sich in den Geist aller Zeiten versetzt und schaut, was in der Vorzeit jeder weise Mann gedacht. Der Mann der Alleswisserei, laborirt er nun, etwas hervorzubringen, worin dieses Allwissen sich einige, worin sich die aus allen Seiten des Lebens gesammelten Lichtstrahlen der Aufklärung concentriren und zwar so, daß der mühselige Erwerb dieser Aufklärung, der ihm selber so viel Noth gemacht hat, nicht mehr erforderlich, daß vielmehr diese totale Aufklärung sogleich fix und fertig da ist, und über Nichts in der Welt mehr ein Bedenken und Zweifel bleibt. Den fertigen, durch Nichts bedingten Geist als allgemeinen Menschengeist will er zurecht bringen und mühet sich so ämsig, daß er aussieht wie ein Kohlenbrenner, geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen, die Augen roth vom Feuerblasen. Denn aus viel hundert

Stoffen componirt er durch Mischung den Menschenstoff, in welchem der beabsichtigte Geist zu Tage treten soll. Es ist also ein Extract aus mannigfachstem Material, ein Abstractum aus vielfältigem Andern, das nicht an und für sich selbst existiren, nicht eignes, selbstständiges Dasein bewahren kann, was Wagner zurecht macht. — Wo sich's aber um Stoff oder Materie handelt, wo mit Verneinung, mit jener Verneinung der thatsächlichen Wirklichkeit und ihres concreten Vorhandenseins, also mit Abstraction vorgegangen wird: da findet Mephisto sein Element und leistet Hülfen. So deutet denn auch unsre Tragödie erkennbar genug an, daß Mephistopheles zur Entstehung des Homunculus wesentlich beiträgt, wenn sie denselben zum Famulus sagen läßt: „sollt' er den Zutritt mir verneinen? Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunen". Sodann nennt Homunculus sogleich, nachdem er entstanden ist, den Mephisto seinen Herrn Vetter. Ja, der Zusatz „Schalk" zu dem Herrn Vetter und das schalkhafte „Väterchen", womit Wagner bezeichnet wird, giebt gar zu verstehen, daß Homunculus seine Existenz geradezu vom Mephisto ableitet und sofort weiß, es habe dieser dem alten Kohlenbrenner das neugebackne Kindlein bloß untergeschoben, wie ja auch zuletzt Mephisto, als er dem Commando dieses Kindleins gehorcht, eingesteht: am Ende hängen wir doch ab von Creaturen, die wir machten. Die satirische Manier, in welcher Homunculus vom Wagner Abschied nimmt, kündigt auch hinlänglich an, daß Ersterer die Vaterschaft des Andern nicht sonderlich hoch anschlägt.

Schon diese leichte und spöttelnde Verlassung des „Väterchens", das sich mit der Erzeugung so sehr gequält hat, daß es „kein Scherz" war, und das nun mit niedergedrücktem Herzen fürchtet, es werde den Sprößling niemals wieder sehen, deutet auf die Natur des Homunculus hin.

Er will ein Stückchen Welt durchwandern und in der Entdeckung des „Tüpfchens auf das I" den großen Zweck Wagner's erreichen. Wohl! Am Schlusse des 18. sec. machte sich eine Schule der Literatur geltend, welche kühnlich in die Schätze der europäischen Literaturen hineingriff, welche außerdem die Schachten des Orients öffnete, um die Literaturwerke der Araber, der Perser, der Inder an's Licht zu ziehen, welche dann all' diese Errungenschaft mit den alten Erzeugnissen der deutschen Vorzeit vereinigte und so eine Universal-Literatur begründete, aus welcher der Gemeingeist der Menschheit auf europäischem Grund und Boden concentrirt mogte zu Tage gefördert werden. Ein welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung sollte geschaffen und eingerahmt werden. Freilich blieb's ein durch den Rahmen des Literaturgebiets beschränktes Gemälde; denn „was künstlich ist, verlangt geschloss'nen Raum". Natürliches, lebendiges Leben, thatsächliche Bewirksamung an der Gestaltung der realen Lebensverhältnisse konnte so nicht erfolgen; denn „Natürlichem genügt das Weltall kaum". Sobald daher diese Schule ihre Errungenschaften an das reale Leben bringen und in den lebendigen Fluß der geschichtlichen Thatsachen der Gegenwart mischen wollte, mußte sie die Zersplitterung ihrer selbst fürchten. Wenn also Homunculus auch wünscht, daß sein Väterchen

ihn recht zärtlich an's Herz drücken soll, so muß er doch sogleich bedingen: „doch nicht zu fest, damit das Glas nicht springe." Denn die Leiblichkeit, in welcher dieser abstracte Geist besteht, ist spröde, dünn, zerbrechlich; wenn sie aber zerbricht, so verflüchtigt sich der Geist, wie sich Extract und Spiritus verflüchtigt, sobald das ihn einschließende Gefäß geöffnet wird oder zerspringt. Dennoch hat das Bestreben dieser Schule manchem Pfleger und Jünger solch einen Lohn, wie Gold, Ehre, Ruhm sind, eingebracht; gesundes, langes Leben hat der Eine und Andre genossen; auch Wissenschaft haben sie erworben; Tugend auch? Tugend, das heißt: Tüchtigkeit, die nicht bloß der Selbstsucht und Selbstbespiegelung, sondern der Menschheit dient? Vielleicht! vielleicht auch nicht! Wenigstens haben sie Denen, durch welche sie zu ihrem allerdings Vieles sammelnden, criticirenden, abstrahirenden, communisticirenden, mysticirenden Leben geführt wurden, schlechten Dank gewußt; vielmehr ihnen in hochfahrigem und eitlem Selbstgefühle, gleichwie Homunculus dem Väterchen Wagner, ein schnelles, ironisches und kaltes „Leb' wohl!" gesagt.

Sie erkannten aber alsbald, wie Homunculus, im Mephisto ihren Herrn Vetter, den im rechten Augenblick ein gut Geschick zu ihnen herein führt, und der gewandt ist, ihnen die Wege zu kürzen. Denn Mephistopheles ist, trotz seines besondern Dienstwesens in Betreff des Faust, immer noch der dämonische Servus des Kirchenthums und hilft den Männern der in Rede stehenden Schule zu jenem religiösen Aufschwunge, vermöge dessen der durch einseitige Verstandesaufklärung entstandene Unglaube des Jahrhunderts als Rationalismus scheinbar bekämpft wurde, während in der That nur ein ästhetischer Gemeincultus oder Katholicismus auf's Tapet kam, der das Gefühl weichlich verschwimmen, alle Kraft in ästhetischer Sinnenschwelgerei sich auflösen, alle Wahrheit in chimärischen Bilderschwarm sich verflüchtigen, das Schöne in Barokheit und Verkünstelung verloren gehen, manche entnervte und verhimmelnde Seele in den Schooß der allein-seligmachenden Kirche Roms zurücksinken ließ. Mephisto that seine Schuldigkeit und kürzte die Wege dem Homunculus, welcher, dieweil er geworden war, auch thätig sein mußte und sich sogleich nach seinem Eintritt in's Dasein zur Arbeit schürzen wollte. Wie sicher bezeichnen diese Worte das Streben nach allseitiger Bildung, dieses Gähren und Drängen, in welchem Befreiung gesucht wird aus der Einseitigkeit und Beschränktheit der bisherigen Bestrebungen und Zustände. Aus der vereinsamenden Nächtlichkeit des Studiums will man hinaus in alle Weiten, sobald sich irgendwo eine Aussicht eröffnet hat, wie Homunculus, sobald er in Faust's Traumgedanken die Wohnstätte der Leda erschaut hat, frisch hindrängt, wo „an großer Fläche frei Peneios fließt." Es ist anzuerkennen, daß die Schule der neueren Romantiker (denn diese ist durch den Homunculus repräsentirt) durch dieses universalhistorische Streben, durch diese universalistische Thätigkeit dem Menschengeiste unendlichen Vortheil gestiftet hat, wie ja Homunculus den Mephisto bestimmt, den Faust nach Griechenland zu tragen. Poesie, Kunst, Wissenschaft — Alles ward Gegenstand ihrer criticirenden, er-

forschenden, sammelnden Thätigkeit; und es ist nicht zu übersehen, wie Homunculus auf den pharsalischen Gefilden so viel und bis an's Ende hin mit dem Proteus, der alle Gestalten annehmen und bauchrednerisch hier und dort sein kann, verhandelt, wie er die Gesellschaft der Philosophen sucht, um über die Natur Weisheit zu vernehmen, u. dgl. Und frisch zu neuen Wunderdingen strebet er stets unruhvoll. Dennoch konnten diese Romantiker zu großem Theile sich nur auf künstliche, erkünstelte und forcirte Weise in poetische Thätigkeit setzen und dürfen die Erzeugnisse ihres Schaffenstalentes nicht allzuhoch anschlagen. Darauf deutet die Tragödie hin, wenn sie den Thales zum Proteus sagen läßt: es fehlt ihm nicht an geistigen Eigenschaften, doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften. Und während Anaxagoras dem Homunculus geradezu sagt: „nie hast du Großem nachgestrebt," räth Thales demselben nicht, ein König zu werden, vielmehr räth er ihm, sich den Großen anzuschließen, um in solcher Verbindung seine Kleinheit nicht so sehr zum Vorschein kommen zu lassen. So ist denn auch das Streben dieser Romantiker nach einer selbstständigen und ewigen Bedeutung vergebens geblieben. Homunculus schwebt von Stell' zu Stelle und mögte gern im besten Sinn entstehn; ihm selbst gelüstet's, zu entstehn. Aber er kann nicht zu Bestande kommen, trotz aller Ungeduld, sein Glas entzwei zu schlagen, um, befreit von dieser Schranke, zu tüchtiger Leiblichkeit und Schaffenskraft zu gelangen. Wie er vor der Zeit, frühreif, ein wahrer Jungfernsohn, in's Dasein trat, so bleibt er auch von ungewisser, zweideutiger Wesenheit, hermaphroditisch. — Nur wenn der Menschengeist den Urgeist, den Ewigen, suchet und im Erschauen der Grundideeen des Daseins sich mit Ewigem erfüllet und kräftigt, vermag er Großes, Dauerndes, Heilsames zu wirken und seines eignen Wesens völlig froh zu werden! Vergleichen wir aber dieses Geistige mit dem Weltalläther, welcher alle Welten und Weltkörper umfließt, trägt, durchdringt, in lebendigem Laufe erhält, mit diesem Weltalläther, in welchem Größtes und Kleinstes weset, sich bewegt und zu gemeinsamem Ziele gehoben wird: so hat diese romantische Schule nur aus den einzelnen Weltkörpern, höchstens aus den einzelnen Welten etwas Gemeinschaftliches derselben herausgezogen, zusammengethan, auf sich selbst reducirt und dann dieses Gemeinschaftliche, dieses spirituelle Abstractum oder diesen abstracten Spiritus wie einen spiritus domesticus als ein vermeintlich Geistiges gesetzt, in dem die Welt selig werden soll, während der gesunde Menschengeist im Weltalläther das Weltall durchforscht und das uranfänglich Ewige findet, aus welchem Alles, was ist, geworden ist. Sollte nun dieser Spiritus wirksam werden, so war ihm ein Leib, eine individualisirende Körperlichkeit nöthig. Entweder mußte er daher irgend eine von den Körperlichkeiten, aus denen er extrahirt war, wieder annehmen; und dann ward sein „Entstehn" höchst einseitig — oder er mußte eine solche gewinnen, welche keiner einzigen Derer, aus welchen er hervorgegangen war, entsprach; und dann ward ein unklares phantastisches Wesen daraus, das, sobald es sich am wirklichen Leben irgendwie geltend machen wollte, in sich

selbst zu Grunde ging. Daher denn auch die Carrikaturen, die geistleere Spielerei mit spanischen, italiänischen, nordischen, altdeutschen, orientalischen Formen, daher die erschlaffende Wollüstelei der Empfindung, daher Blasirtheit, Emancipation des Fleisches und dergleichen mehr, was in der romantischen Schule zu Tage getreten ist — nun, daher denn auch zuletzt die Zersplitterung und der Untergang des Homunculus, sobald er in der Galatea die rein körperliche, sinnliche Schönheit erblickt und, als wär' er von Pulsen der Liebe gerührt, sie leibhaftig an sich schließen will. Da sagt Thales:

Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängsteten Dröhnens;
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon.

Wie hätte auch ein Wesen, das gleich dem Homunculus sein Vorhandensein wenn nicht ganz, so doch theilweise dem Mephistopheles verdankt, zu wahrhafter, voller Liebe gedeihen, wie hätte es bis zur Höhe der reinen, ächten Schönheit gelangen sollen? Ein Product des kirchenthümlichen Herrn Vetters kann nicht lieben, für das Schöne nicht Sinn und Empfänglichkeit haben. Nur sinnlich quellender, wogender Reiz erregt seine Lüsternheit und läßt es an dem schlüpfrigen Throne einer Galatea-Lucinde sich sehnend und ächzend in Flammen und Blitzen verlieren. Wiederum aber zeigt uns auch hier die Tragödie, wie Mephisto durch das, was er als Teufel schaffet, gar mancherlei Nutzen stiftet, wie er seinem Geschöpf aber keinen sichern, selbstständigen Bestand, keine eigengültige Bedeutung verleihen kann.

Mephistopheles selbst macht den Flug nach Griechenland mit, nicht eben freiwillig und gern; er ist vielmehr genöthigt. Und zwar ist er besonders genöthigt durch den Homunculus. Faust nämlich, dieser freiwillig strebende Menschengeist, ist schon, während seine Körperlichkeit auf dem alten klösterlichen Bette in Schlummer und scheinbarem Tode liegt, in die Heimath der Helena entrückt und würde auch so selbstständig die Ersehnte gefunden haben, während Homunculus erst, als er dieses Umstandes gewahr wird und die Anmuth der in Faust's Seele sich bewegenden Gestalten erkennt, sich aufmacht, um auch seinerseits von dem Griechenthum zu profitiren. Da muß denn der Herr Vetter wohl mit, ja er muß den leibhaften Faust dahin tragen, damit in Gemeinschaft Alles könne sicherer ergriffen werden. Diese Gemeinschaft ist freilich alsbald aufgehoben, sobald man den classischen Grund und Boden erreicht hat. — Indessen dient dies Alles dazu, den Zusammenhang der dramatischen Handlung in künstlerischer Hinsicht zu vermitteln, so daß nun die classische Walpurgisnacht nebst dem Vereine des Faust mit der Helena im dritten Acte mit dem Bisherigen als eine Thatsache der Gegenwärtigkeit und poetischen Wirklichkeit erscheinen kann. — Auch Mephistopheles also muß nach Griechenland, indem er dem Faust als Locomotive dient. Wie nämlich das Kirchenthum als Pfleger der Gelehrsamkeit während des Mittelalters den Anlaß zur Kenntniß des Griechenthums dargeboten hatte, so mußte

dasselbe, nachdem in Folge dieses Anlasses der Menschengeist an diesem Griechenthum emporzuwachsen und nach Befreiung zu ringen begonnen hatte, selber an Erkenntniß des classischen Wesens sich betheiligen, um sich auf gleicher Höhe zu erhalten. Wie aber that es das? und welche Erfolge mußt' es erfahren? Mephisto, seiner dämonisch-kirchenthümlichen Natur gemäß, verweilt zunächst und mit gewisser Zuthulichkeit bei den Sphinxen, diesen Symbolen des altägyptischen Tempelpriesterwesens, diesen starren Hüterinnen der Priestergeheimnisse, die durch räthselhafte Weisheit die Herrschaft des Priesterthums über die Völker sicher stellen. Hier aber schon wird er verhöhnt. Er will sich bloß an dem Fell der Sphinxe wärmen, da er Schaden fürchtet, wenn er hinauf sich zu versteigen wagen würde, und muß sich durch das Räthsel, in welchem sein Character an's Licht gestellt wird, verspotten lassen. Der Gesang der Sirenen ist ihm ein Trallern, krabbelt ihm bloß um die Ohren; und als er davon spricht, daß Gesang zu Herzen gehen könnte, sprechen ihm die Sphinxe das Herz ab und schreiben ihm statt dessen einen ledernen, verschrumpften Beutel zu. Das Verständniß des hohen Alterthums ist dem Kirchler nicht verliehen, der tiefe Sinn des ägyptischen Religionswesens ihm unzugänglich. So bleiben ihm auch jetzt die Sphinxe

Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht;
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Auch bei den Lamien wird er geneckt. Das sind Gespenster von Verstorbenen, die Vampyr-artig die Lebenden quälen. Lüstern sucht er sie zu haschen; allein sie verwandeln sich und verschwinden ihm unter den Händen. Klüger ist er in ihrer Umgebung nicht geworden. So vereint er sich denn zuletzt mit dem Dreigethüm der Phorkyaden, die in dunkler Höhle wohnend, dem Menschen Schrecken, Schauder und Entsetzen bereiten und als Fledermaus-Vampyren ihn in den Tod reißen. Bekanntlich ersetzt der neugriechisch-kirchenthümliche Volkswahn den nordischen Teufel durch das Vampyrgespenst; und so assimilirt sich der nordische Teufel dem griechischen Vampyr, indem Mephisto die Gestalt der Phorkyaden mit einem Auge und einem Zahn annimmt, um als Phorkyas im dritten Act der Tragödie weiter zu agiren. Indem er aber so, wie graulich auch immer, in weiblichem Costüm erscheint, erkennt er selbst sich als Hermaphroditen zu eigner Schmach, da er seine Natur umgewandelt hat und ein ganz unentschiedenes, zweideutiges Wesen geworden ist, so daß er fühlt, wie er sich nunmehr vor aller Augen verstecken muß.

Faust aber geht seinen eignen Weg. Und wie nun bewegt ihn, was er auf seinem Wege zu Gesicht bekommt? Siehe da! Der nach höchstem Dasein immerfort strebende Menschengeist findet auch in den frühsten, rohen Gestalten des Alterthums die Ankündigung Dessen, was ewig ist. Diese Mischgestalten der Sphinxe und Sirenen — aus dem Widerwärtigen ihrer von der Materie noch nicht gelöseten Erscheinung treten dem Faust doch die

großen, tüchtigen Züge des Geistes hervor, der in den dunklen Anfangstagen der Menschengeschichte an den Ufern des heiligen Nilstroms Tempel errichtete, Grabmäler höhlte und Satzungen schuf zu Bewundrung und Erstaunen jedes Forschers der Menschengeschichte. Gestalten groß! Groß die Erinnerungen, welche mit diesen Gestalten sich verknüpfen! Aus dem Lande der Tempel und Pyramiden war ja nach Griechenland, als es noch von rohesten Stämmen bewohnt war, herübergekommen erste Cultur und Priesterreligion mit all' den finstern Geheimnissen der Priesterherrschaft. Aber Oedipus lösete das Räthselgeheimniß, und der Hellenismus setzte den Menschen, den die Sphinx geheimnißvoll eingehüllt und beherrschet hielt, in seine Rechte ein. Die Natur, diese freundliche Natur Griechenlands, hatte durch die Stimme der Sirenen zu den Hellenen gesungen, hatte dem Odysseus, der nicht schmähend vorübereilte, Alles vertrauet, so daß er Vieles zu erzählen wußte, was jene Priestergeheimnisse lösete und die Herrschaft der Priesterkönige austilgte. Auch in diesen Sirenen, in deren Gesange all' die verlockenden Reize der sinnlichen Natur sich kund geben, um den Menschen durch diese Reize gefangen zu nehmen und in Wollust untergehen zu lassen, kündigt sich doch die hohe Gewalt der Naturwahrheit und die höhere Vernunft an, sobald nur der Mensch kräftig genug ist, seine Sinne im Zaum zu halten und mit Bewältigung des Sinnenreizes dem Geiste der Natur aufmerksam zu lauschen. Ulysses hatte sich mit Stricken binden lassen, um unverlockt zu hören, was die Sirenen ihm vertrauten; Faust läßt sich durch den Rath der Sphinxe binden und gelangt dadurch dahin, nachdem er so die ersten rohen Elemente des Griechenthums kennen gelernt hat, auch jener schönen Einheit gewiß zu werden, in welcher das Griechenthum als Hellenismus mündig und selbstständig in's Leben trat. Wohl blieb dem Griechen kraft der Tempelmysterien, welche Cekrops und Danaus mogten aus Egypten mit herübergebracht haben, jene in den unannahbaren Urtiefen des Weltgrundes geheimnißvoll und unbegreiflich waltende M o i r a als alleinige oberste Gottheit zurück und bewahrte ihre symbolische Verehrung in den religiösen Mysterien, die nur dem Geweiheten und Gebildeten zugänglich waren; aber der im Dienste dieser Moira von den Parzen, der Nemesis, den Erinnyen geübte sittliche Lebensernst verlor seine Härte und Düsterheit durch die Repräsentanten des Naturlebens, durch diese olympischen Götter nämlich, in welchen als ihren nicht unsterblichen Dienern die Moira ihre nähere Bezüglichkeit zu den Menschenkindern kund werden ließ. Diese Einigung des als eine Lebensnothwendigkeit tief empfundenen Gefühls der Abhängigkeit des Menschen von einer höchsten, Alles nach eignem, unerforschlichem Rathschluß regierenden Macht mit der Freudigkeit an frischem Lebensgenusse, welche die Verehrung der Natur und ihrer großen Erscheinungen zu einem Wonnedienst der Götter machte, diese Einigung ist's, welche dem Griechenwesen einen so kräftigen und doch zugleich so lieblichen Character verlieh. Dieser schönen Einheit soll Faust inne werden. Die Sphinxe selber, nachdem sie vor dem betrügerischen Reize der Sirenen ge-

warnt haben, weisen ihn zum Chiron hin, der die lebenskräftige Fülle des in ihm selbstständig gewordenen Griechengeistes repräsentirt. — Indessen gehört zu gründlicher Erkenntniß solches zur Selbstständigkeit geeinigten Wesens Sammlung des Gemüths und Leidenschaftslosigkeit des Strebens. Darum findet Faust, während er den Chiron sucht, die Nymphen, diese freundlichen Töchter des rein griechischen Flusses Peneios. Sie säuseln ihm Erholung der ermüdeten Glieder im Kühlen zu, sie flüstern ihm Ruhe ein, die sonst immer ihn gemieden hat, sie sänftigen seine Rastlosigkeit und frischen doch zugleich in seiner Seele die Anschauung des göttlichen Ursprungs der Helena wieder auf, jene Anschauung, welche uns Homunculus offenbarte, als er zuerst den schlafenden Faust in der alten Studirzelle erblickte. Und während Faust den Moment der Erzeugung der Helena sich vergegenwärtigt, erscheint denn auch Chiron am Ufer des Peneios; Chiron, der nicht rastet, der aus einem Zeitalter in das folgende herüber dringt und Alles, was er hier und dort erfahren hat, zu derjenigen Weisheit sammelt und vereint, mit welcher er die Heroen des Griechenvolks bildet und ihnen ein treuer Begleiter und Erzieher ist. Er selbst, Chiron, als mischgestaltet noch der unsichern Fabelzeit angehörend, leitete und lehrte die Männer und Helden, welche als schöngebildete Ganzmenschen der Typus des reinen Hellenenthums warden und dem zu fester Selbstständigkeit gelangten griechischen Wesen völliges Gepräge und Nachhaltigkeit sicherten.

Chiron spricht denn nun zum Faust von jenen Männern des Argonautenzugs, von denen Jeder nach seiner Weise brav war und nach der Kraft, die ihn vorzugsweise beseelte, das ergänzte, was den Andern abging, so daß der Verein aller einzelnen besonderen Kräfte zu gemeinsamer Wirksamkeit große Ziele erreichen konnte. Was späterhin Dichter besangen, das hatten diese Heroen gethan; nicht grübelnd sondern handelnd hatten sie an der Gestaltung des Lebens gewirkt und ihren Nachkommen das Beispiel zu jener lebendigen, werkthätigen Regung aller Kräfte hinterlassen, durch welche das Griechenvolk sich unsterblichen Namen erworben hat. An diesen Männern, an dem Muster des Chiron selber und des Herkules hätte Faust lernen können, für's wirkliche Leben, für die bessere Gestaltung der realen Daseinsverhältnisse sich in Bewegung zu setzen. Aber er begnügt sich mit der Erzählung der Thaten jener Heroen, bewundert sie höchstens und wendet sich lebhaftest der Helena zu, das heißt: er läßt Thaten Thaten sein und verharrt in der Richtung auf die Idealität. — Wie treu spiegelt er so das deutsche Wesen ab! Diese griechischen Männer waren wirkliche Menschen mit gesundem Leib und Blut — diese gepriesenen Thaten sind wirklich geschehen, wirklich von Menschen ausgeführt — dieses rühmliche Leben ist wirklich gelebt worden in handgreiflicher Realität der menschlichen Wesenheit —: uns aber schwebt es immer nur als ein Ideal vor, als ein Product dichterischer Phantasie; wir bewundern es wie ein schönes Gedicht und erschrecken, sobald etwa der Gedanke aus dem Nebel der Grübelei hervortauchen sollte, daß wir doch unser leib-

haftiges Leben nach jenen Mustern gestalten möchten. Bei den Griechen ist Alles Leben und That, bei uns Reflexion und Wunsch. Bei den Griechen folgt nach und mit der lebendigen That die Reflexion, bei uns soll aus der Reflexion das Leben folgen. Bei den Griechen ist Denken und Leben Eins, das Denken dem Leben congruent; so ist die Literatur des Griechen nur die nachfolgende oder begleitende Beschreibung des Erlebten; Literatur, Religion, Sitte, Sittlichkeit, Bürgerlichkeit, Alles eine Totalität, ein solides Ganzes. Ach! Bei uns ist Leben und Denken das schnödeste Zweierlei! Religion und Sitte, Kirche und Staat, Literatur und Lebensbildung, wie ist je Eins vom Andern so schlimm, ja, feindselig gesondert! Theorieen, Methoden, Experimente in Hüll' und Fülle; aber Leben, lebendiges, werkkräftiges Leben und Lebensresultat? keins! keins! — So kann denn auch unsre Fausttragödie nichts Anderes vorführen, als was sie eben vorführt, indem sie nämlich in diesem Streben des Faust nach der Helena und in diesem Vereine des Faust mit der Helena die Strebungen und Errungenschaften symbolisch ankündigt, welche der Deutsche geübt und gewonnen hat in der Literatur. Ja, in der Literatur hat der Deutsche Größtes geleistet, und zwar dadurch geleistet, daß er sich der classischen Literatur der alten Griechen gründlichst bemächtigte und außerdem den Stoff der Literaturen andrer Völker der Vor- und Jetztzeit in sein Bereich zog, so daß er Gründer einer Weltliteratur werden konnte.

Wie aber in dem Verhalten des Faust während seiner Wandrung durch die mancherlei Gruppen der classischen Walpurgisnacht angedeutet werden die ernsten und nachhaltigen Bestrebungen eines Lessing, Herder, Voß, Göthe, Humboldt, Schiller: so bietet uns in der Vereinigung des Faust mit der Helena der dritte Act bis zur Erscheinung des Euphorion hin den Gesang des Triumphes über das glückliche Gelingen der ungeheuren Arbeit des ächt deutschen Geistes und Willens. Weil aber in der Literatur gerade der Deutsche sein Größtes geleistet, weil er es geleistet hat vermittelst der vollen Aneignung des classischen Griechenthums: so mußte diese Leistung in unsrer Tragödie besonders glorreich zur Anschauung gebracht werden. Und das ist in diesem dritten Acte bewundrungswürdig geschehen. Darüber sind auch die subtilsten Beurtheiler einig. Vergessen darf nur nicht werden, daß es das in Idealität aufgefaßte Griechenthum ist, was dem Faust gegenüber die Helena bedeutet, ein Griechenthum, wie es theils aus den poetisch überglänzenden Schilderungen eines Homer, Aeschylus, Sophokles hervorleuchtet, theils aus den patriotischen Darstellungen der mitlebenden Geschichtsschreiber kund wird, theils aus der Anschauung der hohen Kunstwerke, die uns gerettet sind, sich ergiebt, mit einem Worte: ein Griechenthum, wie es aus der classischen Literatur und Kunst der Griechen durch Concretirung aller einzelnen Elemente zu einem einigen Gesammtbilde gewonnen und als Ideal aufgenommen wird. Denn als solches Bild tritt Helena vor uns daher. — Während indessen dem Aesthetiker anheim gegeben bleibt, die dichterische Schönheit dieses dritten Actes des Weiteren nachzuweisen und in Betreff dramatischer Kunstmäßigkeit die

episodische Einordnung dieser Helena-Phantasmagorie in die Totalität der Fausttragödie zu rechtfertigen, beschränken wir uns hier, der auf dem Titel unsers Büchleins ausgesprochenen Absicht gemäß, auf die Darlegung des sachlichen Inhalts dieses Actes. So tritt uns Folgendes zu Tage.

I. In der klaren und ruhigen Größe des Hellenismus tritt das Reinmenschliche als die ewige Grundlage aller wahren Schönheit hervor und lebt trotz aller Unbilden der Zeit in ewig frischer Jugendlichkeit ein unvergängliches Leben.

1. Helena, von der Persephone auf Faust's Bitten wieder lebendig und lebensfähig gemacht, tritt in Sparta, ihrer Heimath, an das Tageslicht. Es ist aber diese dem Orkus entstiegene Helena nicht mehr von jener materiellen Leibesschönheit umhüllt, welche sinnlich anreizt und für geschlechtliche Liebesfreuden theils selber glüht theils Andere anlockt. Die verführt-verführende Helena des Mythus ist mit dem Schlusse des trojanischen Krieges aus dem Dasein verschwunden. Die gegenwärtige erscheint vielmehr als solche, die im Orkus aus dem Lethe getrunken und das Nachtstück ihres Lebens wie ein Traumgesicht in der Fluthen Grab für immer versenkt hat, als eine Geläuterte, Reine, Schuldlose, die (wie H. Düntzer in seiner Erläuterung des Göthe'schen Faust sich ausdrückt) „von ihrem geistigen Adel tief erfüllt ist und auf ihrer eignen Würde ruht." Das heißt: Helena tritt hier als das in seiner abstracten Idealität personificirte Griechenthum, als das Ideal der Schönheit und Freiheit, zum Vorschein. Ungeachtet aller erlebten Bewunderung weiß sie indessen zugleich, daß sie viel gescholten und daß die Sage von ihr im Laufe der Zeiten zu mährchenhafter Mißbildung und vorwurfsvoller Erdichtung ausgesponnen worden ist. Nichtsdestoweniger stellt sie sich im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit und innern Großheit, ein ächt antik würdiger Character, stolz und frei der Welt gegenüber, gemäß der hohen Idee der Schönheit und Freiheit, welche das Griechenwesen innerlichst belebt. Diese Idee steht in der Helena wieder lebendig vor dem heimathlichen Palast und fordert Einlaß der königlichen Herrin, das Recht des bestimmenden Geistes.

Aber diese Helena erscheint in Begleitung einer Schaar von gefangenen Trojanerinnen. Dieser Chor dienender Mädchen bildet die Folie, von welcher die Gestalt der Herrin sich desto reiner abhebt in fester Bestimmtheit, Klarheit, stiller Ruhe und Hoheit. Diesen Chor characterisirt ein auf die pur sinnliche, äußerliche Schönheit gerichteter Sinn und das Verlangen, durch den Reiz allbezwingender Schönheit auch den hartnäckigsten Mann zu unterwerfen und mit diesem der Sinnenlust zu genießen oder auch sich ihm zu überlassen, um des lieben Lebens willen, sei es ein goldlockiger Hirt oder schwarzborstiger Faun, wie es bringt die Gelegenheit. Für die rein sinnliche Lust am Leben ist er alles Andre zu opfern bereit. So lebt er dem Augenblick und tröstet sich mit seiner Mittelmäßigkeit, die ihn bei Gefahren leicht durchschlüpfen läßt. Ohne tüchtige Gesinnung und edle Kraft thut er sich zwar auf seine leibliche

haftiges Leben nach jenen Mustern gestalten möchten. Bei den Griechen ist Alles Leben und That, bei uns Reflexion und Wunsch. Bei den Griechen folgt nach und mit der lebendigen That die Reflexion, bei uns soll aus der Reflexion das Leben folgen. Bei den Griechen ist Denken und Leben Eins, das Denken dem Leben congruent; so ist die Literatur des Griechen nur die nachfolgende oder begleitende Beschreibung des Erlebten; Literatur, Religion, Sitte, Sittlichkeit, Bürgerlichkeit, Alles eine Totalität, ein solides Ganzes. Ach! Bei uns ist Leben und Denken das schnödeste Zweierlei! Religion und Sitte, Kirche und Staat, Literatur und Lebensbildung, wie ist je Eins vom Andern so schlimm, ja, feindselig gesondert! Theorieen, Methoden, Experimente in Hüll' und Fülle; aber Leben, lebendiges, werkkräftiges Leben und Lebensresultat? keins! keins! — So kann denn auch unsre Fausttragödie nichts Anderes vorführen, als was sie eben vorführt, indem sie nämlich in diesem Streben des Faust nach der Helena und in diesem Vereine des Faust mit der Helena die Strebungen und Errungenschaften symbolisch ankündigt, welche der Deutsche geübt und gewonnen hat in der Literatur. Ja, in der Literatur hat der Deutsche Größtes geleistet, und zwar dadurch geleistet, daß er sich der classischen Literatur der alten Griechen gründlichst bemächtigte und außerdem den Stoff der Literaturen andrer Völker der Vor- und Jetztzeit in sein Bereich zog, so daß er Gründer einer Weltliteratur werden konnte.

Wie aber in dem Verhalten des Faust während seiner Wandrung durch die mancherlei Gruppen der classischen Walpurgisnacht angedeutet werden die ernsten und nachhaltigen Bestrebungen eines Lessing, Herder, Voß, Göthe, Humboldt, Schiller: so bietet uns in der Vereinigung des Faust mit der Helena der dritte Act bis zur Erscheinung des Euphorion hin den Gesang des Triumphes über das glückliche Gelingen der ungeheuren Arbeit des ächt deutschen Geistes und Willens. Weil aber in der Literatur gerade der Deutsche sein Größtes geleistet, weil er es geleistet hat vermittelst der vollen Aneignung des classischen Griechenthums: so mußte diese Leistung in unsrer Tragödie besonders glorreich zur Anschauung gebracht werden. Und das ist in diesem dritten Acte bewundrungswürdig geschehen. Darüber sind auch die subtilsten Beurtheiler einig. Vergessen darf nur nicht werden, daß es das in Idealität aufgefaßte Griechenthum ist, was dem Faust gegenüber die Helena bedeutet, ein Griechenthum, wie es theils aus den poetisch überglänzenden Schilderungen eines Homer, Aeschylus, Sophokles hervorleuchtet, theils aus den patriotischen Darstellungen der mitlebenden Geschichtsschreiber kund wird, theils aus der Anschauung der hohen Kunstwerke, die uns gerettet sind, sich ergiebt, mit einem Worte: ein Griechenthum, wie es aus der classischen Literatur und Kunst der Griechen durch Concretirung aller einzelnen Elemente zu einem einigen Gesammtbilde gewonnen und als Ideal aufgenommen wird. Denn als solches Bild tritt Helena vor uns daher. — Während indessen dem Aesthetiker anheim gegeben bleibt, die dichterische Schönheit dieses dritten Actes des Weiteren nachzuweisen und in Betreff dramatischer Kunstmäßigkeit die

episodische Einordnung dieser Helena-Phantasmagorie in die Totalität der Fausttragödie zu rechtfertigen, beschränken wir uns hier, der auf dem Titel unsers Büchleins ausgesprochenen Absicht gemäß, auf die Darlegung des sachlichen Inhalts dieses Actes. So tritt uns Folgendes zu Tage.

I. In der klaren und ruhigen Größe des Hellenismus tritt das Reinmenschliche als die ewige Grundlage aller wahren Schönheit hervor und lebt troß aller Unbilden der Zeit in ewig frischer Jugendlichkeit ein unvergängliches Leben.

1. Helena, von der Persephone auf Faust's Bitten wieder lebendig und lebensfähig gemacht, tritt in Sparta, ihrer Heimath, an das Tageslicht. Es ist aber diese dem Orkus entstiegene Helena nicht mehr von jener materiellen Leibesschönheit umhüllt, welche sinnlich anreizt und für geschlechtliche Liebesfreuden theils selber glüht theils Andere anlockt. Die verführt-verführende Helena des Mythus ist mit dem Schlusse des trojanischen Krieges aus dem Dasein verschwunden. Die gegenwärtige erscheint vielmehr als solche, die im Orkus aus dem Lethe getrunken und das Nachtstück ihres Lebens wie ein Traumgesicht in der Fluthen Grab für immer versenkt hat, als eine Geläuterte, Reine, Schuldlose, die (wie H. Düntzer in seiner Erläuterung des Göthe'schen Faust sich ausdrückt) „von ihrem geistigen Adel tief erfüllt ist und auf ihrer eignen Würde ruht." Das heißt: Helena tritt hier als das in seiner abstracten Idealität personificirte Griechenthum, als das Ideal der Schönheit und Freiheit, zum Vorschein. Ungeachtet aller erlebten Bewunderung weiß sie indessen zugleich, daß sie viel gescholten und daß die Sage von ihr im Laufe der Zeiten zu mährchenhafter Mißbildung und vorwurfsvoller Erdichtung ausgesponnen worden ist. Nichtsdestoweniger stellt sie sich im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit und innern Großheit, ein ächt antik würdiger Character, stolz und frei der Welt gegenüber, gemäß der hohen Idee der Schönheit und Freiheit, welche das Griechenwesen innerlichst belebt. Diese Idee steht in der Helena wieder lebendig vor dem heimathlichen Palast und fordert Einlaß der königlichen Herrin, das Recht des bestimmenden Geistes.

Aber diese Helena erscheint in Begleitung einer Schaar von gefangenen Trojanerinnen. Dieser Chor dienender Mädchen bildet die Folie, von welcher die Gestalt der Herrin sich desto reiner abhebt in fester Bestimmtheit, Klarheit, stiller Ruhe und Hoheit. Diesen Chor characterisirt ein auf die pur sinnliche, äußerliche Schönheit gerichteter Sinn und das Verlangen, durch den Reiz allbezwingender Schönheit auch den hartnäckigsten Mann zu unterwerfen und mit diesem der Sinnenlust zu genießen oder auch sich ihm zu überlassen, um des lieben Lebens willen, sei es ein goldlockiger Hirt oder schwarzborstiger Faun, wie es bringt die Gelegenheit. Für die rein sinnliche Lust am Leben ist er alles Andre zu opfern bereit. So lebt er dem Augenblick und tröstet sich mit seiner Mittelmäßigkeit, die ihn bei Gefahren leicht durchschlüpfen läßt. Ohne tüchtige Gesinnung und edle Kraft thut er sich zwar auf seine leibliche

Schönheit viel zu Gute und schmähet wacker auf die häßliche Phorkyas; aber trotz aller Eingebildetheit auf seine Abstammung aus klassischem Boden doch ohne inneres festes Bewußtsein geräth er in Furcht und Entsetzen vor dieser Phorkyas, deren Erscheinung seine unter dem Schutze der Königin genossene Lebensbehaglichkeit zu beeinträchtigen droht. Nur dieser Behaglichkeit fröhnend ist er für sich selbst nichts und auch der Helena nicht treu, als diese zuletzt zum Orcus zurückkehrt. Darum gehört er zu dem Gleichgültigen, zu den Lückenbüßern des Lebens, die endlich sich auflösend in die Elemente des Daseins in Nichts verschwinden, da sie keinen Namen sich erwarben noch Edles wollten. So ist der Chor, der idealischen Helena gegenüber und nebenan, ein Repräsentant derjenigen Helena, welche in den aus der ursprünglichen Sage entstandenen Mährchen verführt-verführend die bloß äußerliche Erscheinung des Griechenthums zu Tage stellt, und symbolisirt uns diejenige Anschauungsweise, in welcher das Griechenthum etwa in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung theils nach den Darstellungen der späteren griechischen Schriftsteller, theils in Folge unmittelbarer Betrachtung von Anderen aufgefaßt wurde. Wie unsre Helena das aus den Werken eines Homer, Aeschylus, Sophokles, Phidias abstrahirte Urbild griechischer Geistesschönheit ist, so ist der Chor die Summe der späteren griechischen Literaturwerke, welche mit Bewahrung der äußeren schönen Form doch des hohen, edlen Geistes entbehren, der jene unsterblich gemacht hat. Sie sind neben der Schönheit Schwan nur schlecht besittigt schnatterhaften Gänsen gleich. Nur selten ist unter den spätern Dichtern einer, der wie die Chorführerin Panthalis den Geist der Schönheit und Freiheit noch begreift und ehrt. Daher sind auch wenige von diesen erhalten und werthgeschätzt. Sie sind verschollen und vergessen, wie der größte Theil des Chors sich zuletzt in den Elementen verliert, während Panthalis der Helena in den Orcus folgt zu einem ewigen Dasein, welches immer wieder, wann die Zeiten es fordern, an des irdischen Tages Licht heraufbeschworen werden kann. Uebrigens gestattet uns die in der Tragödie vorliegende Characterbestimmung des Chors die Annahme, daß das Auftreten der Helena etwa in jenem Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zu denken sei, als sich das von den Römern unterworfene Griechenland zu dem späteren griechischen Kaiserthum zu gestalten und somit gleichsam ein neues selbstständiges Dasein zu gewinnen begann. Auf die Griechen der damaligen Zeit und ihre Literatur dürfte die Schilderung des Chors Zug für Zug seine Anwendung finden. Und wenn Helena der Phorkyas zu hören giebt, daß sie „des Dienstes wohl zufrieden ist, den die Chormädchen ihr geleistet“: so erinnert uns dies Wort daran, daß immerhin jene späteren, minder vortrefflichen griechischen Schriftsteller es gewesen sind, welche das Griechenthum überhaupt den Zeitgenossen wichtig machten, die Erinnerung an jene alten classischen Autoren in steter Lebendigkeit erhielten und deren Kenntniß in die neuere Zeit herüberleiteten.

2. Durch die zur Aufmunterung und Verherrlichung der Helena vorgebrachten Reden des Chores wird aber Helena erinnert an den Ruf, welchen ihr Schicksal bei Mit- und Nachwelt ihr zugezogen hat, erinnert an die Zweideutigkeit dieser bedenklichen Begleiter ihrer Schöngestalt. So wird sie selbst bedenklich, da ihr nun dies Schicksal und dieser Ruf mit düster drohender Gegenwart zur Seite stehen. In Folge dieser Bedenklichkeit erscheint ihr denn auch das Verhalten ihres heimathlichen Ehegemals in bedrohlichem Lichte; und die lüsterne Hindeutung des Chors auf Kettenzier, Kronenschmuck, Gold, Perlen und Edelgestein kann ihr keine Beruhigung bringen. Menelaus selbst, so besorgt sie, mögte sie in Gemäßheit des Rufes, zu welchem ihr Schicksal Veranlassung geboten hat, betrachten und behandeln. Die Aufträge, welche ihr Menelaus in Betreff des zu bringenden Opfers gegeben hat, müssen ihr daher verhängnißvoll für ihre eigne Person erscheinen. Und das nicht ohne Grund. Denn Menelaus tritt zufolge der in der Tragödie gegebnen Andeutungen hervor als ein solcher Grieche, der, ein kühner Seedurchstreicher, sich fern von der Heimath Creta's Erbe kühn erwirbt und Anderen Sclaverei erschafft, der raubschiffend von Bucht zu Bucht rudert, Gestad' und Inseln feindlich angreift und mit Beute wiederkehrt, der daher seiner eignen Schwelle heilige Richte leicht mit flüchtigen Sohlen freventlich überschreitet, des eignen Gutes und des schönsten Schatzes daheim wenig Acht hat und bei endlicher Rückkehr dann zu Haus Alles umgeändert, wo nicht gar zerstört findet. Im Verkehr mit den Fremden hat er sich Fremdes angeeignet, mit seinem ursprünglichen Wesen gemischt; er hat darüber dies eigne Wesen verkümmert, endlich ganz aus den Augen verloren und materiellen Interessen aufgeopfert. So hatten die Griechen ihre bessere Natur schon verloren, als sie des Römers Unterthanen warden. Und wenn sie auch ihren Besiegern und aller Welt ihre Sprache, ihre Literatur, ihre Sitte zubrachten: sich selbst hatten sie doch verloren, mußten mit Beschämung der Vorzeit ihres Volkes gedenken, so daß sie gern ausgetilgt und ganz zum Opfer gebracht hätten, was ihnen vorwurfsvolle Erinnerungen weckte, da sie nun Unterthanen des römischen Cäsars geworden waren. Daher kann Helena vom Menelaus allerdings das Schlimmste besorgen. Mag nun Menelaus wirklich ihren Untergang beschlossen haben oder nicht (die Tragödie läßt das ganz unbestimmt); Alles vereinigt sich doch dazu, die Königin mit Bedenklichkeit zu erfüllen. Nichtsdestoweniger rafft sie sich im Gefühl ihrer Würde und innern Größe zusammen, stellt den hohen Göttern, von denen sie abstammt, selbst eine Göttliche, Alles anheim und beschreitet die Schwelle des Palastes, um ihn als rechtmäßige Königin in Besitz zu nehmen.

3. Aber drinnen ist's öde und leer und unheimlich. Da ist kein Grieche mehr, der der Schönheit und Freiheit freudiges Willkommen böte. An dem heiligen Heerde des Hauses, wo sonst schöne Hausgötter lieblichen Gruß winkten, sitzt, dem Schooße der alten Nacht entstiegen, ein Schreckensbild, ein sinnendes, verhülltes großes Weib, sitzt Phorkyas. Phorkyas? Das ist ja niemand

Anderes als Mephistopheles, das finstre Ungethüm des Kirchenthums! War es denn nicht schon in den drei ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung dahingekommen, daß die Gemeinschaft von Menschen, welche Jesus Christus zu einer allumfassenden Gottesfamilie in Liebe und Freiheit vereinigt wissen wollte, durch das Kirchenthum bestimmt wurde? das heißt: durch eine Einrichtung, vermöge deren die Christenheit in Geistlichkeit und Laien gesondert war? vermöge deren dieser Geistlichkeit (Klerus, Auserwählte, Geheiligte, „die Heiligen") nicht bloß vorzugsweise sondern ausschließlich zustand, den Glauben durch Satzung zu bestimmen und hierarchisch die Ordnung des Heils für Zeit und Ewigkeit unanzweifelbar festzustellen? vermöge deren die Vernunft des Laien unter die von der Geistlichkeit bestimmte Glaubenssatzung gefangen genommen wurde, während dem Geistlichen als priesterlichem Stellvertreter Gottes und Christi die Entscheidung über Seligkeit oder Verdammniß ohne Widerrede in die Hand gegeben blieb? vermöge deren der verdammete Laie dem Verwalter der Hölle, dem Teufel, überwiesen wurde? vermöge deren folglich dieser Teufel selbst als Verdammnißvollstrecker und Schreckensgespenst für ein wesentliches und unentbehrliches Zubehör, ja, geradezu für die letzte Instanz des Kirchenregiments anerkannt wurde, so daß er in Betreff des Sünden- und Sündenbestrafungswesens, welches die Grundlage der hierarchischen Sittlichkeitstheorie ausmachte, recht wohl als Repräsentant des Kirchenthums überhaupt angesehen werden kann. Mit der Ausdehnung des Kirchenthums durch's ganze römische Weltreich hatte sich auch diese Teufelsphantasie überall und folglich nicht minder in Griechenland festgestellt und eine Moral der Furcht und des Schreckens verbreitet, die dem Leben jegliche Freudigkeit, den Lebensverhältnissen alle Schönheit und Lieblichkeit mißgönnerisch raubte. Und in dieser düstern Häßlichkeit, die der Maske der „Ur-Uraltesten" vollkommen entspricht, hat Phorkyas-Mephistopheles von dem Wohnplatze des Griechen Besitz genommen. Das Kirchenthum verweiset die Menschenseele mit all' ihrem Verlangen und Sehnen auf das Jenseits und lehrt um so mehr die Verachtung und Verächtlichkeit aller Schönheiten und Reize des Diesseits. Wie hätte es nun dieses Griechenthum dulden mögen, das in Verehrung und freudigem Genusse des schönen Diesseits sein religiöses Denken und Wollen bekundete, folglich in geradem Gegensatze zu ihm steht? Daher weiset Mephisto zuerst die Helena zurück, als diese die Schwelle überschritten hat, und drängt sie dann völlig zum Hause hinaus, als sie in das Innre des Hauses vorzuschreiten Miene macht, wo die Wohngemächer sind und wo der reiche Schatz der Familie geborgen liegt. Wie entsetzt aber auch immer, doch richtet sich Helena auf und fühlt sich groß, sobald sie nur wieder am Lichte des Tages athmet. Da muß denn auch Mephisto an's Tageslicht hervor. Und er erscheint in seiner ganzen Phorkyas-Häßlichkeit, einer Häßlichkeit, die auf die uralten, vorhellenischen düstern Religionsansichten hinweiset, welche aus dem Orient und Egypten herübergebracht waren, und um deretwillen Mephisto während der Walpurgisnacht sich so verwandtschaftlich zu den Sphinxen hingezogen gefühlt

hatte. Ganz im Sinne des Kirchenthums greift nun Mephisto zuerst den Chor an mit dem alten Wort: daß Scham und Schönheit nie zusammen gehen. Er macht an dem Chore das Griechenthum hinlänglich niederträchtig. Er mögte gar gern das klassische Alterthum gänzlich vernichten. Und dieser Chor, der Repräsentant der späteren, erbärmlichen Griechheit, kann freilich weiter nichts als wieder schelten, kraftlos genug. Aber Helena — Mephisto ist zwar aus unwillkürlichem Respect vor der königlichen Erscheinung höflicher, indessen weiß er ihr solche Züge, wodurch das alte hohe Griechenthum verkümmert und zum Orkus verdammt ist, scharf genug vorzuführen, daß das überwältigende Gefühl, es sei wirklich „das klassische Alterthum auf ewig dahin," sie in Ohnmacht wirft und fast in den Orkus zurückschreckt. Dennoch gelingt's ihm nicht. Vielmehr der Königin Seele, schon zu entfliehen bereit, hält sich noch, „hält fest die Gestalt aller Gestalten, welche die Sonne jemals beschien." Das Kirchenthum konnte wohl das verkommene Griechenwesen der Römerzeit überwältigen; aber jenen Geist der Schönheit und Freiheit, der zugleich (wie das die Erschütterung der Helena ersichtlich genug darthut) in tiefer Gemüthlichkeit weset, den konnt' es nimmer bezwingen.

4. Darum wendet nun Mephistopheles, ein ächter Diabolus, Leugner und Lügner, ein anderes Mittel an, um die Helena zur Rückflucht in den Orkus zu bewegen. Er, der Alles behorcht und bespürt, hat wohl vernommen, wie Helena in Betreff des vom Menelaus nicht bezeichneten Opferthieres ihr Bedenken ausgesprochen hat. Diesen Umstand benutzt er schlau, indem er, was sie nur ahnete, als zweifellose Gewißheit hinstellt. Er sagt (ohne symbolischen Ausdruck): die jetzt lebenden Griechen selber werden dich opfern und Alles austilgen, was sie an große Vergangenheit erinnern könnte. Du hast also hier keine Heimath mehr; deine Heimath ist ewig der Orkus. Das hatte Helena selber geahnet; um so härter trifft der Schlag. Aber — Mephisto hat sich dennoch geirrt — nur Schmerz empfindet die hehre Königin, nicht Furcht. Sie ist innerlichst von ihrer Bedeutung durchdrungen, will sich dem Leben erhalten und sucht Rettung. Da muß denn Mephisto, durch sein Pactum mit Faust an dessen Befehle gebunden, sich bequemen, diesem classischen Griechenthume Rettungswege zu zeigen. Er weiset es aber zu den Germanen hin.

II. Auch dem Germanismus wohnet ein ursprüngliches Leben bei, auch er hegt in der tiefen Innigkeit höchster und edelster Gefühle so wie in der alle Schranken verachtenden Freiheitssehnsucht das Rein-Menschliche und zeigt sich so der Griechheit verwandt und ebenbürtig.

5. Jenes kühne Geschlecht, das aus cimmerischer Nacht hervorgedrungen sich nordwärts von Sparta angesiedelt und unter dem munteren, kecken, wohlgebildeten, verständigen Führer sich eine unersteiglich feste Burg errichtet hat, es bedeutet entschieden die Germanen der Völkerwanderung, welche in Griechenland zugleich mit dem kirchenthümlichen Christenwesen die ersten Erscheinungen feinerer Civilisation und Cultur erlangten. Freilich müssen wir's auf Rechnung der Traum-Phantasmagorie setzen, daß Faust schon als Herr und

Führer dieser Germanen erscheint. Aber Faust träumt ja eben auch; und was wir vor unseren Augen dargestellt sehen, das ist ja nichts Anderes als das Gebilde seiner Seelenthätigkeit im Traum, die mit Ort und Zeit spielet, wie ihr's wohlgefällt. Und wie in der klassischen Walpurgisnacht Faust den Ursprung und die höhere Erweisung der griechischen Cultur als eine spukhafte Wiederkehr der Walpurgisnacht auf griechischem Boden zu sich und seiner Umgebung hergeträumt hat, so träumt er sich selbst nun in jene Zeit hin, da das Griechenwesen in Verfall gerieth, und setzet sich selbst als den durch langen Zeitverlauf stehen bleibenden Stellvertreter des Germanismus. Ueberdies ist nicht zu übersehen, daß, wie Helena die Idealität des Griechenthums, welche die Einheit desselben ist, repräsentirt, so auch Faust in der Helenafabel lediglich als der Repräsentant des in Idealität aufgefaßten Germanismus erscheint, welche Idealität denn auch die ersten Bildungsstufen dieses germanischen Wesens überglänzt und die Mängel in Vollkommenheiten auflöst. Daher erscheint Faust schon in der Erzählung der Phorkyas bei seiner ersten Ankunft in Griechenland als Einer, der nicht zu schelten ist, obgleich er den Palast heimgesucht hat, als Einer, der hätte Alles nehmen können, sich aber mit wenigen „Freigeschenken" begnügte, während unter seinem Volk, das man Barbaren schilt, nicht Einer so grausam ist, wie vor Ilium gar mancher Griechenheld sich menschenfresserisch erwies. Selbst die Burg als Bauwerk wird gerühmt und dem Chor eine Jugend-duftende, goldgelockte, frische Bubenschaar zum Tanze in Aussicht gestellt.

6. Und als nun Helena die Burg betreten hat, fühlt sich der Chor zu der Aeußerung hingerissen:

> Aufgeht mir das Herz! o, seht nur dahin,
> Wie so sittig herab mit verweilendem Tritt
> Jungholdeste Schaar anständig bewegt
> Den geregelten Zug u. s. w.

Dem Faust selbst aber schreibt die Chorführerin, die griechischer Schönheit und Feinsitte gewohnt ist, „wunderswürdige Gestalt, erhabenen Anstand, liebenswerthe Gegenwart" zu. Mit diesem persönlichen Auftreten des Faust sind wir nämlich alsbald in die Zeit der mittelalterlich germanischen Ritterlichkeit gerückt, da neben unbezwingbarem Kampfesmuth in der Männerschlacht, neben edlem Stolz auf Mannesehre den Mann zierliche Anmuth im Dienste der Frauen schmückte, so daß der freie germanische Mann in edelster Schönheit erschien. In dem Allen symbolisirt sich aber das Wesen jener germanischen und besonderlich deutschen Literaturperiode, welche als das Zeitalter der Minnesänger bezeichnet zu werden pflegt. Beweises genug von der tiefen geistigen Grundlage des Germanismus und seiner Würdigkeit zur Rettung und Erhaltung des Griechenthums. Und welche hochherzige Selbsterkenntniß und edle Bescheidenheit gegenüber der classischen Griechheit kündigt sich darin an, daß Faust mit den Seinen sofort der königlichen Schönheit als der Herrin Aller die reinste und begeisterte Huldigung darbringt, einer Herrin, an deren

Anblick und Vereinigung erst alle Kräfte der Deutschheit zu voller Entwicklung und Stärke gedeihen sollen.

7. Und welch eine freudige Anerkennung des germanischen Geistes von Seiten der Helena! Sie fühlt sich selbst gesichert, wann jener ihr zur Seite steht. „Ich wünsche dich zu sprechen; doch herauf an meine Seite komm! der leere Platz beruft den Herrn und sichert mir den meinen." Als nun gar Helena diese germanische Sprache, die ihr so seltsam und freundlich klingt, vermittelst des lieblichen Reimgetändels, und in dem Manne, welcher dieselbe redet, eine beglückende Gegenwart kennen und lieben gelernt hat: da fühlt sie sich ihm nahe verwandt und wirklich wieder lebendig, fühlet sich neu gegründet, in den Germanismus innigst verwebt und will dem bis daher Unbekannten treu sein und bleiben. Faust seinerseits aber athmet kaum, ihm zittert und stockt das Wort; es ist ihm wie Traum, der durch Zeit und Ort nicht bedingt ist. Er fühlt also, daß nur ohne die Bedingungen des realen Lebens diese Verbindung mit der Helena beglückend ist und gesteht die reine Idealität des Vereines zu. Diese Verbindung ist einzig in ihrer Art, ein einzigstes Geschick; es fragt sich, ob sie eben dieser Einzigkeit wegen inmitten des allübrigen realen Lebensbestandes dauerhaft, wirkenskräftig, lebengestaltend sein werde. Indessen ist das unmittelbare Vorhandensein des Bundes so beglückend, daß Faust verschmäht, denselben durch Grübeln und Bedenken dem Selbstbewußtsein zu vermitteln, daß er vielmehr das Glück genießen will, den Genuß desselben sich zur Pflicht macht, und sollt' es nur einen Augenblick bestehn! Mit dieser Erklärung aber hat Faust das Geschick als Schicksal herausgefordert und die Katastrophe der Helena-Phantasmagorie eingeleitet.

III. Die Ungebundenheit des germanischen Gemüthswesens ermäßigt sich an dem ruhigen und klaren Griechengeist, so daß die sichere sinnliche Wahrheit der klassischen Literatur und Kunst durch die Einigung mit der tieferen Innerlichkeit des deutschen Lebens schöne Erscheinungen erzeugt.

8. Durch das innige Verständniß mit der Helena ist Faust zu dem Gefühle hohen Glückes gelangt. Indessen will er, ohne dies einzigste Geschick zu durchgrübeln, dasselbe in der Gegenwart genießen, und wär's ein Augenblick. Und er hat Recht. Denn das Bedenken des Glücks hebet das Glück als solches auf, das Denken des Glücks ist nicht mehr des Glückes Wirklichkeit; im völligen Selbstbewußtsein ist der Traum aufgelöst und Ort und Zeit wieder von Wichtigkeit. Das weiß auch Mephisto-Phorkyas sehr wohl. Als er daher aus dem Winkel, in dem er sich bisher zurückgehalten hat, wahrnimmt, wie Faust durch Liebe und Gegenliebe so berauscht ist, daß „die Majestät heimlicher Freuden vor den Augen des Volkes übermüthiges Offenbarsein sich nicht versagt:" da eilt er, die Verwirrung des Faust im Glückesrausch noch verwirrter zu machen durch Androhung schwerster Gefahr, ob Faust vielleicht mögte zu dem Ausspruche getrieben werden: „laß' mir diesen Augenblick, denn in ihm genieß' ich den höchsten Augenblick und bin befriedigt;" und dann hätt' er den Faust jenem Pactum gemäß in seiner Gewalt. Kommt aber Faust zu ruhigem

Selbstbewußtsein, dann giebt er sich nicht vollbefriedigt an das Griechenthum gefangen, vielmehr rückt er, durch den gewonnenen Zuwachs gekräftigt, über seinen bisherigen Denk- und Willenskreis hinaus und strebt in noch Höherem nach völliger Genüge: und dann ist Mephisto nicht weiter, als er vorher war. Darum kommt er plötzlich herbeigestürmt mit der Schreckensbotschaft, daß Heeresgewalt annahe und dem Faust, der Helena, dem Chore und Allem furchtbaren Untergang bringe.

Allerdings sieht's aus, als ob unser Helena-Traum in seiner phantastischen Bewegung von Ort und Zeit nichts wolle spüren lassen; nichtsdestoweniger sind uns in Betreff der historischen Gestaltung sowohl des griechischen als auch des germanischen Bildungslebens und in Betreff des Verhältnisses Beider zu einander so scharfe Merkzeichen gegeben, daß wir auch in dem eben erwähnten „sinnlos ungestümen" Dazwischentreten des Mephisto recht wohl diejenige Feindseligkeit der Lebensverhältnisse angedeutet finden dürfen, welche dem Menschengeiste in den Weg trat, als derselbe nach dem Verklingen des Minnegesangs durch das tiefere und erweiterte Studium der Classiker freiere Bahnen einschlug, um unter den germanischen Völkern die Schranken des Kirchenthums zu durchbrechen und zu reinem Leben im Geist und in der Wahrheit zu gelangen. Aber nicht lediglich Das, was von Seiten der katholischen Kirche der Erhebung des Geistes überhaupt und den kirchenreformatorischen Strebungen insbesondere theils durch Schrift, theils durch das Schwerdt entgegengestellt wurde, mögte dann darunter zu verstehen sein, sondern auch Das, was von Seiten der protestantischen Kirchenthümer geschah, nachdem Luther, durch den Bauernkrieg aus der Richtung auf menschheitswürdige Freiheit zurückgeschreckt, das absolutistische Kirchenprincip wieder aufgenommen und den Schweizer Zwingli nebst dessen Anhängern für schlimmer als Heiden und Türken erklärt, nachdem Calvin die Gnadenwahl unter aristokratisch-republikanischen Gesellschaftsformen sanctionirt und den Feuertod des die Trinitätslehre bestreitenden Serveda fanatisch geduldet hatte. Da übrigens sowohl in der klassischen Walpurgisnacht als auch in dem Helena-Act vorzugsweise die Angelegenheiten der Literatur und Kunst symbolisch dargestellt werden, so ist das sinnlos ungestüme Hervortreten des Mephisto besonders auf die kirchlich-theologischen Literaturerscheinungen zu deuten, welche der Entwickelung des freien, schönen Geisteslebens gleich im Beginne der Reformationszeit und freilich dann immerzu das Widerspiel halten sollten.

Aber Mephistopheles erreicht seinen Zweck nicht. Faust wird nicht nur nicht verwirrter, nicht erschreckt und zu einem Aeußersten getrieben; im Gegentheil tritt er mit klarer Ruhe und fester Besonnenheit hervor. „Diesmal soll dir's nicht gerathen, spricht er zum Mephisto, leeres Hauchs erschüttere du die Lüfte. Hier ist nicht Gefahr, und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Dräun." — Kräftige Vorkehrung zur Erhaltung des geistigen Lebensgehaltes! Vereinigung Aller zu gemeinschaftlichem Ziele! Die Belehnung der germanischen Stämme mit den griechischen Landen bedeutet, daß kein germanisches

Volk von dem Einflusse des Griechenthums ausgeschlossen ist. Hervorgehoben werden nur die Völker, welche durch die Kirchenreformation und ihre Folgen zu besonderer Thätigkeit für die höhere Bildung des reinen Menschengeistes angeregt wurden und aller Widerwärtigkeit zum Trotz durch das Studium des klassischen Alterthums sich auf der Höhe geistigen Lebens erhielten. Das klassische Alterthum bildet den Einheits- und Mittelpunkt aller Bestrebungen, daher die Helena als Lehnsherrin vom Faust anerkannt und proclamirt wird. Durch das Alterthum zu Besonnenheit, Ruhe und Klarheit gebracht, ringet nun der Menschengeist für die Bestätigung seiner ursprünglichen Wesenheit, für das Recht seiner Freiheit, für das Licht, das in alle Tiefen des Lebens hineinleuchten soll.

9. Wie aber Faust „sich gewann, was auf Erden das Höchste: so darf er nicht hoffen, es ruhig zu besitzen." Er muß bedacht sein zu verhindern, daß Schleicher es ihm entschmeicheln, Räuber es ihm kühnlich entreißen. Er verbindet sich daher mit Andern klüglich, die seinen Befehl vollziehen, Allen zu höchlichem Ruhmes-Gewinn. Schon darum kann Faust sich nicht ruhig niederlassen und für sich allein genießend zu voller Befriedigung kommen, so daß er sagen mögte: ich habe genug. Vielmehr sorgt er sogleich, daß aus diesem Vereine mit der Helena sich für die Seinen ein Zustand gesunden Lebens, gesunder Natur und gesunder Menschheit gestalte nach dem Vorbilde jenes Zustandes, von dem er sagt:

Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein Jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.

IV. Die aus der Durchdringung des klassischen Alterthums entstandene neuere Poesie offenbart in durchgebildeter Form die Räthsel des menschlichen Geistes und Herzens und strebt nach Betheiligung am wirklichen Leben.

10. „Zur Laube wandeln sich die Thronen, Arcadisch frei sei unser Glück." Aus der düstern Beschränktheit des mittelalterlichen Wesens hat sich die Poesie befreit, sie hat allen pedantisch steifen und fesselnden Schulzwang abgeworfen, den tiefern Gehalt des germanischen Wesens mit der sinnlichen Frische und einfachen Natürlichkeit des Griechenthums vereinbart und erzeugt in Selbstständigkeit schöne Werke. Phorkyas sagt zum Chor und zu den Bärtigen (den Zuschauern): sie sollen staunen, „glaubhafter Wunder Lösung endlich anzuschauen." Und liegt denn nicht die Lösung des Wunders, das nun Jeder mit voller Ueberzeugung glauben kann, in dem Umstande klar zu Tage, daß der Verfasser des „Götz von Berlichingen" dahin gelangte, eine „Iphigenie in Tauris," einen „Torquato Tasso" zu schaffen?

11. Indessen noch in Grottenlauben „abgesondert von der Welt" wird das Kind des Faust und der Helena erzeugt und geboren. Nur Phorkyas-Mephisto steht zu stillem Dienste, sich hochgeehrt fühlend, zur Seite und schaut, wie es Vertrauten ziemet, nach etwas Anderm um. Die ersten Erzeugnisse

der neueren deutschen Literatur ließen das Kirchenthum nicht bloß unangefochten, vielmehr fand es, sofern es Träger der Religion war, Feier und Verherrlichung (Klopstock's Messias, religiöse Hymnen u. dgl.), so daß selbst Phorkyas „allerliebsten Klängen" lauscht und dem Schmeichelton sich geneigt erweiset. So lange die Poesie und Literatur überhaupt „abgesondert von der Welt" bleibt in der Laubengrotte, hütet sie sich zu fliegen, sie versagt sich freien Flug und berührt mit der Zehe den Erdboden, der sie stärkt und mit Schnellkraft wieder aufwärts treibt, so daß in ihr Irdisches und Himmlisches, zu holder Idealität vereinigt, den Geist erquickt und das Herz erhebt. Es ist Euphorion, der als Knabe schon den künftigen Meister alles Schönen verkündet, einen Meister, dem die ewigen Melodieen durch die Glieder sich bewegen. So charakterisirt Euphorion die hohe Blüthe der neueren Literatur überhaupt und der Poesie insbesondere, die in dem Chorliede durch den Vergleich mit dem Sohne der Maja herrlichst gefeiert wird.

Nun hat zwar unsere Tragödie Alles, was durch die Vereinigung des Germanismus mit der Griechheit auf dem Gebiete der Literatur in's Dasein gerufen worden ist, in der einen Figur des Euphorion concentrirt; allein übersehen darf nicht werden, daß dieser eine Euphorion in mehreren Stadien seiner Entwicklung vorgeführt wird, und daß jedes dieser Stadien besondere Epochen und Erscheinungen in dem Gange unserer neuen Literatur bezeichnet. Schon in der Grotte war er verschwunden, so daß Mutter jammert, Vater tröstet und selbst Phorkyas achselzuckend ängstlich steht. Indessen ist er mit blumenstreifigen Gewanden würdig angethan wieder erschienen, in der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus zum Entzücken der Eltern. So tritt er nun wohlgemuth zur Kante der Grotte, zu dem Ueberhang .....

12. Denn es treibt ihn in die Welt hinein. Natürlich! War ja die griechische Poesie aus dem Leben des griechischen Volkes erblühet, hatte sie sich doch eng dem Leben des Volkes angeschlossen, war sie doch im vollen Sinne des Worts eine Mitbürgerin des lebendigen Volkslebens. Wenn die neuere Poesie den eigentlichen, wahrhaftigen Geist des Griechenthums in sich aufgenommen hatte, so durfte und konnte sie nicht anders, sie mußte aus dem Boden der Neuzeit ihre kräftigende Nahrung saugen, mußte dem Leben der Neuzeit sich verbinden, mußte Mitbürgerin der Gegenwart werden. Zu allen Lüften hinauf zu dringen, ist ihr daher Begierde. Nicht länger am Boden will sie stocken. Ueberlebendige, heftige Triebe drängen zur Theilnahme am allgemeinen Leben, sie will nicht mehr ländlich im Stillen zieren den Plan. Die Poesie und Literatur beginnt den Wettkampf mit dem realen Leben. Indem sie widerspenstige Brust drückt, widerspenstigen Mund küßt, thut sie Kraft und Willen kund. Aber die „derbe Kleine" versengt den Euphorion, flammt auf und lodert in die Höhe. Die Poesie konnte sich idealisch zu griechischer Herrlichkeit erheben; aber das reale Leben der Neuzeit? „Felsengedränge hier zwischen dem Waldgebüsch. Was soll die Enge mir? Bin ich doch jung

und frisch?" Darum hin zu den sausenden Winden, zu den brausenden Wellen! Kampf der Literatur mit dem Leben.

V. Die in der Idealität beharrende Poesie der Neuzeit verstummt vor dem Drange der realen Verhältnisse.

13. Träumt ihr den Friedenstag? Träume, wer träumen mag. Krieg ist das Losungswort! Sieg! und so klingt es fort. — Ja, und so klingt es fort und hat geklungen, bis es verklungen ist in der „Verzweiflungspoesie" der neuesten Zeiten. Und Grabbe ist verkommen und Hölderlin ist wahnsinnig worden, und so weiter fort . . . . .

Allerdings nun ist diese Poesie des Zorns und der Verzweiflung am gewaltigsten und großartigsten in den Gesängen des Briten Byron erklungen. Und so steht derselbe nicht bloß würdig sondern aus innerer Nothwendigkeit des Gedankens der Helena-Fabel als der Repräsentant der jüngsten Poesie unsrer Zeit in dem letzten Empordringen des Euphorion vor unsern Augen. Wer aber stimmte nicht bewundernd und wehmüthig ein in des Chores sanft hinschmelzenden Trauergesang!

14. Schon in Faustens Loblied auf die Peloponnes, in welchem gesunde Natur und gesunde Menschheit als das Wünschenswerthe gepriesen wird — schon in der väterlichen Mahnung an Euphorion, den Boden der Wirklichkeit nicht ganz zu vergessen — schon in dem Hervortreten des Faust mit Helena und Euphorion aus der Grotte — schon darin kündigte sich die Tendenz nach Anlehnung an das wirkliche Leben an. Euphorion geht von Schritt zu Schritt weiter in's Leben hinein. Aber ein nicht auszugleichendes Mißverhältniß des idealen Strebens zur Welt erzeugt Mißbehagen, Unbefriedigtheit, vergeblichen Kampf, Verachtung der Gegenwart, Zerrissenheit des Herzens, Weltschmerz, Europa-Müdigkeit, Bekämpfung und Vernichtung des eignen Selbst. Das Ideal kann nicht zur Wirklichkeit werden und flüchtet sich in sich selbst, in die Idealität, in den Orkus zurück. Helena, diese Repräsentantin der idealisch aufgefaßten griechischen Poesie, ist vergeblich erschienen. Sie ist wirkungslos für's Leben, kann nicht lebendiges Leben gestalten. Sie ziehet zurück. „Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band; Bejammernd beide sag' ich schmerzlich Lebewohl"! Panthalis folgt ihr. Der Chor aber ist in seiner Lascivität und Unselbstständigkeit nicht zu gebrauchen. Schon die „derbe Kleine" hat sich in Flammen aufgelöst; ihre Genossinnen mischen sich mit den geistlosen Elementen der Materie. — Faust, in der tiefschmerzlichen und stumm die Klage bergenden Ueberzeugung, daß auch die höchste Schönheit, als Idealität aufgefaßt und gewonnen, nicht Befriedigung schaffe, entzieht sich dem Traum und kehrt zur Wirklichkeit zurück. Aber nicht mehr der Mantel des Mephisto trägt ihn, nicht die irdisch-materiellen Zauberkünste desselben leiten seinen Rückzug in's Leben; was ihm übrig blieb von der Helena, das umgiebt ihn wolkenartig, hebt ihn über die Erde hinweg und zieht mit ihm vorüber. Daß aber auch diese Idealität des Höchst-Schönen ihm Befriedigung nicht gewährt hat, erhält ihn frei von den Ansprüchen des Mephisto, der weiter als je von

dem Gewinn seiner Wette entfernt ist. Daß hinwiederum Faust ungeachtet seines Unbefriedigtseins die Wirkungen der Idealität, welche sein eignes Wesen geläutert, gekräftigt, veredelt haben, treulich behütet, um nunmehr dieselben thatsächlich geltend zu machen, das läßt ihn der Macht des Mephisto für Zeit und Ewigkeit enthoben sein. Wie aber Faust in den Gewanden der Helena neuen Thätigkeiten zuschwebt, so bewahrt Mephisto die Exuvien des Euphorion, um dieselbe gelegentlich zu verborgen, damit, wenn auch nicht mit so hohem Geist und Talent, wie dem Dahingeschiedenen eigenthümlich waren, doch überhaupt der Kampf gegen das Bestehende könne künftig fortgesetzt werden — zu Mephisto's eignem Schaden. Er betrügt sich auch diesmal selber und bleibt der Schalk, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

D.

Der durch's Griechenthum zur Selbstbestimmung gebrachte Faust wendet sich von den dermaligen Staatsverhältnissen ab.

10.

Aus dem Traum, in welchem Faust die idealische Vereinigung des Germanismus mit dem Griechenthum vollzogen und das Glück derselben durch die zwei Acte unsrer Tragödie hindurch phantastisch gefeiert hat, kehrt er nun in die Wirklichkeit zurück, nachdem Helena an der trostlosen Ueberzeugung, daß die hohe Idee der Griechheit dem realen Lebenswesen der Deutschen sich nicht lebenskräftig einigen könne, wieder in den Orkus gesunken ist. „An klaren Tagen" ist er am Aether hin über Land und Meer geführt von dem Tragwerk der Wolke, in welche sich die ihm von der scheidenden Helena hinterlassenen Gewande umgewandelt hatten. Schon während des Traumes hatte er von einem Daseinszustande phantasirt, in welchem sich gesunde Natur mit gesundem Menschenleben zur Befriedigung Aller einigen sollte. Sein Gedanke war also der Bethätigung am wirklichen Leben zugewandt in Realisirung des Ideals. Schon während des Traums hatte er aber auch an dem Ausgange des Euphorion erkannt, wie in dem Kampfe mit den vorhandenen Lebenswirklichkeiten die Idealität in Gefahr ist, sich vergeblich hinzuopfern, wie also in der Thätigkeit für die wirklichen Verhältnisse des vorhandenen Menschenlebens auf Befriedigung und Glück für ihn selbst nicht zu hoffen, ja, nicht einmal Beschwichtigung des Ueberdrusses und der gemeinen Langweile in Aussicht zu gewinnen sein mögte. So hat er denn in der Erhabenheit des ätherischen Wolkenfluges das unter ihm kreisende Leben überschaut und Rathschluß gefaßt in Betreff seines künftigen Verhaltens. „Wohlbedächtig" betritt er in Folge dessen des Felsenvorgebirges Gipfelsaum, von wo er der Einsamkeiten

tiefste unter seinen Füßen schaut. Hier will er, nachdem das Grübeln und Forschen in höchster Idealität ihn nicht befriedigt hat, in Thatausübung hohe Werke des selbstständigen Menschengeistes zu Tage fördern. — Langsam, allmälig löset sich die Wolke von ihm ab und strebt, ohne zu zerstieben, also ihren innern, selbstständigen Halt und Zusammenhang bewahrend, nach Osten zu, nach Osten, diesem ewigen Aufgangspuncte alles Lichts, aller Cultur. Wandelnd theilt sie sich, woget, verändert sich, immer nach bestimmter Gestaltung ringend. Die zurückschauende Seele des Faust nämlich recapitulirt vor dem Beginn einer neuen Thätigkeit Alles, was sie in der Vergangenheit Edles erlebt hat. Die Phantasie verleihet daher den wechselnden Gestaltungen der entschwebenden Wolken bedeutungsvolle Form, verknüpft mit derselben Erinnerung an die Vergangenheit und sieht nun in räumlicher und zeitlicher Ferne Alles um so größer, als es im Gegensatz gegen die nunmehrige Gegenwart im Aetherglanz idealischer Herrlichkeit leuchtet. Jene Liebe zu Gretchen, an welcher das Grundwesen der Menschennatur zuerst zum Bewußtsein gekommen war, sie hat sich durch das Empfängniß der hehren Schönheit der Helena verklärt zu dem hohen Gesammtgefühl für die erhabene Harmonie, welche das Leben des Weltalls innerlichst durchdringt und die Einstimmigkeit aller Elemente des Daseins verkündet. Majestätisch lieblich ruht das göttergleiche Frauengebild auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt und leuchtet riesenhaft von Osten her. Wie aber diese Liebe, in den leibhaften Lebensverhältnissen unerfüllt, sich in das Gebiet der Kunst und Poesie geflüchtet hatte, so tritt nun Alles, was die edelste Thätigkeit des Menschengeistes in dieser Kunst und Poesie erstrebt hat, als Totalität vor die Erinnerung hin und ruhet nun auch, da es den Eingang in die Lebenswirklichkeit noch nicht gefunden hat, im Osten gleich fernem Eisgebirge des äußersten Horizonts, das von einem Jenseits sonnig angestrahlt, uns blendend die große Bedeutung der Vergangenheit herüberspiegelt. Das regt des Menschen Seele zu höherem Aufschwung an und läßt aus ihren Tiefen sich die Ahnung schöneren Daseins erheben. Und wie nun Faust zwar wieder in seine Zeit, zu seinen Heimathsgenossen leiblich zurückkehrt, so bewahret er doch den Einfluß des von ihm erkannten Alterthums, so daß ihm ein zarter leichter Nebelstreif noch Brust und Stirn erheiternd, kühl und schmeichelhaft umschwebt. Was aber die Griechheit und das Alterthum überhaupt so groß erscheinen läßt, das ist nichts Fremdes, nichts Uebermenschliches, nichts Wunderhaftes. Vielmehr gründet sich's überall auf die Wesenheit der Menschennatur und quillt aus dieser ewig hervor. Dieser Orient, von dem alles Herrliche, Große, Liebliche herstammt, er ruht in des Menschen tiefer Brust und leuchtet, ein ewiger Osten, sobald die Sonne des ewigen Jenseits ihn anstrahlt. Leicht und zaudernd steigt die Wolke, in neuen Gefügen, hoch und höher auf; und wie sie, eine Aurora, leichten Schwungs, in den Aether sich hebt und neuen Glanz über die Erde haucht: so rufet sie in Faust's Seele älteste Erinnerungen wach, die lange, lange geschlummert haben. O, wann der Knabe, in dessen Brust so große

Fähigkeiten und Kräfte noch unentwickelt und in Unbewußtheit geborgen lagen, die Morgensonne als Aurora auf die Zinnen der Berge des Horizonts treten und Alles mit rosigem Licht überglänzen gesehen hatte: wie waren dann Gefühle in ihm lebendig geworden, die all' das höchste Gut des Daseins hegten und schönste, beseligende Zukunft versprachen, gleichwie sie mit der Gegenwart alles All in tiefer, sehnsuchtsvoller Liebe umschlungen hielten. Die bei solchem Anschaun entstandenen, jugendersten, im Verlaufe des bewußteren Strebens nach Wissen und Genuß wieder verdunkelten, aber längstentbehrten entzückenden Bilder sind durch die gewonnenen Erscheinungen des Alterthums wieder aufgerichtet worden, in's Bewußtsein gerückt und lassen des tiefsten Herzens frühste Schätze wieder hervorquellen. Was damals, als es beim Anschaun des werdenden Tages zuerst aus der Seele hervortauchte, nur schnell empfunden, kaum verstanden wurde, das würde, wenn es hätte festgehalten werden können, jeden Schatz, den das Leben birgt, überglänzt haben. Aber es wurde im Drange des wirklichen Lebens nicht festgehalten, wie ja auch nun die Schönheit des Griechenthums wieder in den Orkus gesunken ist. Zwar ist's durch die erkannte Schönheit des Alterthums wieder erweckt, ist in seiner reichen Innerlichkeit erkannt, zum Selbstbewußtsein gebracht; aber gerade dadurch steigert sich's zu reiner Seelenschönheit, zu einer Schönheit, welche durch ihre Einmischung in die materiellen Elemente des Daseins verkümmern, ihre Reinheit und Herrlichkeit einbüßen würde. Und so erhebt sich „die holde Form" unaufgelöst, also im Für-sich-sein und in sichrem Bestande, in den Aether hin. Wie schön deuten diese Worte die tiefinnerlichst und still gehegte Ueberzeugung des Faust von der schönen Freiheit der Seele in einem Daseinszustande an, wo die Gebrechen und Schranken der irdischen Leiblichkeit nicht mehr da sind. Aber das darf er ja sich selber nicht gestehn; er will ja für die Erde leben, hat die Zukunft für ein Gleichgiltiges erklärt. So hat er aber mit dieser Zukunft, in welcher sich das aus der Vergangenheit wieder auferweckte Gute, Schöne und Höchste abspiegelt und völlig erfüllt, auch die Vergangenheit von sich geworfen. Nun erkennt er, wie schön es war. Da er aber im Irdischen beharren muß — wie erschütternd ist des starken Mannes Klageruf: „sie zieht das Beste meines Innern mit sich fort!".

Wer gedächte hiebei nicht sogleich der Worte Wallensteins (des Wallenstein in Schiller's Drama), die er in Rücksicht auf Max Piccolomini für sich spricht:

Ich fühl' es wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder! —

Wallenstein, der von glorreichen Königsherrlichkeiten phantasirt hatte, ist durch die politischen Verwicklungen seiner realen Lebensverhältnisse zuletzt auf sich selbst zurückgeworfen und hat sich nun entschieden, weil er zur Entscheidung genöthigt war, für sich selbst thätig zu sein in Abwehr und gehofftem Sieg. Da schwindet ihm Max hinweg und nimmt das Beste seines Innern mit sich fort. Seltsam! daß man immer noch den Max und mit ihm die Thekla für Figuren einer Liebesepisode erklärt, an denen sich der Dichter von dem Ueberdruß an der leidigen Staatsaction habe gleichsam erholen und seiner vermeintlich idealischen Subjectivität Genüge leisten wollen. Max und Thekla sind für die Durchführung des dem Drama „Wallenstein" zum Grunde liegenden Gedankens so innerlichst nothwendig und unentbehrlich wie Wallenstein selber. Max mit der Thekla steht zu Wallenstein in einem ganz ähnlichen Verhältniß, wie Helena zu Faust. Schon die eben-angeführten Worte Wallensteins geben das zweifellos zu erkennen. —

Faust hat Zukunft und Vergangenheit quittirt und steht einsam mit seinem Ich in der Welt da, unbefriedigt. Wie groß und stark auch immer dies sein Ich sich aufgerichtet hat: durch sein Selbstgespräch auf der Felsenplatte ziehet doch ein Wehmuthshauch tiefer Klage des Einsam- und Verlassenseins, ein dumpfer Sehnsuchtsseufzer, der, wie unbewußt, die Ausfüllung des verödeten Seins von einer höheren Macht erheischt.

O, zog denn nicht dieser Ton der Wehmuth und Sehnsucht durch das ganze Gebiet, auf welchem allein der Deutsche sich lebendig und thätig gezeigt hat, durch die Literatur, diese Klage, daß für all' sein Hoffen und Streben der Deutsche keine Zukunft hat und die Mahnungen großer Vorzeit zurückweisen muß? Und sind nicht Die, denen nicht verliehen wurde, in Dichtung und Liedesklang ihren Schmerz auszuklagen, mit Weib und Kind über das Westmeer in den jugendlichen Welttheil hinüber gezogen, weil der Boden der Heimath die Saaten der Hoffnung nimmer gedeihen läßt?

Wohl fühlen wir uns im tiefsten Gemüth erschüttert, sobald ein Mensch, der mit übermenschlicher Anstrengung seiner Kräfte Großes zu erringen bestrebt ist, nun die Klage über die Unzulänglichkeit des Errungenen und über die Vergeblichkeit alles großartigsten Arbeitens erhebt. Aber Faustens Klage ist nicht Schwäche, nicht Zeichen des Nachlassens. Zuerst hatte ihn sein titanisches Ringen nach urgründlichem Wissen trotz alles wissenschaftlichen und magischen Arbeitens unbefriedigt gelassen. Widerwillen hatte ihm dann der schwelgerische Genuß geselliger Lustbarkeit erregt. Frauenliebe war ihm an den die Freuden solcher Liebe bedingenden bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen vergällt, die Enge familienmäßiger Häuslichkeit ihm verleidet. Von dem reinen Sonnenlichte, das die ganze Natur mit Segen erfüllt, hatte er sich abgewandt, weil es ihm Augenschmerz verursachte. Die Kreise des Fürsten- und Herrenlebens hatten mit ihrer leeren Förmlichkeit und inneren Hohlheit seinen Spott in Bewegung gesetzt. Nun hat auch das Höchst-Schöne, was Vor- und Mitwelt erzeugt hat, ihn unbefriedigt gelassen und unbegnügt. Aus

dieser Ungenüge und Unbefriedigtheit erwächst ihm denn die Ueberzeugung, daß wie jeder irdischen Erscheinung so jedem menschlichen Streben nothwendige Unzulänglichkeit beiwohne, daß auch der reine Gedanke zur Befriedigung des Menschen nicht zureiche, daß das wirklich Erlangte gerade darin, daß es erlangt ist, seine Richtigkeit, sein Zu-Endesein findet und finden muß. Faust hat darin auch durchaus Recht. Denn, was mein geworden ist, hat aufgehört, sein-selbst zu sein, hat also für sich keine Bedeutung, keinen Werth mehr, kann also auch keine Befriedigung bieten. Daher liegt aber auch dem Streben des Faust und seiner Klage ein Irrthum zum Grunde. Seine Ueberzeugung ist eine rein subjective. Sein Wollen ist bezogen lediglich auf seine eigne Persönlichkeit. Befriedigung sucht er nur für sich selber, alles Andere schlechthin als pures Mittel für seinen Egoismus benutzend. So ist's freilich ganz folgerichtig, daß ihm alles Andere so nichtig erscheint. Er merkt aber nicht, daß er gerade durch seinen Egoismus selber es ist, was ihn begrenzt, was ihm Schranken zieht und seine Sehnsucht nach Freiheit unerfüllt läßt. Dieser gewaltige Mensch, der die höchsten Weltdinge in seinem Bewußtsein trägt, ein Atlas, auf dessen Schultern die Gewölbe des Himmels ruhn, er verlangt die Einhegung des gesammten Daseins in sein einzelnes kleines Sichselbst-leben und beklagt sich, daß der Makrokosmos des Alls nicht nach dem gemüthlich und schön zurecht gemachten Mikrokosmos seiner engen Menschenbrust sich gestalten will. In diesem Verhalten des Faust weiset uns aber unsre Tragödie den bösen Widerspruch auf, in dem unser ganzes deutsches Wesen von je her zersplittert gewesen ist, dieses Mißverhältniß zwischen Körperlichkeit und Geistesleben, zwischen den äußern Erscheinungen der bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse einerseits und den Resultaten des Denkens andrerseits, ein Mißverhältniß, in welchem unser deutsches Nationalwesen sich charakterisirt. Nicht daher, daß der Deutsche zu beschränkt, zu dumm, zu gedankenlos wäre, kommt er in Staat und Kirche zu nichts Besserem. Nein! vielmehr daher, daß er zu viel denkt, daß Jeder sich sein eignes Gedankensystem fabricirt und mit demselben in weiteste Weiten schweift, daher kann er sich nicht ermäßigen, sich nicht einigen, concentriren.

„Ein Jeder konnte, Jeder wollte gelten.
Der Kleinste selbst, er galt für voll."

Daher vergißt er denn auch oder bemerkt gar nicht, daß Andere ihn als Einzelnen in engster Gewalt haben, während er selbst diese Andern bestimmen oder, sobald dies sich nicht durchsetzen läßt, sich ganz und gar von ihnen lossagen mögte, um eine Welt für sich, eine neue bessere Welt zu gründen.

Diese für die Entwicklung des deutschen Wesens ebenso trostlose wie welthistorisch offenkundige Thatsache stellt uns nun im vierten und fünften Acte des zweiten Theils unsre Tragödie deutlich genug zu Tage. Faust läßt sich zunächst trotz aller Errungenschaft classischer Herrlichkeit vom Mephisto in die Wirbel der Haupt- und Staatsactionen ziehen und gewinnt alsdann dem Meere Grund und Boden ab, um nur durch sich selbst bestimmt in seiner

Lust am Streben Genüge zu suchen. So steht ja trotz aller durch das Studium der Classiker herbeigeführten Erweiterung und Veredlung der Wissenschaft und Poesie der Deutsche in allen seinen Lebensverhältnissen unter der Gewalt der Kirchenthümlichkeit bis auf den heutigen Tag. So ziehen ja von Jahr zu Jahr sich vergrößernde Schaaren aus Deutschland, um mit der Anstrengung hartarbeitender Männer in Amerika's Steppen und Wäldern einen neuen Boden des Lebens zu schaffen. Und wenn Faust zuletzt im Drang seiner Kräfte nur um des Strebens selbst willen weiter strebt, so scheinen ja auch jene Auswandrer den neuen Grund und Boden zu suchen um des Ringens und Strebens willen, das ihnen dort frei steht, während in der Heimath jeglichem freien Streben Thor und Thüren verschlossen sind. Ein Resultat des Strebens, sobald dies Resultat die Freiheit sein soll, wird der Deutsche dort drüben auch nicht eher finden, als bis er überhaupt aufgehört hat, die Freiheit nur im Ideal zu suchen: Aber streben, streben kann er doch wenigstens da drüben; und im Streben selbst liegt die Gewähr wirklicher Freiheit, wenn dasselbe stetig und ohne Stillstand erfolgt.

Welche Ansicht von Freiheit Faust hegt, das stellt sich, wenn es durch alles Vorhergehende noch nicht ersichtlich geworden sein sollte, nun auf's Entschiedenste zu Tage, nachdem Mephisto sich wieder zu ihm gesellt hat. Dem Mephisto muß es darauf ankommen, durch neue Kunststückchen den Faust endlich zu dem Bekenntnisse der Befriedigung zu bringen. Er hat auch schon seine Vorbereitungen getroffen und thut mit ziemlicher Sicherheit die Frage: „gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche, nachdem du die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überschaut hast?" Bei den Versuchen, zu errathen, was den Faust Großes könne angezogen haben, kommt denn Faust's Verhalten zur Menschheit und was er unter Freiheit versteht, zum Vorschein. Mephisto bringt ihm in Vorschlag, der Mittelpunct eines großstädtischen Lebens zu werden und sich von Hunderttausenden verehren zu lassen. Faust ist damit nicht zufrieden gestellt, weil er durch Bildung und Belehrung des Volks Rebellen gegen sich zu erziehen fürchtet. Für's Volk mag er also nichts thun. Mephisto schlägt bequemen Lebensgenuß in allerliebst-geselliger Einsamkeit vor. Faust findet das schlecht, denn es ist modern und würde ihn mit Denen, die in solcher Weise genießen, in gleiche Kategorie stellen; er will Besonderes, Exclusives. Mephisto brummelt so etwas von Mondsucht; und als er nun vermuthet, daß den Faust nach Ruhm gelüste, erfährt er, daß dem Faust die That alles, der Ruhm nichts ist, die That nämlich, die ihm Herrschaft und Eigenthum gewinnt. Endlich muß denn Faust sich erklären. Er will die „zwecklose Kraft unbändiger Elemente" bekämpfen, besiegen, sich dienstbar machen, um auf einem dem Meere abgerungenen, ihm allein als Eigenthum zugehörigen Territorio Herrschaft zu üben in einer Weise, welche in den Worten bezeichnet ist:

Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,

Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan, und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste. —

Darin offenbart Faust unverkennbar sein Verlangen nach alleiniger, absoluter Willensgewalt, der Alles, was ihn umgiebt, unbedingt unterworfen und fügsam ist. Er will diese Gewalt nur in höherem Stil, nicht bloß dem Scheine nach, wie sie etwa der Kaiser hat, der von seinen Dienern abhängig ist und, weil er auch genießen will, mehr beherrscht wird als selber herrschet. Faust erklärt: Genießen macht gemein; darum verschmähet er das Genießen. Dieses Zurückweisen des Genusses erhält ihn unabhängig von Anderen; und gerade diese Unabhängigkeit ist sein Ziel, diese Bewahrung absoluter Subjectivität seine Freiheit. — Je fester wir diesen Zug in Erinnerung behalten, desto leichter erklärt sich der nachmalige Umschlag der Ueberzeugung und des Wollens Faustens, jener Umschlag, an welchem sein irdisches Leben zu Ende geht. —

Aber dies „Genießen macht gemein" giebt dem Mephisto einen argen Stoß. Denn ohne Genuß kann er keine Befriedigung denken. Dieses Große aber, das den Faust angezogen hat und worin demselben Erstaunenswürdiges gerathen soll, muß dem Mephisto so weitaussehend erscheinen, daß es ihm in Betreff seiner Wette Bedenken genug erregt. Wie soll er bei solcher Resignation und bei solchem Plane den Faust festhalten? Indessen immer schlau, hofft er die schwache Seite des Faust, welche ihm in den letzten Erklärungen desselben nun ganz bestimmt offenbar geworden ist, zu seinem Vortheil auszubeuten. Er weiß den Faust an dem Kampfe zu betheiligen, in welchem der Kaiser gegen die empörten Fürsten des Reichs begriffen ist. Er nöthigt ihm die Oberfeldherrnwürde auf. Ein Oberfeldherr ist ja auf seiner Stelle auch schon ein Gebieter, dem unbedingt gehorsamt werden muß; und gerade des bedrängten, schwachen, jungen, leichtfertigen Kaisers Oberfeldherr ist zugleich ein absoluter Gebieter, weil dieser Kaiser selber so schwach ist. Die practische Uebung solcher Macht, sollte sie nicht im Faust die Lust zu deren Fortsetzung anregen? die glückliche Handhabung derselben, sollte sie nicht das Verlangen stärken, mit dem wirklichen Machtbesitz auch den Namen des obersten Machthabers zu erlangen und statt des unkräftigen Kaisers den Thron zu besteigen? Aber Mephisto weiß wirklich nicht, was der tüchtige Mensch begehrt; sein widrig Wesen, bitter, scharf, was weiß es, was der Mensch bedarf? Ihm, dem Mephisto, sind alle Mittel zum Zwecke gleich. Aber Faust ist bei all' seinem hochstrebenden Ueberschwang ein ehrlicher Mann und will nur rechtliche Mittel zur Erreichung seines Zwecks. Darum nimmt er den von Mephisto schlau berechneten Grund zur Einmischung in die Staatsaction ganz ernsthaft. Er will sich durch seine Rettung des Kaisers ein wohlbegründetes Recht auf seine künftigen Besitzungen erwerben. Er geht daher auf den Plan des

Mephisto ein, ohne seinen eigenen Zweck aus den Augen zu verlieren. Ehrlichkeit ist ein ursprünglicher Grundzug des deutschen Wesens; und wenngleich der Deutsche mit seiner Ehrlichkeit meistentheils zu Schaden gekommen ist: diesmal wenigstens kommt sie dem Faust zu Gute und fördert seinen Plan.

Was nun diesen Kampf des Kaisers gegen seine empörten Vasallen betrifft, so dient er zunächst dazu, das Nachdenken des Faust mit größerer Bestimmtheit und Kraftaufforderung, als es während des Aufenthaltes desselben am Kaiserlichen Hofe geschehen war, auf das Staats- und Volksleben hinzulenken, so daß er nicht bloß die Nothwendigkeit des Vereins der Menschen zu staatlichem Verbande sondern auch die Gebrechen, an welchen der vorhandene Staat leidet, erkennt und eben dadurch gründlichen Bedacht nehmen kann für die bessere Herstellung seines nächstdem zu gewinnenden Eigenthums und Herrschaftsgebietes. Sodann aber eröffnet uns die Tragödie durch die ausführlichere Darstellung dieses Kampfes und seiner nachfolgenden Wirkungen die wenn auch betrübende doch sichere Einsicht in die trost- und heillose Wirthschaft im lieben alten, heilgen deutschen Reich. Und auch der Aesthetiker, sobald er nur unsre Tragödie nicht mehr nach dem Maßstabe zurechtgemachter Kunsttheorieen, sondern aus dem durch den Inhalt der Tragödie bestimmten Standpunkte betrachtet, wird sich beruhigen und zugestehen können, daß dieser vierte Act, sowohl dem Inhalte als der Form nach, eine des großen Dichters nicht unwürdige Arbeit ist. Freilich liegt darin nicht mehr so viel vermeintliche Metaphysik verborgen, es ist nicht mehr so viel zu spüren und zu grübeln. Vielmehr Alles geht einfach, an hellem Tageslichte vor. Durch die Schilderung dieser Kriegs- und Regierungs-Abenteuer rundet sich der Lebensbezirk, in welchem Faust seine Daseinsentwicklung findet, zu einem vollständigen Ganzen ab; und während unsre Tragödie im Anfange mehr die der Reformationsperiode zum Grunde liegenden religiösen Vorstellungen zu Tage treten ließ, zeigt sie uns gegen den Schluß hin mehr die äußeren Lebenseinrichtungen, in welchen sich das allgemeine Sittlichkeitsprincip der Zeit erkennen läßt. Mephisto treibt dort wie hier sein Wesen, und das Kirchenthum schlingt wie dort um die Geister und Herzen so hier um die äußerliche, staatsbürgerliche Lebensgestaltung seine verknöchernden, egoistischen Arme. Denn der ärgste Egoismus ist es, der den Ausbruch des Kriegs wider den „so guten und so offnen" Kaiser herbeiführt und nach Beendigung des Kriegs den so bejammernswerthen und durch Genußsucht schwachen Kaiser zur Vergabung all' seiner Herrlichkeit an Kurfürsten und Kirche drängt. Die scharfe Darlegung aber dieses Egoismus in der Tragödie hilft uns zu näherer Bestimmung der Zeit, bis zu welcher hin Faust auf dem heimathlichen deutschen Boden verweilt, also des Zeitpunctes, von dem an die seitherige Lebensauffassung und Lebensgestaltung als eine dem Begriffe nach überwundene erkannt und als eine zu beseitigende dem Menschengeiste zum Selbstbewußtsein gebracht wird. Denn wenngleich Faust in seinen Traumphantasieen uns mit sich schon in die Literaturverhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts hingeführt hat, so ist das doch eben ver-

mittelst des Traumlebens geschehen, in welchem der vom Körper weniger gebundene Geist gleichsam im Hellsehen aus den real vorhandenen Anfängen gewisser Lebenserscheinungen die Entwicklung und Endgestaltung derselben vorherbezeichnet. In wacher Leibhaftigkeit steht Faust ganz inmitten des Reformationszeitalters, das uns in Betreff des Staatslebens vorzugsweise auf deutschem Grund und Boden in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dieselben Wahrnehmungen aufnöthigt, wie solche zur Zeit Luthers und noch weiter hin während des entfernteren Mittelalters sich aufdrängen.

Da ist denn das liebe alte, tausend Jahr alt gewordene, heilige römisch-deutsche Reich:

ein Kaiser von Gottes Gnaden, in mittelalterlicher Ueberschwänglichkeit thronend und vom wundersamen Nimbus priesterlicher Hirtenschaft umglänzt — ein im Menuettenschritt und in Alexandrinern sich kund gebendes, steifes, pedantisches Pomp- und Prahlwesen um ihn her — Höflingsschönthuerei vor ihm, List, Trug, Hohn hinter ihm — er entweder mit Allen wider Alle in ewigem Streit und Hader begriffen, so daß Verdruß seine Tagesnahrung und Sorge seine Nachterquickung ist, oder (und so ist's mit dem Kaiser unsrer Tragödie beschaffen) unbekümmert und leichtfertig sinnlichen Genüssen und bequemer Lustbarkeit hingegeben und des Reichs Wohlfahrt seinem Erzbischof oder dem lieben Gott anheimstellend .....

ein Regierungs- und Rechtswesen, da das Vasallenthum durch Lehn, Afterlehn u. s. w. Jeden zu einem mehr oder minder großen Herrn macht, so daß er unter sich Alles beherrschen und über sich Keinem gehorchen will. Bis in die untersten Schichten der Bevölkerung dringend, erzeugt solches Wesen zuletzt dann die wildeste Anarchie, und Gewalt geht vor Recht und gilt zuletzt für alleiniges Recht .....

die Kurfürsten, die den Kaiser erwählen und des Reiches Stützen sein sollen, sie lassen sich entschuldigen, wenn es sich um die Ruhe des Reichs handelt; sie sorgen nur, daß es in ihrem Lehn, welches sie in erblichen Besitz umwandeln, ruhig sei, und erwählen lieber einen Gegenkaiser, der sie selber in ihrem Besitze sicher stellen und diesen möglichst vergrößern soll. Insbesondere werden die geistlichen Fürsten dieses selbstsüchtigen Verfahrens beschuldigt. „Pfaffen waren's auch; sie sicherten den wohlgenährten Bauch; sie waren mehr als Andere betheiligt". Sie heiligen den Aufruhr und geben der Empörung des Unterthans gegen die bestehende Obrigkeit eine verfängliche Rechtfertigung durch ihr Beispiel und Voranschreiten. Diesmal ist indessen der Erzkanzler-Erzbischof dem Kaiser treu geblieben. Denn unter dem schwachen Regenten ist er's ja, der die Herrschaft übt. So steht denn auch Mephisto dem Kaiser treulich zur Seite, um das Alte in Ehren zu erhalten. Die Zauberstückchen aber, durch welche er den Sieg herbeiführt, deuten theils entschieden genug hin auf den schlimmen Parteihaß, der Deutsche gegen Deutsche in Bruderkrieg gestürzt hat, so lange das Reich besteht, theils symbolisiren sie jene trügerische Diplomatie, die kein Mittel verschmäht, wenn es zum Ziele führt .....

da ist die durch die drei Gewaltigen und deren weibliche Begleitung vertretene rohe Masse, welche sich nach erfochtenem Siege wilder Beutelust überläßt und, vom Zwange der Disciplin augenblicklich gelöst, eigensüchtige Zwecke verfolgt.

Und nach dem Siege? Herstellung und feierlichst erneute Bestätigung des alten Elendes. Nicht bloß bleibt Alles beim Alten; es wird vielmehr schlimmer, da erweiterte Begabungen an die Fürsten als erb- und eigenthümlicher Besitz sanctionirt werden und es der Kirche durch den Erzbischof gelingt, ihren Einfluß über Alles und Alles geltend zu machen. Der Egoismus des Priesterthums kann nicht leicht ersichtlicher zu Tage gestellt werden, als wie es am Schlusse des vierten Actes unsrer Tragödie geschieht.

Wenn nun allerdings nicht in Abrede gestellt werden konnte, daß Faustens ganzes Verhalten in dem egoistischen Streben nach Selbstgenüge seinen Grund hat, daß er all' seine Kräfte auf's Höchste arbeiten läßt, nur um für sich selbst höchstes Dasein zu gewinnen, daß ihm der Gedanke „Freiheit" nur in Betreff seiner eignen Person einen Sinn und nur als seine eigne Unabhängigkeit von allem Andern einen wesentlichen Inhalt hat: so weiset uns unsre Tragödie hinwiederum durch Herbeiführung der eben besprochenen Haupt- und Staatsaction in höchster Bestimmtheit auf, wie die gesammten Lebensverhältnisse, in denen Faust sich bewegt, von demselben Egoismus durchdrungen sind, wie Jeder, vom Kaiser herab bis zum Landsknecht, von dem Streben nach Erhaltung und Mehrung des eignen Lebensgenusses, der Herrschaft, des Reichthums geleitet wird, wie Jeder mit der Sucht, alles Andre zu eignem Vortheil zu benutzen und zu unterwerfen, behaftet ist. Selbstsucht aller Orten und um und um; allgemeines Lebens- und Sittlichkeitsprincip schnödeste Selbstsucht! Kaiser, Priesterschaft, Fürsten, Ritter — es ist von Allen keiner um ein Haar besser als Faust. Vielmehr, Faust hat unendlich viel vor allen den Andern voraus. Denn nicht Bequemlichkeit und Sinnengenuß, nicht Ehrenbezeigungen der Menge und Ruhm, Glanz und Würden der Welt, nicht diese rein auf materieller Gewalt ruhende Lust, sagen zu können: „ich bin der Herr, ihr Andern müßt gehorchen" — nicht das ist sein Ziel. Alles Das hätte ihm ja Mephisto ganz gern verschafft und verschaffen können ebensogut wie den Andern. Auch nicht auf gesetzwidrigem Wege, nicht durch Auflehnung gegen Kaisers Macht, nicht durch Eingreifen in die Rechte Andrer sucht er sein Ziel zu erreichen. Auch dazu hätte ja Mephisto mit Freuden die Hand geboten. Vielmehr was er thut und wie er's thut: es geschieht im Gegensatz zu Mephisto's Wunsch und Gedanken. Und während wir diesen Mephisto in Staat und Kirche recht munter mitwirthschaften sehen, so daß er Kaiser und Ritter und Heilige ganz gemächlich in seinen Stricken hält: da sehen wir den Faust, den selbstständig strebenden Menschengeist, von der Gewalt des Mephisto mehr und mehr emancipirt. Schon jetzt ist der Gedanke, daß Mephisto seine Wette gewinnen könnte, zur Thorheit geworden.

Muß uns indessen, in Gemäßheit der dieser Abhandlung zum Grunde

liegenden Absicht, daran gelegen sein, zu der Art, wie Faust als Repräsentant des strebenden Menschengeistes den staatlichen Verhältnissen gegenübergestellt wird, die weltgeschichtliche Erscheinung und insbesondere eine wirkliche Person zu finden: so bedarf es nicht langen Suchens. Die Weltgeschichte zeigt sie uns in strahlendem Lichte. Es ist Fridericus Magnus Borussorum rex. Friedrich, der im Moment seiner Thronbesteigung alle die Freunde, mit denen er in Rheinsberg philosophirt, phantasirt, gedichtet, geschwärmt hatte, und mit ihnen alle abstracte Idealität von sich scheiden ließ .....

Friedrich, der Kraft fühlte zu kühnem Fleiß, der unablässig arbeitete und schaffte, und dem Erstaunenswürdiges gerieth .....

Friedrich, der Eigenthum und Herrschaft gewann, dem die That Alles war, während er die Poeten, die seinen Glanz der Nachwelt verkündeten und seinen Ruhm zu den Sternen erhuben, wenig begünstigte .....

Friedrich, der als kluger Mann von Krieg und Kriegsgeschrei nicht gern hörte, aber, sobald die Nothwendigkeit es erheischte, mit dem Schwerdt und der Diplomatie bei der Hand war und nicht nachließ, bis er das Gebiet eigenthümlich und abgerundet besaß, auf dem eine neue Ordnung der Dinge begründet werden sollte; aber sobald er sein Recht gewonnen hatte, schloß er Frieden und hielt Frieden .....

Friedrich, dem die Brust von hohem Willen voll war, der, was er wollte, von keinem Menschen ergründen ließ, bis es gethan war und alle Welt erstaunte .....

Friedrich, der seiner Zeit der Allerhöchste und Würdigste war, weil er eitlen Genuß verschmähte, weil er seine eigne Genugthuung darin fand, allen Andern die Wege zu genügendem Dasein zu bahnen. Kein Fürst hat jemals selbstständiger, unbedingter, absoluter regiert als Friedrich der Große. Aber auch kein Fürst hat mit sichrerem Bewußtsein und entschiednerer Absicht Religions- und Denkfreiheit gewährt, leibliches Gedeihen und Gehäbigkeit seiner Unterthanen gefördert, keiner sich ein glorreicheres Andenken gegründet als Er, so daß die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeht. Friedrichs des Großen Regierung ist dadurch gerade besonderlich, daß er als König nur das lebendige, in ihm persönlich gewordene Gesetz war, ein Gesetz, das über allen Schichten des Staatslebens waltend steht, und dem der König als Individuum sich selber anheimgiebt. Dadurch aber ist eine ganz neue Wendung der gesammten Lebensverhältnisse vorbereitet, dadurch ein bedeutungsvoller Abschnitt in der Geschichte der Lebens-Reformation herbeigeführt. Durch Friedrich den Großen hat auf deutschem Boden der Menschengeist den Grund zur Erhebung eines neuen Lebensgebäudes gelegt; und nicht unbeachtet darf der Umstand bleiben, daß Friedrichs Bild in leuchtender Glorie schon damals vor der Seele des Dichters unsrer Tragödie stand, als die ersten Scenen derselben verfaßt wurden.

E.

Faustens selbstständiges Schaffen und höchster Augenblick.

11.

Im höchsten Alter wandelnd erscheint im fünften Acte Faust auf dem Grund und Boden, den er dem Meere abgerungen hat. Eine lange Reihe von Jahren ist also vergangen, seitdem er durch die Rettung des Kaisers sich den Strand als Eigenthum erwarb. Im Kampfe mit der Natur hat er die Natur selber gezwungen, ihm dienstbar zu werden zur Erreichung dessen, was er zu Anfang des vierten Actes als das köstlichste Genießen bezeichnete. In dieser Bewältigung der „zwecklosen Kraft unbändiger Elemente“, so daß diese Kraft nun zu zweckmäßiger Thätigkeit gebändigt und nutzbar gemacht worden ist, deutet die Tragödie auf die Errungenschaften hin, welche durch das erweiterte und gründliche Studium der Naturwissenschaften in der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts sowohl für die reine Wissenschaft als für das Leben gewonnen sind. Wer aber eines Beweises bedürfte, wie die Naturwissenschaft sich den Fesseln der kirchenthümlichen Weltanschauung entrungen und durch Vernunftbethätigung in kurzer Frist Bewundrungswürdiges geleistet hat, dem liegt ja in dem „Kosmos“ Alexanders von Humboldt die ganze Lebensfülle eines neuen Daseins vor Augen. Während aber bürgerliche und staatliche Verhältnisse im alten Kaiserlande dieselben bleiben, blühet unter Faust's kräftiger Leitung ein neues Daseinsbereich empor, das Wies' an Wiese, Anger, Garten, Dorf und Wald, rechts und links in aller Breite dichtgedrängt bewohnten Raum hegt und durch seine Flotte mit allen Erdtheilen in Verbindung steht. Dies Alles hat Faust hergestellt. Viele Tausende von Colonisten bewohnen schon sein Eigenthum, und Alles beweiset, daß es ihnen wohl geht, so daß Faust in seiner Stiftung „des Menschengeistes Meisterstück“ anerkennen darf, bethätigend mit klugem Sinn der Völker breiten Wohngewinn.

Indessen ist Zweierlei vorhanden, was aus der Vergangenheit her in die Gegenwart mit hineingerückt ist, nämlich Mephistopheles und die Strandkapelle des alten Philemon.

Mephistopheles, dieser alte wunderliche Sohn des Chaos, er könnte uns, dieweil er sich hier wieder im Schweiße des Angesichts so umsonst abquälen muß, nachgerade Mitleid erregen, wenn er nicht gar zu komisch und bornirt wäre. Seine Zauberstückchen werden vom Faust mehr und mehr verschmäht, der die Kräfte der Natur auf natürlichem Wege zu seinen Zwecken benutzt. Seinen Anstrengungen wird nicht Dank und Gruß, nicht Gruß und Dank gespendet; Faust macht ein widerlich Gesicht, und Königsgut gefällt ihm nicht. Faust behandelt ihn geradezu wie einen Dienstboten, dem er nicht die geringste Verpflichtung hat. Das heißt: Mephistopheles hat, insofern er als Repräsen-

tant der elementarischen Materie erscheint, alle seine frühere Bedeutung eingebüßt, nachdem das Studium der Naturwissenschaft die Gesetze offenbar gemacht hat, nach denen die Kräfte der Natur wirken, durch deren Anwendung von Seiten der Menschen also die Materie zu mächtigsten Wirkungen getrieben werden kann. Es ist dadurch der Schleier der Isis, wenn nun auch noch nicht bis auf die letzte Falte, doch so weit gelüftet, daß das Geheimniß des Naturlebens alles Grauenhafte und Furchtbare verloren hat, vermöge dessen die Phantasie der Vorzeit Zauberei, Hexerei, Wunderthaten und Phantome, wie Hölle und Teufel, erdichtete. Durch die Naturwissenschaft hat Mephisto seine Zauberkraft eingebüßt. Durch sie hat der Mensch z. B. vermittelst der Anwendung des Dampfes seine Kraft um's Tausendfache verdoppelt und den Bedingungen des Raumes und der Zeit sogar sich in staunenswerthem Grade zu entziehen gelernt. — Daß indessen in unserer Tragödie von den eben angedeuteten Errungenschaften der Physik auch nicht die geringste Andeutung gegeben wird, bestätigt die Annahme von dem dramatischen Abschlusse unserer Tragödie ungefähr mit der Zeit, als die europäischen Ansiedler in Nordamerika ihre Selbstständigkeit im Kampf gegen Großbritannien zu erringen strebten. — Was also dem früheren und freilich auch jetzt noch nicht ungepflegten Aber- und Wahnglauben der Teufel leistete, das leisten nunmehr auf unschuldigste Weise die Kräfte der Natur dem gebildeten Geiste; und der Aberglaube selber muß dessen inne werden, daß er vom Teufel nichts mehr zu hoffen hat. Aber auch zu fürchten hat er nichts mehr von ihm, das heißt: jener Aberglaube hört auf, weil sein Inhalt auch dem Einfältigsten in Nichtigkeit sich aufzulösen beginnt. Denn, was nun die moralische Bedeutung des Teufels betrifft, so erweiset sich auch in diesem Betreff Mephisto als seinen eigenen Widerspruch an sich selbst und vernichtet sich geradezu als Princip durch sein Verfahren gegen Philemon und Baucis. So lange nämlich die Meeresfluth noch ihre ungebändigte Gewalt üben konnte, hatten die Bewohner der auf äußerstem Strandfelsen gebauten Kapelle, Philemon und Baucis, den Beruf, durch Feuerzeichen und Glockenschall den in Gefahr schwebenden Schiffen Rettung zu bereiten und im Gebet die Hülfe des Allerhöchsten zu erflehen. Auf dieser äußersten Grenze des alten Reiches repräsentirt demnach diese Kapelle die den Schiffenden allerdings heilsame Wirksamkeit des Kirchenthums, jenes Kirchenthums, dem Faust auf seinem neugebildeten Eigenthum ganz zu entgehen die Hoffnung gehegt hatte. Das regelmäßig und oft wiederholte Glockengeläut der Kapelle mahnet aber nun den Faust beständig an seine Vergangenheit und fortdauernde Beschränktheit. Er wünscht daher die Entfernung der Kapelle. Mephistopheles ist der Unterhändler zwischen Faust und dem alten Paare. Statt aber auf Grund der humanen und großmüthigen Vertragsbedingungen des Faust zu verhandeln, was thut Mephistopheles? er, dessen ganze Bedeutung lediglich im Kirchenthume einen Halt hat? er, der nichts ist und ganz und gar aufhört zu sein und gedacht zu werden, sobald die Kirchenthümlichkeit nicht mehr in Kraft ist? Diesen letzten äußersten Anklang des Kirchenthums rottet er bis

auf den Grund aus, indem er Gebäude und Menschen zu Asche verbrennt. Durch diese letzte Gewaltthat aber hat er sich als wollende und könnende Macht selber vernichtet. Es versteht sich somit ganz von selber, daß Faust für Zeit und Ewigkeit mit ihm nichts mehr zu theilen hat. Es bedarf daher auch kaum noch der Hindeutung darauf, daß die Tragödie bei ihrem dramatischen Abschlusse den Faust gar nicht sagen läßt, er sei nun wirklich befriedigt; vielmehr spricht er bloß die Hoffnung aus, daß er bei Erfüllung des und des Gedankens wohl den höchsten Augenblick thatsächlich genießen würde. Demnach hat Mephisto gar kein Recht, das Leben des Faust endlich zu Ende gehen zu lassen, viel weniger, dessen Seele zur Hölle zu führen. Auch stirbt Faust keineswegs durch Mephistopheles, noch folgt er ihm zum ewigen Abgrund. Dies Alles hat aber nicht allein darin seinen Grund, daß Mephisto aufhört, dem Faust gegenüber eine Macht zu sein, sondern auch in dem Faust selber.

Am Faust ist nämlich vermöge jenes Zusammentreffens mit Philemon und Baucis eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Bisher hatte im Faust der Menschengeist den allgemeinen Lebensverhältnissen so gegenübergestanden, daß er sich denselben lediglich entzog, von den verflechtenden, quälenden oder begütigenden Erscheinungen sich für seine Person frei zu erhalten wußte. Der Fesseln des kirchenthümlichen Aberglaubens, der das Leben an allen Seiten drückte und jegliche Bewegung unter Glaubenssatzungen gefangen hielt, hatte er sich durch verwegne Preisgebung seiner Zukunft nach dem leiblichen Tode entledigt. Den Reizen des leiblichen Daseins, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen mogten, hatte er widerstanden durch den Aufschwung des Geistes, der nur in höchsten geistigen Strebungen ein beglückendes Ziel suchte. In der exclusiven Erhabenheit solches aristokratischen Geisteslebens hatte er sich überzeugt, daß die in derselben gewonnene Idealität als solche nicht minder ein Phantom und Scheinbild sei, als jene Phantome des Kirchenthums, die nur durch Rohheit und Unverstand unter jenem standen und den Menschen knechteten und erwürgten, während jenes den Menschen in die Schrankenlosigkeit des All-Nichts führte und ohne realen Gehalt, also ohne Trost und Befriedigungskraft blieb. Denn es brachte zu einer Vereinsamung, die auch den gewaltigsten Menschen, so lange er Mensch bleibt, verzweifeln läßt. So hatte Idealität zwar über den Wahn der Zeit gesiegt; so hatte idealische Subjectivität zwar über den subjectiven Wahnglauben der Zeit sich erhaben gehalten; so hatte der selbstständig strebende Menschengeist zwar dem in der Kirchenthümlichkeit das Leben beherrschenden Schicksale gedankenmäßig den Rang abgewonnen: aber alles Das hatte dennoch nicht zu Befriedigung und Glück geführt. Aus der Idealwelt wendet Faust sich daher in die Realität zurück. Er schaffet ein neues Wohngebiet und bevölkert dasselbe mit Menschen, während hart an der Grenze seines Eigenthums auch Menschen wohnen, die ihm nicht unterthan sind. So steht er Mensch dem Menschen gegenüber in reinem Betreff der Ansprüche und Bedürfnisse, Rechte und Pflichten. Und während er sich bisher im Gedanken emancipirt erhalten hatte, findet er sich nun in einer

realen Gegenseitigkeit mit Andern seines Geschlechts.

Die Kapelle des alten Paares ist ihm im Wege, das fortwährende Glockengeläut ihm verdrießlich. Der Gründer einer neuen Welt wird durch diesen Rest alten Bestandes an der vollen Ausführung seiner Pläne verhindert, der Herr in ungetrübtem Genusse seiner Schöpfung gestört. Aber der Weltgründer will nicht mehr mit Magie und Zaubersprüchen zu schaffen haben; der Herr will menschlich mit Menschen verkehren. Faust läßt daher dem alten Paare einen Tausch anbieten, einen ehrlichen und höchst großmüthigen Tausch. Ein Beweis, daß er die Rechte der Alten anerkennt und den Boden des Rechts für den wahren Lebensgrund hält. Aber die Alten verweigern den Tausch und widerstehen voll Eigensinns, so daß Faust die Erfahrung macht, die den Wallenstein bekränkt, wenn er spricht:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme u. s. w.

Da überwältigt ihn Verdruß und Herrschwuth. Er giebt Befehl, die Alten zur Seite zu schaffen und sie auch ohne ihren Willen auf das schöne Gütchen zu versetzen, das er ihnen im neuen Lande ausersehen hat. Gewiß ist er vor dem juristischen Rechte, vor dem Rechte der Verstandesmäßigkeit im Unrecht; dies Recht nimmt den Eigensinn der Gewohnheit in Schutz und sagt: dieweil du im Besitz, bist du im Recht! Wird das Vernunftrecht den Alten ebenso beistehen, deren Strandkapelle den ursprünglichen Zweck ihres Daseins gar nicht mehr erfüllen kann, also ihrer ursprünglichen Wesenheit nach ganz unnütz geworden ist, da gar kein Strand an ihrem Orte mehr vorhanden und statt des früheren gefährlichen Strandes in weiterer Ferne ein sicherer Hafen gebaut ist? Diesen Alten, die eine bequemere Wohnung zu gemächlicherem Dasein erhalten sollen, und deren altes Gebäu den schönen Abschluß des großen Ganzen des neugegründeten Landes hindert? Die Vernunft wird den zu schnell gegebenen Befehl des Faust gegen den grundlosen Eigensinn der Alten abmessen und kann, wenn sie dem Faust Unrecht geben sollte, den beiden Alten wenigstens nicht Recht geben. Aber der Befehl des Faust hat den gewaltsamen Tod und die Einäscherung des Besitzthums der Alten herbeigeführt durch die Bosheit seines Dieners. Und siehe da, der stolze Herr und Herrscher muß sich in einem Punct, wo es Recht und Gerechtigkeit gilt, von seinen Willensträgern und Dienern bedingt, abhängig erkennen. Wenn nun auch nicht gerade Reue über den Gewaltbefehl ihn durchdringt: aus dem Griechenthum hat er Humanität sich angeeignet, er bedauert die Alten. Nicht weniger aber bedauert er sich, dessen bestes Wollen nur dann Verwirklichung finden kann, wenn er Alles allein thut und nicht mehr plumpen Dienern die Ausführung überlassen muß. Wie aber die beiden Alten eigenen Willen hatten und an demselben zu Grunde gehen mußten, so haben auch Faust's Diener eigenen Willen und bringen dadurch den Faust selbst in Gefahr, seinen Zweck verkümmert zu sehen. Daher erleidet seine bisherige Zuversicht zu sich selber einen schlimmen Stoß. Ein anderes Princip des Lebens beginnt in

sein Wesen zu dringen und die alte Geistesüberkraft zu überhüllen. „Die Sterne bergen Blick und Schein, und das Schauerwindchen, welches das sinkende Feuer ab und zu anfächelt, bringt Rauch und Dunst zu ihm heran". Mit dem Versinken des letzten Restes der Kirchenthümlichkeit wird auch Faust's seitheriges Lebens- und Wirkenssystem schwankend und umdunkelt. (Aehnlich ergeht es dem Wallenstein, da er spricht: „Kein Sternbild ist zu sehn! Und dahin steht der Jupiter — doch jetzt deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels".) Der egoistische Idealismus der subjectiven Freiheit, diese absolutistische Selbstbegnüglichkeit und Herrschaft ist mit der Kirchenthümlichkeit zu Grunde gegangen.

Zwar nicht Mangel, nicht Schuld, nicht Noth können dem Faust etwas anhaben. Aber die Sorge schleicht sich ein, sie schleicht sich ein durch den Theil der Wohnung, vermöge dessen der Mensch sich sicher zu stellen glaubt, durch das Schloß, überrascht ihn auf einem Punct, wo er sich dessen am wenigsten versieht. Faust allein kann nichts bewerkstelligen. Er bedarf des Dieners, der seinen Willen verwirklicht. Ueber diesen Diener glaubt er zweifellos Macht zu besitzen; aber nun hat er denselben unzuverlässig befunden. Wie? wird er nun sein Werk vollenden können, wie er's begründet hat? Die Sorge erfaßt ihn. Mit dieser Sorge aber schärft sich das Bewußtsein von seinem hohen Alter, von der Abnahme seiner Kräfte, von der Unzuverlässigkeit und Erschwächung seiner Sinne. Denn wie er der Magie abgesagt und in natürlicher Weise zu wirken sich bestimmt hat, so treten bei ihm auch die natürlichen Erscheinungen der Körperlichkeit ein. Er ist höchst alt geworden; nun haucht ihn die Sorge an, so daß er erblindet. Er muß sich also auf Andere verlassen. Sollen aber diese Anderen sein Werk vollenden, wie er's vollendet wissen will, so müssen sie's mit Eifer, mit eigener Einsicht, zu ihrem eigenen Mitgenusse, sie müssen's willig, gern, müssen's freiwillig thun. Faust muß also, um der Erreichung seines eigenen Zweckes willen, den Andern dieselbe Freiheit des Denkens und Wirkens zugestehen, welche er bisher für sich ausschließlich erstrebt hatte. Wie plötzlich auch diese Ueberzeugung sich aufdrängt: er ergreift sie stark und fest und handelt in ihrem Sinn. Und so rafft denn der Erblindete die äußerste Kraft seines Geistes noch einmal gewaltigst zusammen, drängt seine Knechte und versammelt Arbeiter Meng' auf Menge zu angestrengtestem Fleiße, um den Grund und Boden des neuen Landes so fertig zu machen, daß vielen Millionen Raum eröffnet werde „nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen". Auf grünem, fruchtbarem Gefilde soll Mensch und Heerde sich sogleich behaglich ansiedeln, soll im Innern paradiesischen Landes sich freuen und in Gemeinsamkeit sich schützen gegen die Wuth der Elemente. Gemeinsamkeit aber setzt freies Bürgerthum voraus, da bei gleichem Recht zu gleicher Pflicht Jeder für Alle und Alle für Jeden wirksam und tüchtig das Glück der Gesammtheit bereiten. Mit dieser Erklärung hat Faust seine exclusive, unbedingte Stellung den Bewohnern seines Landes gegenüber aufgegeben, hat sich selber mit ihnen zu inniger Gemeinsamkeit zu-

sammengeschlossen und einen freien Bürgerstaat begründet. Begründet, den Grund dazu gelegt. Der freie Bürgerstaat selbst ist noch nicht da. Aber die künftige Vollendung des Daseins desselben schwebt der Seele des Faust lebendig wie Wirklichkeit vor. Sein leibliches Erblinden steigert die Kraft seines Geistes. Der durch sinnliche Eindrücke nicht mehr befangene Geist erschaut eine Menschheit, wie sie nicht mehr bekränkt durch die Schranken der Verstandesmäßigkeit, nach den ewigen, göttlichen Gesetzen der Vernunft in rüstiger Regsamkeit aller Kräfte eines beglückenden Daseins genießt. Das ist so ganz ein Anderes, als alles Frühere war! Das ist ein so hoch Beglückendes, wie das Frühere nimmer sein konnte! „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn": darin ist das Alte vergangen und Alles neu worden. — Dieser Umschlag der ganzen Denk- und Gefühlsweise des Faust, diese plötzlich aufquellende Empfindung höchsten Glückes in geistigem Anschauen solch beseligenden Lebenszustandes; dieses Bewußtsein, daß seinem langen, schmerzvollen Streben und Ringen nun doch gelungen ist, klar zu erschauen, was ursprünglich seine ganze Seele erfüllt hat, und festgegründet zu haben, was seiner Seele Befriedigung giebt: das Alles ist zuviel für den alten Ringer. Die Ruinen des zerfallenden Körpertempels brechen gänzlich zusammen, und der erlösete Halbgott schwebet erhaben und frei zu dem Lichtreich ewiger Geister auf.

Mit den Worten aber „solch ein Gewimmel mögt' ich sehn, auf freiem Grund mit freiem Volke stehn" hat Faust die Grenze des Gebietes betreten, in welchem Schiller durch seinen Wilhelm Tell dem Vernunftleben einen handgreiflichen Bestand sicher zu stellen berufen war.

12.
Grundgedanke der Fausttragödie.

Wie nun an der Spitze unserer Tragödie der Prolog im Himmel die religiöse Weltanschauung kund gab, welche in Folge der kirchenthümlichen Glaubenssatzungen sich aus dem Mittelalter in die Reformationsperiode der Neuzeit herübergeerbt hatte und die Menschheit als Masse durch mancherlei Aberglauben in Stabilität gefangen hielt zum Vortheil einiger vorherrschenden und Gewalt übenden Personen und Classen: so zeigt uns der dem leiblichen Hinscheid des Faust, mit welchem die Handlung der Tragödie beendigt ist, nachfolgende Epilog, zu welcher Weltanschauung der der Stabilität sich entziehende und auf Grund seiner ursprünglichen Wesenheit vorwärts strebende Menschengeist etwa beim Beginne des letzten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts gelangt ist. Der selbstständig mit der Materie und den verstandesmäßig abstrahirten Lebensansichten und Lebensverhältnissen ringende Menschengeist hat sich so weit durchgearbeitet, daß er erkennt und bekundet:
die Materie als solche hat weder Selbstbestimmung noch bewußten Einfluß auf das Leben überhaupt. Sie kann also auch auf das Menschenleben keinen

andern Einfluß üben als den, welchen der Mensch selber aus Unwissenheit, Thorheit oder Trägheit ihr zu üben gestattet. Wiefern also früher von den materiellen Elementen des Daseins vorausgesetzt wurde, schicksalsmäßigen Einfluß auf den Menschen mit Absicht und Bewußtsein zu üben, sofern sind sie und in ihnen das sogenannte Schicksal selbst jener geheimnißvollen, grauenhaften und feindseligen Gewalt, die sich im Teufel persönlich macht, entkleidet und in vollständiger Richtigkeit bloß gestellt. Mephisto gewinnt mitnichten die Seele des Faust sondern behält nur den todten Körper desselben, um ihm die Grabstätte zu bereiten, in welcher Staub mit Staube sich mischt . . . . . die Bewegung der Materie, aus welcher der in Dumpfheit grübelnde Mensch einen aus dem rein sinnlichen Schein geschöpften Verstandesschluß auf ein selbstständiges inneres Leben dieser Materie zog, um durch Abstraction und Symbolisirung einen lebendigen Satan, Teufel und Mephistopheles zu gewinnen, erfolgt nach dem Willen des höchsten Geistes, der durch vernunftmäßig waltende Naturkräfte Allem Gestalt giebt, Alles zu bestimmten Zielen leitet und einheitlich das Leben des gesammten Weltalls durchdringt. Mephisto weiß ja nicht einmal, wie und wann sich die Seele vom sterbenden Leibe entfernt, und will sie als ein Materielles materiell festhalten . . . . . selbst die Materie ist der Veredlung fähig in sich selbst durch bewußtlose Bewegung und Mischung ihrer Elemente. So gestaltet sich die rohe Masse durch Bewegung, Zersetzung, Mischung, Verbindung endlich zur Rose, zur Rose, die nicht durch Idealisirung sondern durch Ideenverknüpfung als Urbild der Schönheit und Liebe erscheint. Denn die Rose ist kein Ideal der Materie sondern eine Thatsache des schaffenden und entwickelnden Geistes. Und Mephistopheles muß dadurch, daß die Himmlischen ihn mit Rosen werfen, Dessen inne werden, daß nicht einmal in der sogenannt seelenlosen Natur von Stabilität die Rede ist, sondern daß Alles sich von Stufe zu Stufe zu höherer Vollkommenheit und Schönheit erhebt. Er muß dessen um so eindringlicher inne werden, als durch die Mitwirkung seiner Püstriche die fallenden Rosen glühend werden und in seinem eigenen Wesen etwas wie Liebesgefühl, wie Lust an der Schönheit, wie Zuneigung zu den reineren Wesen der Schöpfung anregen, so daß er an seiner eignen Natur und Wesenheit irre wird und zugesteht:

Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.

Damit ist der Glaube an einen persönlichen Teufel, das heißt, an ein Wesen, welches aus besonderlichem Triebe das Böse will und mit listiger Berechnung das Böse in der Welt zu erhalten und zu verbreiten sucht, als krassester Aberglaube und Wahn hingestellt.

Die Seele des Faust aber wird von dem Chor der Engel emporgetragen. Wohin? O, da ist kein gediegenes Firmament mehr, das den Himmel von der Erde, das Gott abgeschieden hielte von seinen Menschenkindern. Gott wohnet nicht herrisch in einem unzugänglichen Jenseits, ebensowenig wie er

in Tempeln allein wohnet, die mit Menschenhänden gemacht sind. Er wohnet allwärts und ist nahe Allem, was lebet im Weltall. Faust, dieser Mensch, der nach der gewohnheitsmäßigen Ansicht weder Würden noch Rang, weder Titel noch Ehrenstellen besitzt, sondern nur durch sein geistiges Aufstreben nach höchstem Dasein Werth hat, dieser Mensch als Mensch wird von den Engeln anerkannt als ein „edles Glied der Geisterwelt" und wird erlöset von den Hemmungen und Verkümmerungen der irdischen Lebensverhältnisse, weil er immer strebend sich bemüht hat, sich über diesen Lebensverhältnissen in geistiger Höhe zu erhalten und von Schritt zu Schritt sich zu reinerer Erkenntniß und heilsamerer Thätigkeit auszubilden. Zurückgewiesen ist also jeglicher Stillstand, alle Stabilität als das Widernatürliche, Unmenschliche, Gottlose. Fortschritt, rüstiges Weiterstreben zu immer höheren Zielen ist Lebensprincip geworden; darauf ruhet Menschenwürde, Menschenrecht, Menschenglück. Ist aber die irdische Lebensfrist überstanden, siehe, dann geht's in reineren, geistigen Zuständen immer weiter, immer höher hinauf.

Steigt hinan zu höherm Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weise,
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet. — —

Fassen wir nun aber den Gedanken, der durch unsere Fausttragödie belebend und gestaltend hindurchgeht, kürzlich zusammen! Die Germanen waren die Träger des Mittelalters und gaben ihm seinen Character. Aus der von hohen, gewaltigen Ahnungen umschwebten Wald- und Gebirgswiege ihrer rauhen Nordheimath kamen sie wie Riesenkinder in das civilisirte Südland voll scharfer und spitzer Formen des Staats- und Kirchenwesens. Solches Zusammentreffen setzte das Menschenwesen in ihnen in überstarke Bewegung, und die erste Aeußerung desselben war unbändigste Phantasiewirksamkeit, dumpf, verworren, ungeheuer wie im Erhabensten und Edelsten so in Rohheit und Barbarei. Daher die äußersten Gegensätze des Gedankens und Lebens in einem dunklen, chaotischen Wirrwarr der Gefühlswelt neben und in einander. Phantastisches Chaos vom Höchsten und Gemeinsten, Alles und Nichts, Romantik. Ueber diese chaotisch-phantastische Welt erhebt sich das Kirchenthum und preßt ihre Elemente scharf zusammen. Aber an der Glut des Islam und durch die bewegende Zuthat des Griechenthums geräth die Masse in Gährung . . . . . Den Gährungs- und Scheideproceß des mittelalterlich-germanischen Phantasielebens bringt uns der mit magischen Künsten zur Götterschaft strebende Faust bis zu seiner Entscheidung für freiwilligen Tod zur Anschauung. Er ist ein Deutscher. Denn auf Deutschlands Grund und Boden kommt jene Gährung zum Durchbruch und tritt in das nächste Stadium der Läuterung, welches mit dem Namen der Kirchenreformation bezeichnet wird . . . . .

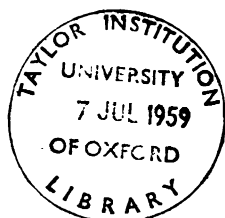
Vermöge der Aeußerlichkeiten, durch welche das Kirchenthum sich geltend machte, anzog und fesselte, wurde das Menschenwesen im Deutschen zuerst von sinnlicher Seite her in Anspruch genommen. Aus dem chaotischen Gewirr des Phantasielebens wickelte sich daher zuerst der Sinn los und schärfte sich an den sinnlich-materiellen Vorlagen des Lebens. Bald vollzog sich die ganze Dialektik des durch den sinnlichen Lebensstoff in Bewegung gesetzten Menschengeistes, und der Verstand kräftigte sich in der Fortbildung trennender, zersetzender, abstrahirender Gewalt bis zu höchster Idealität und Vernichtung alles realen Daseins. Diese einseitig verstandesmäßige Geistesbethätigung ließ zuletzt nur das Ich übrig und erkannte außer dem denkenden Subject keine andre Wesenheit an. Daher: die Forderungen der Subjectivität sind Richtschnur alles Denkens und Gesetz für alle Lebensgestaltung — Befriedigung des Ich oder Egoismus höchste Regel für des einzelnen Menschen Kraftbewirksamung; Alles, was außer dem eignen Ich da ist, ist entweder ein Gleichgültiges oder wird zum Dienste des Ich unterworfen — in Folge dessen Besonderlichkeit, Emancipation, exclusives Wesen, Vorrang, Vorrecht oder Privilegium, übergeordnete, alleinberechtigte Menschenclassen, Alleinherrschaft, Absolutie. — — In dieser einseitig verstandesmäßigen Richtung des Menschengeistes geht Faust seinen Lebensweg und kämpft sich in dem Bewußtsein unbeugsamen Willens und unzerbrechlicher Spannkraft des Geistes durch alle ihm gegenüberstehenden Lebensgewalten hindurch. So spiegelt er den Geist, der sich durch die Kirchenreformation allgemein geltend gemacht hatte, in seiner concreten Erscheinung sicher und deutlich ab. Denn zu der Zeit spielte Jeder in seiner Weise und schicksalsmäßigen Stellung die Faustrolle. Jeder machte sich aus den ihn selbst drückenden Lebensverhältnissen frei, um sich, wenn Kraft und Mittel und Gelegenheit vorhanden waren, zum unabhängigen Herrn und Meister Andrer zu machen. Luther löset sich von Papstesgewalt und richtet enger umschließende Schranken des Kirchenthums auf. Die Fürsten emancipiren sich aus Kaisersmacht und bilden sich erb- und eigenthümliche Reiche mit unbedingter Willensgeltung. Die Gelehrten sagen sich von den allgemeinen Lebensverhältnissen ganz los und bilden auf den Stühlen der Weisheit eine unantastbare Phalanx, und so weiter fort bis in's tausendste Glied . . . . .

Aber gerade diese überwältigende Verstandesmäßigkeit war es auch, woran jenes mittelalterliche phantastisch-romantische Chaos sich so gründlich lösete, daß alle einzelnen Elemente desselben in ihrer Besonderlichkeit klar zu Tage treten konnten. Das Dasein wurde erkannt in seinen wesentlichen Bestandtheilen, und das subjective Ich mußte schmerzlich wahrnehmen, daß die übrigen Subjecte auch eine Berechtigung hatten. Der Hochmuth der Subjectivität, worin sich das Ich so göttergleich gefühlt hatte, die Ueberschwänglichkeit der Idealität, in welcher das Subject schöpferisch sein Selbst abzuspiegeln sich so glücklich gefühlt hatte — das mußte schwinden. Als Faust zu solchem Bewußtsein kommt, da nimmt die wegschwindende holde Form seines bisherigen

Denkens und Lebens „das Beste seines Innern mit sich fort“ . . . . .
So stehet nun Jeder Jedem gegenüber. Jeder hegt in seiner Subjectivität die Kraft, sich geltend zu machen. Er ist jedem Andern entweder Freund oder Feind. Stillstand ist indessen nicht möglich. Ein andres Lebensprincip muß also zur Geltung kommen, ein Princip, durch welches die geschiedenen Elemente in neuer Weise vereinigt werden. Dieses neue Princip stellt sich dem Faust vor die Seele, als er auf neu geschaffnem Continent Raum geschaffen hat für Millionen, die dort glücklich leben sollen. Damit hat er aber das Seinige gethan und geht von der Erde weg. Das Reformationszeitalter hat durch seine Verstandesmäßigkeit die Elemente des Lebens klar gemacht, geläutert, bestimmt. Ein neues Zeitalter hat dahin zu wirken, daß die gesonderten Elemente in höherem Geiste, zu neuen, beglückenden Thätigkeiten sich einigen. Und dieses neue Zeitalter ruft Schiller mahnend und zürnend durch seinen Karl Moor ins lebendige Leben und bestimmt ihm prophetisch Wesenheit und Ziel im Wilhelm Tell.

So ist denn Faust der Mensch, und zwar der Mensch, wie er sich durch subjective Denk- und Lebensthätigkeit bei vorwaltender Verstandesmäßigkeit an den sinnlichen Erscheinungen des Daseins zu höheren Zielen emporarbeitet — der Mensch, an dem sich aufweiset, daß Sinn und Verstand ihre ewige, göttliche Berechtigung haben und mitzählen als vollgültige Factoren zur Ermittlung des Heils, das Gott seinen Menschenkindern verheißen hat in der ursprünglichen Sehnsucht derselben nach immer höherem Dasein — der Mensch, der dies Heil findet, weil er dieser Sehnsucht gehorcht und nicht abläßt vom Streben. Nur was dem Stillstande huldigt und in Einseitigkeit verharren will, geht zu Grunde.

So ist die ganze Fausttragödie die poetisch-symbolische Darstellung der in der Reformationsperiode vorliegenden historischen Thatsache, wie der Menschengeist auf dem Wege der Verstandesausbildung durch rastloses Weiterstreben jene Gemeinschaftlichkeit, in welcher das Kirchenthum mit verstandesmäßig-phantastischen Glaubenssatzungen und Formen die Menschheit gefesselt und gefangen hielt, auflöset und die Aussicht gewinnt, durch Ausbildung und Bethätigung der Vernunft mittels gediegner Herstellung der Lebensform, die wir Staat nennen, eine solche Gemeinsamkeit der Kraftbethätigung zu schaffen, worin der Menschheit wirkliches Freisein und wesenhaftes Glück gesichert bleibt. Wie aber die Tragödie in dem Mephistopheles den Schalk aufstellt, der als ein von Gott dem Menschen zugegebener Geselle reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen: so verherrlicht sie den einigen, ewigen, liebevollen Gott, den Allvater der Schöpfung, der durch schicksalsmäßige Fügungen seine Menschenkinder zur Freiheit und Liebe und durch Beides zur Seligkeit erzieht.



II.

Schiller's Wilhelm Tell.

Anknüpfung.

Die Fausttragödie zeigte uns das Walten Gottes in der Erziehung des Menschen zur Freiheit. Durch die Begrenzung des Zeitgebiets aber, in welchem dies geschah, bedeutete sie uns: die Freiheit ist kein fertiges Ding: sie ist Etwas, das allmälig von Seiten des Menschen erworben werden muß, das heißt, sie wird nicht anders, als daß sie sich durch die eigne Bethätigung des Menschen von Stufe zu Stufe entwickelt. Sie ist ein Zustand, ein Verhalten der Wesenheit des Menschen, inwiefern sich das Bewußtsein von dieser Wesenheit höher, völliger, reiner zum Selbstbewußtsein ausbildet. So lange der Mensch die menschliche Wesenheit in seiner Individualität abgeschlossen, und auf sein einzelnes Selbst das Menschheitliche beschränkt wähnt, so lange ist die Freiheit eine subjective, egoistische, im Subject verschränkte, also ihr eigner Widerspruch; denn die Schranke hebt die Freiheit auf und trübt die Voraussetzung derselben, das Bewußtsein von ihr.

Das ungetrübte Selbstbewußtsein von seiner völligen Wesenheit ist dem Menschen erst die wahre, objective Freiheit, die Menschenfreiheit. Zur Völligkeit gelangt aber die Wesenheit des Menschen in Lebenszuständen, welche ihr gestatten und sie auffordern, alle ihr inwohnenden Fähigkeiten und Kräfte so zu entwickeln, zu üben, zu stärken, daß sie in harmonischer Einstimmigkeit wirksam werden. Wirksamkeit aber bedingt nothwendig die Einmischung des Subjects in das reale Andre, welches dem Subject gegenübersteht, ihm Objectivität ist. Gerade das harmonische Wirken der Kräfte des Individuums erheischt das Mitwirken und Zusammenwirken aller Individuen. Denn die Kräfte der menschlichen Wesenheit sind nicht alle in einunddemselben Einzelmenschen gleich stark, gleich wirkensfähig; müssen sich also an den stärkeren Kräften Anderer ergänzen, um zu harmonischem Wirken zu gelangen. Die völlige Gestaltung des Menschenwesens hat daher das Zusammenwirken aller einzelnen Menschen und einen Lebenszustand zur Bedingung, in welchem alle Individuen in harmonischem Zusammenwirken sich mit, durch und für einander bethätigen. So bildet sich die Summe der Menschen zur Menschheit

Erst wann sich der Einzelmensch als urgehöriges Glied der Menschheit fühlt und zu klarem Selbstbewußtsein dieser seiner Mitgliedschaft gelangt ist, erst dann ist er der wahren Freiheit gewiß. Die Menschheit als Ganzes aber spiegelt sich ab in einer gewissen mehr oder minder großen Summe von Menschen, welche in ihrem harmonischen Miteinander- und Zusammenwirken einen Verein bildet, wie wir solchen mit dem Namen Staat bezeichnen, einen Menschenstaat, eine Gemeinsamkeit, eine Gemeinde. Solcher Verein besteht in einer Wechselwirkung zwischen dem Einzelmenschen und der Gesammtheit, indem der Einzelne mit den andern Einzelnen seine Kräfte vereinigt und walten läßt zur Förderung des Ganzen, während wiederum das Ganze die Mittel sammelt und steigert, durch welche jeder Einzelne seine Wirkenskraft immer höher ausbilden und in den gemeinsamen Leistungen immer erweiterten Lebensgenuß finden kann. In der Wechselbewirksamung seiner Kräfte erhebt sich der Mensch von jener isolirenden, absöndernden subjectiven Freiheit zu derjenigen Stufe des Selbstbewußtseins, die wir als objective oder reale Freiheit bezeichnen; nur im Staatsleben ist wahre Freiheit zu gewinnen.

Zur Gestaltung des Staatslebens aber, in welchem Jeder Jedem ein Mit-Bürger ist, drängt die ursprüngliche Wesenheit des Menschen selber auf's Entschiedenste hin. Denn wenn der Mensch, sobald das Bewußtsein des Daseins in ihm anfängt lebendig zu werden, nicht sogleich und zunächst durch hervorstehende Einzelheiten sinnlich in Anspruch genommen und entweder gefesselt oder zerstreut wird, so steht ihm das außer ihm Daseiende als eine Totalität gegenüber. Von der geschlossenen Fülle ihrer objectiven Erscheinung ist er allüberall umgeben, er kann nicht entweichen. Allein dieses Ganze ist in Bewegung, es bewegt sich vor ihm, an ihm vorüber und macht den im Menschen ursprünglich schon vorhandenen Bewegungsdrang nur lebendiger. Unwillkürlich wird der Mensch in die allgemeine Bewegung mit hineingezogen und lebt im Ganzen mit dem Ganzen. Indessen macht diese Bewegung im Ganzen bald eine Berührung mit den zunächst vorhandenen Theilen desselben fühlbar und veranlaßt den Menschen zur Erkenntniß der Besonderheit, der Individualität. Der Mensch steht aber nicht über dem Andern sondern neben demselben. Er bewegt sich zugleich mit den Dingen und Personen; und Reibung des Einen an dem Andern ist unvermeidlich. Der Mensch wird gestoßen, getrieben oder gehemmt durch Andre; er nicht minder stößt, treibt, hemmt diese Andern; beide Theile bewirken Modification und Wechsel der Bewegung, während die allgemeine Bewegung im Großen und Ganzen ihren Fortgang hat. Der Mensch gelangt dadurch dahin, sowohl in sich selbst als auch in den andern Objecten eine Kraft anzuerkennen, vermöge deren zwischen ihm selbst und den Andern Gegenseitigkeit und Wechselseitigkeit waltet. Sobald dieser Umstand lebendiger in's Bewußtsein rückt, tritt der Mensch in das Bereich der Geschichte, indem er sich über die Kreise des Naturlebens erhebt.

Er erkennt nämlich sich selbst und sein Thun als ein Product aus dem Zusammenwirken des gesammten vorhandenen Seins und Werdens. Allein

er giebt sich nicht unbedingt den Einwirkungen des Andern hin. Er macht vielmehr die ihm besonderlich eigne Kraft geltend, um seinerseits Einfluß zu üben und Ziel-bestimmend sich zu bethätigen, so daß er zugleich als ein Factor in der Entwicklungs- und Gestaltungsbewegung des Daseins erscheint. Dadurch bestimmt sich das Bewußtsein des Individuellen näher. Es löset sich die Summe des Daseins in seine Factoren auf, die bald in ihrer Besonderlichkeit zum Vorschein treten und auf die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Einzelnen den Blick richten. In dem Besonderen aber, wodurch sich Jeder für sich von jedem Andern neben sich unabhängig zu erhalten geneigt ist, bleibt etwas Gemeinsames bemerkbar, dem Alle unterthan sind.

Der sich seiner selbst bewußt werdende Mensch unterscheidet in Folge dessen von sich selber 1) die Gesammtheit der Individuen, die in ihrer besonderlichen Subjectivität ihm selbst und seiner individuellen Subjectivität als ein entweder zu Bekämpfendes oder zu Versöhnendes gegenüberstehen. Ihre Massenhaftigkeit imponirte ihm einstweilen, so daß er darin das wirklich Objective anerkennen zu müssen wähnte. Er unterscheidet aber bald auch von dieser falschen Objectivität und zugleich von sich selber 2) ein Etwas, das über Allem waltend steht und Allem seine Gesetze giebt. Dieses allem und jedem Einzelwesen gegenüberstehende, alle und jede Subjectivität unter seiner Obhut haltende und in sich schließende Etwas, dieses Sein im Seienden und Werdenden, das Ewige im Wechselnden, das Unmeßbare im Ebenmäßigen, das Bewegend-Beharrende im Bewegten: das ist die wahre Objectivität; es ist, mit einem Worte, der in seiner göttlichen Weltordnung sich objectivirende lebendige Gott.

Indem nun Gott die Gesetze seiner Weltordnung dem Menschen offenbar werden läßt, bieten sich dieselben als etwas in der Bewegung des Weltganzen wirklich Wirkendes, also in Realität oder objectiv dar und bilden für den Menschengeist Anschauungen. Der Menschengeist läßt dieselben an sich kommen zunächst als Ahnungen. Er läßt sie weiterhin auf sich wirken und hegt sie im Gefühl. Er spürt sie lebendig und anregend in sich als Empfindung. Endlich nimmt er sie als Eigenthum in sich hinein, vernimmt sie und schreibt sich Vernunft zu. Denn das mit Bewußtsein erfolgte Sich-aneignen der aus dem Mitleben im bewegten Weltall practisch erkannten Gesetze Gottes von Seiten des Menschen ist die Vernunft. — Diesen Gesetzen gemäß wird nun der Mensch von den Gegenständen der Welt, jenachdem sie ihn entweder anziehen oder abweisen, zur Bewirksamung seiner Lebenskraft angemuthet (Gemüth). Der gemüthlichen Regung seiner Kräfte entweder für oder wider die Lebensgegenstände folgend richtet der Mensch sich selbst nach jenen Gesetzen, macht sie zu seinem eignen Gesetz (Wille). Er läutert, bildet an ihnen seine Subjectivität, macht sich selbst in dieser Bildung allen übrigen Subjectivitäten gegenüber objectiv (freier Wille) und gestaltet freiwillig dem ewigen Gottesgedanken gemäß seine Lagen und Verhältnisse, d. h. lebt und weset in Freiheit. Das Streben aber, diesen Gottesgedanken gemäß mit

allen Menschen, so weit der jedesmalige Lebens- und Wirkungskreis reicht, Gemeinsamkeit und harmonisches Wesen herzustellen, dieses Streben heißt Liebe. Sie und sie allein schaffet endlich volle Genüge und Befriedigung in frischer Ausübung der eignen Kraft wie im Genusse des gemeinsamen Daseins oder das Glück.

Wiefern nun der Mensch die Gesetze der Weltordnung mit Bewußtsein gedankenmäßig auffaßt, nennt er dieselben „Ideeen". Wiefern er nach ihnen sein Leben richtet, sein Thun ordnet, nennt er dasselbe ideeenmäßig oder, da sich in den Ideeen die Wesenheit des objectiven Daseins erfüllt, objectiv. In Rücksicht auf das Organ, durch welches jene Gesetze menschlich erfasset oder vernommen werden, heißt es dann auch vernunftmäßig oder vernünftig. — Und so sind nun Objectivität, Ideeenmäßigkeit, Gemeinsamkeit und Liebe auf's Innigste mit einander verwandt im Gebiete des Vernunft- und Gemüthslebens, wie Subjectivität, Idealität, Selbstsucht und Absolutie im Verstandes- und Begriffsleben verwandt waren. Nicht der abstracte Begriff ist der wahre. Der wahre, objective Begriff ist die Bestimmung, wie sich in dem einzelnen Individuum in seiner Art die Grundidee des Gesammtseins concret zu Tage stellt. So geht der wirkliche Verstand in der Vernunft auf.

Daß nun aber in jedem menschlichen Individuum und endlich in der Gesammtheit derselben oder in der Menschheit die Grundidee des Daseins, das heißt: Liebe, zum Selbstbewußtsein gelange und in den realen Verhältnissen des Menschenlebens sich thatsächlich erweise: dazu hilft Gott selber, indem er Menschen, Völker, Völkergruppen in diejenige Bewegung und Thätigkeit setzt, welche die scheidenden Grenzen der Staaten- und Völkergeschichten auflöset und die Geschichte zur Menschheitsgeschichte, zur Weltgeschichte werden läßt. Je höher und reiner sich durch Bethätigung der Vernunft das Selbstbewußtsein der Menschen ausbildet, desto sichrer gestaltet sich der Gesellschaftstrieb zur Staatsform und zwar zu derjenigen Staatsform, welche den Menschenstaat zur Erscheinung bringt, einen Staat, in dem jeder Bürger als ein Mitbürger und als ein seiner auf Vernunft und Freiheit gegründeten menschlichen Wesenheit gemäß vollberechtigtes Mitglied der Gesammtheit Geltung hat.

Auf dem neuen Grund und Boden des zur Zeit der Kirchenreformation wieder entdeckten und während der Reformationsperiode von Europa aus durch civilisirte Menschenhaufen mehr und mehr cultivirten Erdtheils jenseits des atlantischen Meeres hat die Weltgeschichte noch zu Lebzeiten Friedrich's des Großen den ersten Anlauf zur Herstellung eines solchen Staates genommen. Schärfer daherschreitend hat sie dann in Frankreich und von dort aus im übrigen Europa die Furchen gezogen, in denen das Fundament des neuen Lebensgebäudes eine sichre Stätte finden soll, eines Lebensgebäudes, darin jeder Bewohner thätig-frei auf freiem Grund mit freien Mitbürgern steht. Dieses neue Lebensgebäude nun mit dem darin wogenden neuen Menschheitsleben ist es, was Faust in hoher Entzückung des Todesmomentes geschaut hat, in dessen geistigem Anschaun er den höchsten Augenblick genießt. Schiller aber ist es,

der diese entzückende Anschauung zu realer Wahrheit, zu handgreiflicher Wirklichkeit gebracht hat in seinem Wilhelm Tell. Und in dieser durch den Wilhelm Tell vor Augen gestellten Vollendung dessen, was Faust in hoher Ahnung als das befriedigende Ziel seines langen schmerzlichen Sehnens und Ringens erschaut hat, ist die wechselseitige Ergänzung der beiden berühmten Dichterwerke begründet.

Wenn aber der einseitig verfahrende Verstand auf dem olympischen Gipfel seines Systemenbaues still stehen, wenn er in der Blüte seines höchsten Begriffs ruhen mögte, wie die seligen Götter der Alten: Jesus Christus, er, in dem die Vernunft sich leibhaftig-menschlich objectivirt hat, Jesus Christus ist nicht gekommen, Frieden zu bringen, wie ihn die Welt giebt und wie ihn die Welt, d. h. die Summe der sinnlich-verstandesmäßig phantasirenden und egoistisch entweder gründliche Bequemlichkeit oder unangefochtene Herrschaft liebenden Menschen, gern haben mögte. Er sagt ja selber: ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen sondern das Schwerdt, das heißt: nicht ohne gewaltigen Kampf kann die Vernunft zur Anerkennung, zur Verwirklichung ihres Inhalts gelangen. Und wie (nach Luther's Ausspruch) „die Geister auf einander platzen" und in brudermörderischem Kriegestoben Schwerdter an Schwerdtern sich messen mußten, um jenes phantastische Chaos der mittelalterlichen Romantik zu lösen und die Elemente des Menschenlebens gründlich zu scheiden durch Zersprengung der Bande, welche in der Form der Kirchenthümlichkeit Alles umschlungen und gefesselt gehalten hatte: so kann es nicht ohne noch gewaltigeren Kampf geschehen, daß diese verstandesmäßig geschiedenen Elemente aus den subjectiven Richtungen ihres egoistischen Strebens zur Gemeinsamkeit zurückgebracht werden, um, jedes an seinem Platze, nach der Bedeutung und Kraft seiner Eigenthümlichkeit, als urgehöriger Theil des Ganzen in dem Ganzen und für das Ganze sich vernunftgemäß zu bethätigen. Es kostet Kampf, ehe die regierenden und die regierten Elemente des Staatslebens in das vernunftgemäße Verhältniß gebracht sind, ehe die wunderhaft waltende Kirchenthümlichkeit sich zu einem gesunden Kirchen- oder Gemeindewesen menschheitsthümlich bestimmt hat, ehe Allen nach ihrer Wirkensfähigkeit ihre Rechte und Pflichten zu practischem Bewußtsein gebracht sind. In der Reformationsperiode hatte jeder Einzelne für sich zu ringen, um aus jener dumpfen Schicksalsmäßigkeit, in welcher das Kirchenthum Alles gebannt hielt, sich zu erlösen. Er hatte zu ringen gegen jenes mysteriöse Wunder- und Zauberwesen, mit welchem das Schicksal umkleidet war, und dessen die Kirchenthümlichkeit sich bediente, um durch die Scheidung alles Daseins in Göttliches und Teuflisches den Menschengeist zu verwirren. Aber die Lebendigkeit des Ringens wirkte dahin, daß durch den mystischen Nebel des Wunders und Zaubers endlich wieder das Licht, das Jesus Christus in die Welt gebracht hatte, siegend hindurchbrach, daß die Nebel zerstreut wurden und der alleinige Gott und Vater des Weltalls in freundlicher Klarheit vor der Seele seiner Menschenkinder stand. Nicht mehr jenes düstre mephistophelische Schicksal führt verführend den Menschen; Gott selbst, der Eine,

der Allerhöchste, ruft und leitet das Menschenkind zu freiwilliger Uebung des allbeglückenden Gotteswillens. In des Menschen eignem Wesen waltet Gott und drängt und treibt. Und wie er innen treibt, so treibt er den Einzelmenschen in die Menschheit hinein zum Handeln und Kämpfen, bis das Ziel errungen ist. Siehe da! Das bewußte Ringen nach diesem Ziele und das Ziel selber hat Schiller auf Grund der welthistorischen Lebensbewegung der Neuzeit in handgreiflicher Weise in seinem Wilhelm Tell zu Tage gestellt. Ueberblicken wir dies Schauspiel zunächst nach seinem Inhalt und Zusammenhang.

1.

Uebersicht des Inhalts und Zusammenhangs.

Der Prolog versetzt uns in die Stimmung, in welcher wir das Lebensgemälde zu begrüßen haben. Indem er den See, die grünen Matten, Dörfer und Höfe im Sonnenschein zeigt, läßt er uns zugleich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben, und im Hintergrunde die Eisberge sehen: das liebliche Gefilde bedroht von den Stürmen der Wolken, von den Lawinen der Berge. Er warnt vor dem Einschlafen in träger Sorglosigkeit, sonst überwältigt uns die Naturmacht und zieht ins Verderben. Er sagt Lebewohl den sonnigen Weiden und singt dem Sommer ein Scheidelied. Er mahnt an den Anschluß an die Menschenbrüder und räth ab von vereinsamender Einseitigkeit, die nur durch den Riß der Wolken die Welt erblickt und auf öden, ungeselligen Eisfeldern keinen Frühling, kein grünendes Reis gewinnt. Besorgniß erfüllt uns, wenn wir zuletzt dumpfes Krachen von den Bergen her hören und Wolkenschatten über die Gegend laufen sehen. Ein Kampf mit der Naturmacht steht den Menschen bevor; er deutet auf einen moralischen Kampf hin.

A. Des Kampfes Ursach.

I. 1. Aus den niedern Schichten der Bevölkerung zuerst begegnen uns Landleute, Männer des Arbeitsstandes, einfache, biedere Leute, aber beschränkt; zufrieden mit sich und ihrer jeweiligen Lage, dabei auf vorgefaßter Meinung stehend, abergläubisch, schwatzend und neugierig, nur an sich denkend; wenn ihre Hülfe in Noth erheischt wird, die eigne Haut wahrend; trotzig und unwirsch, wenn ihnen Forderungen gestellt werden; unbesonnen und rathlos, wenn sie Gefahr leiden. Der Fischer will den verfolgten Baumgarten nicht retten, weil ein Sturm im Anzüge ist und weil der See am Tage Simon's und Judä sein Opfer verlangt; die Andern schelten den Fischer, während sie sich wohl hüten, selber des Verfolgten Rettung zu wagen. Jeder ist sich selbst der

Nächste, und sobald seine eigne Haut sicher ist, mag der Gefährdete zusehen, wie er sich schütze. Im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens friedsam, ruhig, idyllisch; im verhängnißvollen Moment leidenschaftlich, selbstsüchtig, unzuverlässig. Ihnen fehlt die Cardinaltugend des Menschen und Bürgers, die Haus und Staat sichert. Tell beschämt sie und zeigt ihnen, welche Kraft ihnen inwohne, wenn sie dieselbe nur gebrauchen wollen. Die verfolgenden Reiter aber machens ihnen handgreiflich, daß ein Jeder von ihnen Noth zu befahren hat und nur sich schützen kann durch aufopferndes Zusammenstehen und brüderlich gemeinsames Wirken.

2. Der reichsfreie Grundbesitzer Stauffacher, ein höchst ehrenwerther Biedermann, ist doch auf seine Reichsfreiheit nicht wenig eitel. Durch sie steht er aus der großen Menge der Landleute hervorgerückt; er gehört zu den Vätern des Landes, ist begütert und kann den minder Begüterten unterstützen, ihm helfen. Er thut's auch. Er ist Arbeitgeber und sorgt für Viele. Dadurch sind diese Vielen von ihm abhängig. Er ist ein gebildeter Mann — in welcher Höhe der Charakter- und Willensbildung erscheint seine Gertrud! Wie sehr ist unter solchen Umständen auch der Biederste in Gefahr, den Aermern, Hülfsbedürftigen, Ungebildeten aus der Liste der Bruderschaft zu streichen und eine scharfe Scheidegrenze zu ziehen zwischen Stand und Stand! Wie leicht ist's, um der Bewahrung des eignen Gutes, der eignen Behaglichkeit, des eignen Genusses willen die allgemeine Noth zu übersehen und sich zu fügen in Mancherlei, was gesunde Vernunft nicht billigen kann! Stammesbrüderlichkeit und wahrhaftige Liebe zum Einzelnen und Ganzen, wie bald tritt sie in den Hintergrund, wenn nur der Schein eines gewissen Herrenthums gerettet wird! Da kommt Geßler und stellt sich als den alleinigen Herrn des Landes drohend hin. Die Gefahr ist allgemein, die Noth eine gemeinschaftliche. Darum nimmt der reiche Grundbesitzer den flüchtenden Landmann schützend bei sich auf und eilt zu seinen Gastfreunden, um mit ihnen Raths zu pflegen, wie man der Landesfeinde muthig sich erwehre.

Künstlerisch werden diese und die folgenden Scenen dadurch zur Einheit verbunden, daß Tell aus der einen in die andere herüberschreitet.

3. Stauffacher und Tell kommen nach Altdorf. Dort sehen sie den Bau von Zwinguri. Schweizer Handwerker bauen diese Zwingburg auf und verdienen unverdrossen ihren Baulohn am Bau ihres eigenen Kerkers. Schweizer Frohnleute müssen Steine und Mörtel herzubringen und sich von dem Frohnvogte des Despoten schelten und schütteln lassen. Was kommt dabei heraus, daß der Meister Steinmetz den Hammer in den tiefsten See werfen will, nachdem derselbe ihm gedient hat zur Vollendung des Fluchgebäudes und zur Erwerbung seiner Lebensnahrung und Nothdurft? Stauffacher seufzt. Tell fühlt sich nicht wohl, will weiter gehen und giebt hochtönende Redensarten von sich. Als aber der gediegene Stauffacher ihn zu thätlicher Widersetzlichkeit auffordert, da läßt er's bei großartigen Sentenzen bewenden und sucht sich doch auch lediglich aus der Affaire zu ziehen. Auch Bertha hat zunächst nur Geldspenden

und Klagen. Aber Allen kommt durch den aufgesteckten Hut zu schärferem Bewußtsein, daß der Despot sein Spiel treibt mit ernsthaft würdigen Leuten; Allen wird die politische, folglich die das Ganze berührende Tendenz der Despotie klar als ein Fallstrick, die Schweiz an Oestreich zu verrathen. Das Bedürfniß der Einigung und Gemeinsamkeit meldet sich dringender.

4. So kommt Stauffacher zu Walther Fürst. Walther Fürst, ein Mann voll süßlicher Höflichkeit, peinlich, schwach; verliebt in sich und seine Verbindung mit dem Adel, mit dem er liebäugelt, ohne dessen Meinung und Beistand er sich nicht getraut, etwas zu thun; der lieber Schloß und Riegel an der Thür haben will, als wacker widerstreben. Weder zu sich selbst hat er Vertrauen, noch zu seinen Standesgenossen, noch weniger zu der Masse des Volks, mit welcher er dennoch durch seinen Schwiegersohn Tell in einer ihm wahrscheinlich wenig behaglichen Verbindung steht; Tell erscheint wenigstens gar nicht in Gemeinschaft mit ihm. Bei Walther Fürst ist aber Melchthal. Melchthal ist jung, feurig, leidenschaftlich und ein Hasser des Adels, ganz Gegensatz gegen seinen Wirth. — So liegt in der Schweiz Alles auseinander. Eigenliebe und Sonderinteresse hat das Band gelockert, welches in der Vorzeit den Schweizerstaat gegründet hat. Als aber nun zu den bekannten Gewaltthaten der östreichischen Vögte Stauffacher auch die an Melchthals Vater vollzogene Gräulthat verkündigt: da schwindet alle Eigensucht, da schließt der ordnende, werkkräftige Verstand Stauffachers, der bedächtig vorsichtige Rath Walther's Fürst und die frische, schlagfertige Wirkenslust Melchthals, Jeder dem Andern seine Einseitigkeit opfernd und nur für's Ganze zu gemeinsamem Dulden, Schaffen und Wirken sich rüstend, den Retterbund.

II. 1. Künstlerisch ist die Scene dadurch mit dem Vorhergehenden verbunden, daß aus I. 1. der Hirt Kuoni hier wieder erscheint. — Kuoni mit sechs anderen Knechten steht vor dem alten Attinghausen, der willenlose Knecht vor seinem Herrn und Gebieter, der allein einen Willen hat. Der alte Edelherr, eine ehrenhafte Gestalt, das Bild des alten Kernadels, lebt mit seinen Knechten wie mit seinen Kindern patriarchalisch. Aber er ist alt und wankt dem Grabe zu. Sein Erbe Rudenz? Er zaudert, den Frühtrunk mit den Knechten zu theilen, und blickt den Landmann mit Verachtung an. Er steht abtrünnig von den Seinen auf der Seite des Landesfeindes und buhlt um Fürstengunst. Die Stimme der Verführung ergriff sein Ohr und hat sein Herz vergiftet. Er läßt seine Vaterlandsbrüder im Stich, um als Oestreichs künftiger Sklav Selbstherrscher seiner Bauern und Hörigen zu werden. Liebe zu Stammesgenossen und Vaterland hat ihn verlassen, Eitelkeit und falschverstandener Ehrtrieb machen ihn zum Genossen des Feindes. Der jüngere Adel steht schroff gesondert von der übrigen Bevölkerung. Erst später kommt er zu Einsicht und auf den rechten Lebensboden zurück.

B. Des Kampfes Entscheidungsmittel.

2. Den drei Männern des Volkes aber ist's gelungen, die nichtadelige Bewohnerschaft der Schweiz in ihren Vertretern im Rütli zu versammeln. Zwar zeigt sich auch in dieser Landsgemeine noch der Sinn, der durch die Rücksicht auf das eigene Interesse vom Ganzen abgezogen zu werden in Gefahr kommt, und Reding als Landammann muß den Meier vor der Landsgemeine weisen (d. h. zurechtweisen, zur Ordnung rufen); zwar bringt's die Landsgemeine nicht weiter als zu der Bestimmung, daß, wer von Ergebung an Oestreich spricht, ehrlos sein soll; zwar werden sichere Maßregeln für bestimmte Schritte gar nicht getroffen: aber das Ganze schließt sich doch zu gemeinsamem Zweck als Einheit zusammen; die Erinnerung an die Vorzeit belebt zu neuer Stärke das Brudergefühl und bestätigt den Grundzügen nach ein Staatsleben, das die vernünftigste und der Lehre Christi am meisten entsprechende Lebensform in Aussicht stellt. Durch den Hinblick auf die auch außerhalb der Schweiz geübte Herrschaft des Oestreichers gegen Johann von Schwaben steigert sich die Dringlichkeit des gemeinsamen Handelns. Endlich aber wird in Aller Brust mächtig die hehre Gewalt des Gottesglaubens und führt zu dem gemeinschaftlichen Vertrauen auf den höchsten Gott, der Aller Schutz und Vater ist. Die gemeinschaftliche Noth hat alle im Glauben vor Gott vereinigt und den Quell geöffnet, aus dem Lebenskraft fließt, der Liebe heiligende, ewige Himmelskraft.

III. Und diese höhere Liebe, die als göttliches Grundgesetz alles Daseins das Familienleben weihen muß, damit sie das Staats- und Bürgerleben in der Gesammtverbindung der Menschen kräftigen und veredeln könne, sie muß in einem Lebensgemälde, wie das vorliegende ist, zu besonderer Manifestation gebracht werden.

1. In der ersten Scene dieses dritten Actes sehen wir nun den Wilhelm Tell in seiner Häuslichkeit vor uns. In Verbindung mit dem, was wir schon vom Tell gesehen und über ihn gehört haben, bietet uns diese Scene das Bild eines Mannes, in dem mächtige Kräfte theils schlummern, theils vereinzelt wirken, theils eines bestimmten, bewußten Ziels entbehren. Rastlos muß Tell ein flüchtig Ziel verfolgen, wenn er seines Lebens recht genießen will. Daher ist er unstät, auf den Bergen umherschweifend. Zwar ist er hochherzig, zu jeder körperlichen Thätigkeit geübt, rücksichtslos muthig und ohne Bedenken das Leben wagend; aber alles nur aus einer gewissen Ueberfülle der Kraft bei dem stolzen und übermüthigen Bewußtsein von dieser Kraft. So lebt er einsiedlerisch, auf sich selbst vertrauend, wenig in Gemeinschaft mit Andern, um die Andern unbekümmert, an sich selbst vollkommen begnügt. Das zeigt sich auch an seinem Verhältniß zu seiner Gattin. Rücksichtslos geht er seines Wegs, läßt sich durch ihr dringendes Bitten nicht bewegen; und wie er theilnahmlos in Betreff des Ganzen sich nur auf sich verläßt, so entbehrt er auch der bewußten Liebe zur Gattin und zur Familie überhaupt. Auch er muß zu dieser Liebe erzogen werden. Auch er muß aus dem Bedürfniß der Theilnahme und

Unterstützung von Seiten Anderer zum Anschluß an das Ganze gebracht werden. Und gerade in dem Punkt, wo er für seine Person am sichersten zu sein glaubt, wird er demnächst am schärfsten getroffen. Er denkt, Geßler fürchte sich vor ihm. Dies ist auch wirklich der Fall. Aber er kennt den Despoten nicht und was ein solcher thun kann, eben weil er sich fürchtet. Er kennt das Leben überhaupt nicht. Aber für's Leben soll der Mensch seine Kräfte gebrauchen, sonst ist er nichts werth. So müssen bittere Erfahrungen auch den Tell für's Leben erziehen, ihn stellen auf das Grundgesetz des Lebens und zur wahrhaftigen Liebe tüchtig machen.

2. Diese Liebe nun wird uns vom Dichter in ihrer Verklärung und hohen Wirkungskraft in dieser 2. Scene des III. Acts aufgewiesen. Das kann im Drama nur geschehen an einem practischen Verhältniß, an einem Lebensverhältniß, da beziehungsweis höhere Geistesbildung auch das höhere Bewußtsein von dem Gottesgesetze voraussetzen läßt. Und wie die Poesie überhaupt dieses Gottesgesetz symbolisch klar macht an dem concreten Verhältniß der Liebe des Jünglings zur Jungfrau, so läßt auch Schiller dasselbe zur Klarheit kommen an dem Verhältniß zwischen Rudenz und Bertha. Wie aber der Dichter das Leben des Schweizervolks läuterte und befreite von seiner Idyllenhaftigkeit, von seiner Naivetät, Philisterei und patriarchalischen Verkehrtheit: so läutert er auch hier die Liebe als solche von ihrer romantischen Ueberschwänglichkeit und macht sie zu einer Kraft für's wirkliche Leben. Ja, diese unklare Romantik, welche das Ritterfräulein (ganz der damaligen Zeit des noch nicht ganz verschollenen Minnegesangs und Minnedienstes gemäß) dahin kommen läßt, den blöden Ritter zu dem Zwiesprach in wilder Waldgegend zu laden, wird selbst das Mittel zur Heilung der Liebe von den Schwächen dieser Romantik. Auf's praktische Leben gerichtet, wird die Liebe geläutert zur Lebenskraft und bewirkt, daß Rudenz der Sache seines Vaterlandes sich mit Begeisterung hingiebt und, ein treuer Sohn des Landes, sich mit gediegener Kraft seinen Vaterlandsbrüdern anschließt.

So ist dem Schweizervolke in seiner Gesammtheit durch alle Schichten hindurch zum Bewußtsein gekommen vermittelst der allgemeinen Landesnoth lebendiger Gottesglaube und wahrhaftige Liebe, deren Wesenheit ist, das eigene Wohlsein im Wohlsein des Nächsten zu suchen und in der Wirksamkeit des Einen für den Andern gemeinsam die Vollkommenheit des Seins zu erstreben. Lebendiger Gottesglaube und wahrhafte Liebe sind für den einzlnen Menschen und für ganze Völker die Grundmittel jeglichen Glücks und die Hauptwaffen gegen jegliches Unglück. So sind die Schweizer gerüstet zum Kampf.

C. Des Kampfes Vorgang.

3. Und sogleich treibt nun der Dichter diesen Kampf des Schweizervolks gegen den Gewaltherrscher auf seine Spitze. Keineswegs aber zeigt er uns denselben in einem rohen, mörderischen Kriegsgetümmel. Vielmehr führt er

uns in die Seelentiefen, wo Schmerz und Lust zu gründlicher Entscheidung kommen. Nicht Massen gegen Massen läßt er fechten und streiten. An dem Zusammentreffen zweier Menschen führt er die Entscheidung herbei. Wie Geßler der Repräsentant der Gewaltherrschaft ist, so wird Tell hier der Vertreter des geknechteten Gesammtvolks der Schweiz. Dafür erklärt Geßler selbst den Tell, indem er ihn aus Allen herausgreift, um an ihm darzuthun, wie er das ganze Volk behandeln will; dafür erklärt ihn auch das ganze Volk in dem Gesammtgefühl der Schwere, die auf Allen lastet, und in der Erkenntniß dessen, was Geßler durch das Gebot des Apfelschusses andeutet. Indem nämlich Geßler gebietet: „triff den Apfel auf deines Kindes Haupt", und hinzufügt: „triffst du ihn nicht, so stirbst du mit deinem Knaben", hat er der gegenwärtigen Generation zugleich mit ihrem Nachwuchse den Tod angedroht, das Verderben des gesammten Schweizervolks in Aussicht gestellt und somit die entschiedenste Kriegserklärung ausgesprochen. Dem Tell aber ist die ganze Wucht des Tyrannendrucks auf die Schulter gelegt. Er leidet für Alle. Er kämpft für Alle. Alle kann er erretten. — Nachdem alle Versuche, das Aeußerste abzuwenden, sowohl von Seiten Tell's selbst wie auch von Seiten seiner Volksgenossen vergeblich angewendet sind, entschließt sich Tell und vollendet das Unerhörte, das Unglaubliche. „Es muß!" in diesem Ausruf bekundet Tell die Erkenntniß einer höheren Nothwendigkeit. Gott ist ihm nahe getreten. Gott hilft ihm. Gotte gelobet er sich zur Befreiung des Vaterlandes von Tyrannengewalt. — Tell hat gezeigt, daß ein Volk, wenn es sich geläutert, der Freiheit würdig gemacht und Gottes Beistand erlangt hat, auch das Unmögliche möglich macht. Aber Geßler mißachtet diesen Umstand und steift sich mit Ueberschätzung seiner Gewaltmittel gegen Gott auf, dessen offenbare Billigung der schweizerischen Erhebung ihm hätte einleuchten können. Darum ist von nun an Gott selbst wider den Geßler und macht den Tell zum Ausführer der vergeltenden Strafe.

D. Des Kampfes Vollendung.

IV. 1. Zwar wird Tell, vermöge einer hinterlistigen Wendung, welche Geßler seiner Lebensversicherung giebt, in Ketten gelegt und gefangen hinweg geführt; aber selbst die Natur erhebt sich gegen Geßler im Sturm und hilft dem Tell zur Freiheit. Tell wird seines Armes mächtig und kann seinen nachherigen Todesschuß aus dem Hinterhalt an dem hinterlistigen Verfahren Geßler's bei seiner Gefangennahme rechtfertigen. Mit Tell's Freiheit ist Geßler's Untergang außer Zweifel gesetzt.

2. Die andern Schweizer wollen nach der letzten Grausamkeit Geßler's sich mit dem Adel in Verbindung setzen. Sie wollen für die Durchführung ihres Bundeszwecks sowohl als auch für die Wiederbefreiung Tell's (dessen Befreiung, kraft des Sturmes, ihnen natürlich jetzt noch unbekannt ist) des Adels Hülfe in Anspruch nehmen. Aber sie finden den alten Attinghausen im Sterben.

Indessen sehen sie ihr Streben, nachdem der Sterbende Alles erfahren hat, von diesem gebilligt, hören von ihm den Preis des Bürgerthums und die Mahnung zur Einigkeit. Sie erleben die Verwirklichung dieser Mahnung, da nun auch der Erbe Attinghausen's, der junge Ritter Rudenz, sich mit ihnen in gleichem Recht zu gleicher Pflicht vereinigt, seine Privilegien gegen den Vortheil gemeinsamen Bürgerrechts aufgiebt und sich mit ihnen verbrüdert.

So zieht Adel, Bürger und Landmann, zu einem Gesammtvolk gleichberechtigter Vaterlandsbrüder vereinigt, nun hinaus, um die Burgen der Zwingherrn zu brechen und den Tell zu befreien.

3. Unterdessen aber ist der schon frei gewordene Tell in die hohle Gasse von Küßnacht geeilt, um in der Wegtilgung des furchtbarsten Feindes der Schweizer das Wichtigste auszuführen, was zur Sicherstellung der Freiheit des Vaterlandes ausgeführt werden mußte. Seine That hat Zeugen genug gehabt, welche sie den Schweizern verkündigen konnten, als diese von allen Seiten her von ihren Befreiungszügen auf den öffentlichen Platz nach Altdorf zurückgekehrt waren.

E. Des Kampfes Palme.

V. 1. Hier in Altdorf finden wir dann die Schweizer in der Festfeier der Freiheit. Aber es ist kein Fest taumelnder Unbesonnenheit und Gedankenlosigkeit. Vielmehr ist es der Art, daß es uns Gelegenheit bietet, die Würdigkeit zu erkennen, kraft welcher diese Schweizer das wiedererrungene freie Bürgerwesen verdienen. Sie haben bei ihrer Befreiungsarbeit das edle Maß gehalten und nicht in Rachewuth sich überstürzt. Sie jubiliren nicht über den Fall dessen, der die Ursach ihrer Knechtung war, sie verehren vielmehr erschüttert die furchtbaren Gerichte Gottes. Sie suchen nicht Gunst bei den Mächtigen dadurch, daß sie denselben dieneten in Verfolgung der Mörder des Kaisers. Vielmehr sehen sie dem Regiment des neuen Kaisers mit Zuversicht entgegen; denn sie wollen nicht anarchisches Wesen sondern Gerechtigkeit und ein Oberhaupt, das ihnen Recht spreche in jedem Streit. In der durch das gnädige Walten Gottes sichergestellten Zuversicht auf die Verwirklichung ihrer Hoffnungen gedenken die Schweizer Dessen, der das Härteste erduldet und das Größte gethan hat, mit freudigem Danke und wallen nach Tell's Hause, um diesen Dank ihm zuzujubeln.

2. Tell nämlich — seit „jenes Augenblickes Höllenqualen“ ist aus dem Träumer ein besonnener Mann, aus dem nur durch den Augenblick Angeregten ein überlegender, verständiger Prüfer und Entscheider, aus dem wortkargen Sentenzensprecher ein gewandt, klar, gediegen, ja, poetisch redender Mensch, aus dem rastlos umschweifenden Gebirgsjäger ein zweckgemäß wirksamer Vaterlandsvertheidiger, aus dem einsiedlerisch Eigenlebigen ein mitfühlender und rettender Mitbürger, aus dem rücksichtslosen Hausherrn ein liebevoller Gatte und Vater geworden — Tell ist nach dem Schuß im Hohlwege

von Küßnacht, nachdem er seine Armbrust an heiliger Stätte zu einem Denkmal des Danks gegen Gott aufgehangen hat, voll sorgender Liebe sogleich zu seiner Familie zurückgekehrt. Und wie nun Tell seit dem Apfelschuß als Repräsentant des Gesammtvolks aufgestellt wurde, so läßt der Dichter auch an ihm in den aufeinanderfolgenden häuslichen Scenen Das offenbar werden, was vorzugsweise dazu dient, einem auf Gesetzlichkeit und Recht gegründeten freien Bürgerstaat unter Leitung eines sacrosancten Oberhauptes und Gesetzverwesers Halt, Würde und dauerndes Gedeihen zu geben. Das ist nämlich des Bürgers Rüstigkeit in entschiedener, selbst blutiger Vertheidigung der heiligsten Rechte des Menschen und des Vaterlandes bei Bewahrung vor jeglichem eigensüchtigen Zweck. Parricida hat gemordet, um zur Herrschaft zu gelangen; Tell hat seinen Heerd und das Vaterland vertheidigt. — Das ist ferner der freie, durch keine Satzung getrübte Gottesglaube, die freie, selbstversöhnliche Stellung vor Gott nach Pflicht und Gewissen, ohne Dazwischenkunft eines stellvertretenden und vermittelnden Kirchenpriesterwesens: sittliche Kraft und freudiges Gottvertrauen. Parricida, der ungeduldig wünschende, von Neid zernagte, ehr- und landgierige, nach Herrschaft lüsterne Parricida, er, der sich selber nicht zu beherrschen versteht und alles sittlichen Haltes entbehrt, der sich von lockeren Gesellen verführen läßt und durch frevelhaften Verwandtenmord seines Wesens Heillosigkeit verbrieft und besiegelt, ja, der bedarf eines Priesters, bedarf des stellvertretenden, vermittelnden Kirchenthums, o, der kann kein Mitglied eines gesetzlich freien Bürgerstaats, kann kein Staatsbürger sein, kann nicht weilen bei den Glücklichen. — Das ist nicht minder die bescheidentliche Anerkennung der eignen Fehlhaftigkeit (Ihr seid ein Mensch — ich bin es auch: sagt Tell) bei helfender Geduld mit den Schwächen des Andern. So zeigt sich Tell, nachdem er seine, allerdings recht schwache, mäkelnde, mit Allem unzufriedene, alltägliche Hedwig wegen der „blutigen Hand" ruhig und herzlich beschwichtigt hat, gegen den unseligen Parricida nicht hochmüthig und sich selbst überhebend; vielmehr er vergießt Thränen des Mitgefühls, zeigt ihm den Weg zum Heil durch Reue und Buße und unterstützt ihn reichlich mit Gaben, daß er zum Ziele komme. — Das ist auch das Bestreben, den Frevel und den Frevler aus dem Gesichtskreis seiner Umgebung fern zu halten, um diese nicht zu beirren und sie fest zu halten am Rechten und Guten. Tell entfernt Weib und Kinder, nachdem er den wahren Character des Mönchs erkannt hat. Frage nicht! (sagt er) fort, fort! die Kinder dürfen es nicht hören. Geh' aus dem Hause, weit hinweg, du darfst nicht unter einem Dach mit Diesem wohnen.

Ein Solcher ist Tell geworden, nachdem er am Tage der Noth Gottes Zucht erkennen und Liebe gelernt hat. Er ist ein Mann geworden und Staatsbürger im vollendeten Sinne des Worts. Durch seine Leistungen, durch herrliche Entwickelung und Bestimmung seines ganzen Wesens ist er allen und jeglichen Mitbürgern ebenbürtig geworden. Er zeigt sich uns, wie der freie Bürger eines gesetzlich freien Bürgerstaates sein muß.

3. Welche Genugthuung und Freude muß daher Tell fühlen, als nun

seine durch sein Zuthun frei gewordenen Mitbürger ihm entgegen jubeln: es lebe Tell, der Schütz und der Erretter! Und das um so mehr, da es nicht ein leerer Jubelschall ist. Denn der ächte Jubel- und Freudenbeweis liegt erst in dem, was Bertha und Rudenz thun. Soll nämlich der freie Bürgerstaat feste Gewalt gewinnen, so müssen zu den sittlich-religiösen Bedingungen seiner Gründung und seines Bestandes auch die äußerlichen Bedingungen eine Wahrheit werden. Siehe da! das Ritterfräulein Bertha tritt in den Bund der Eidgenossen und wird die gleiche Mitbürgerin des Landes der Freiheit. So reicht sie dem Rudenz die Hand, die freie Schweizerin dem freien Mann. Aber dieser freie Mann wäre nicht wahrhaft ein Freier, wenn er nicht ein Befreiender wäre. Im freien Bürgerstaat kann Leibeigenschaft nicht mehr Statt haben; auch der Arbeiter und Diener ist bei gleichem Recht zu gleicher Pflicht ein freier Mensch. Darum hört jeglich Privilegium auf wie jegliche Frohn. Rudenz vollendet den Bau des freien Staats durch den Schlußstein des Wortes:

Und frei erklär' ich alle meine Knechte! —

Bei solcher Einfachheit der Anlage, bei solcher Klarheit und doch engen Geschlossenheit des Zusammenhanges, bei so allmähligem Aufbau, so gediegenem Ausbau des Ganzen hat Schiller in diesem seinem „Wilhelm Tell" ein Lebensgebäude errichtet, wie kein ähnliches seit Menschengedenken vorhanden ist. Mit dem Geistesblick des gottgeweihten Sehers durchdringt er die innerlichste Tiefe der Menschheitsgeschichte und erschauet den Gedanken Gottes, welchem gemäß aus fernster Vergangenheit her die Weltgeschichte sich zur Gegenwart entwickelt hat. Mit der Willenskraft des berufenen Gesetzgebers greift er in die tiefsten Tiefen der Menschenseele hinein und deckt die Gründe auf, warum das ewige Evangelium Jesu Christi von der Freiheit und Gotteskindschaft der Menschenkinder noch nicht feste, leibhafte Gestalt und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Mit der schöpferischen Macht eines von Gott erkorenen Propheten und Weihsagers, die ganze Zukunft in seiner Seele hegend, gestaltet er, schlicht und ausführbar, einen Staatsbau, wie er dastehen kann und wird und muß, wenn Jesu Christi reiner Gottesglaube und wahrhaftige Menschenliebe sich verkörpern soll.

2.

Grundgedanke des Schauspiels.

Nach dem kurzen Prologe tritt allerdings sogleich die Gewaltherrschaft des Oestreichers hervor an der im engen Privatverhältnisse der bäuerlichen Häuslichkeit Baumgartens geübten Brutalität des Wolfenschießen und in dem Verfahren der Reiter des Vogts.

Sie gewinnt an Gewicht durch die Art, wie Geßler dem reichsfreien Grundbesitzer Stauffacher sich als Herrn des Landes ankündigt.

Sie realisirt sich staatspolizeilich in der Wegführung der Ochsen vom Pfluge Melchthals und steigert sich zur Grausamkeit in dem Verfahren gegen Melchthals alten Vater.

Sie thut ihre trügerische und hinterlistig diplomatische Natur dar in der Zurückhaltung der Freiheitsbriefe des Schweizervolks so wie in der Weise, wie der adlige Freiherr und Ritter Rudenz zur Untreue gegen sein Vaterland verleitet wird, und zeigt ihre Ausdehnung und Unersättlichkeit darin, daß auch außerhalb des Schweizerlandes dem Herzoge von Schwaben, Johann Parricida, sein rechtmäßiges Erbe hinterhalten wird.

Sie treibt sich auf die Spitze in dem Gebote des Apfelschusses und überschlägt sich durch Mißachtung und Herausforderung der göttlichen Allmacht und Gerechtigkeit.

Sie erscheint, wie sie bis zum Schlusse des dritten Actes hin in ihrer steten Steigerung aufgewiesen wurde, so vom vierten Acte an in ihrem Falle. Die Natur tritt ihr entgegen im Sturm. Der einfache Menschenverstand verdammt sie durch den Fischer, nachdem ihr eigner Söldner sie verurtheilt und unter dem aufgesteckten Hute der Pöbel seinen Eckensteherwitz an ihr geübt hat. Der gediegene Bürger rüstet sich gegen sie. Der Adel fällt von ihr ab. Der bis aufs Aeußerste gebrachte Biedermann übt blutigen Entgelt an ihrem Werkzeuge. Ein Blutsverwandter endlich stürzt den Kaiser selbst als die Ursach der Gewaltherrschaft durch gewaltsamen Mord in den Tod.

Wenn aber auch so der Verlauf der Gewaltherrschaft im Steigen und Fallen sich vom Anfange bis zum Ende des Schauspiels hindurchzieht, so bildet es doch nur die Unterlage zum Aufbau eines neuen Lebensgebäudes oder (mit anderm Bilde) den rothen Faden, um welchen herum ein starkes Lebenstau gewoben wird, welches den Anker sicherer und reicher Lebenshoffnung trägt. Dem Dichter ist es nämlich durchaus nicht darum zu thun, eine despotische Regierung in ihrer Macht und in ihrem Sturze zu schildern. Das zeigt sich schon dadurch, daß die meisten Acte der Gewaltübung nur durch die gesprächlichen Mittheilungen der von denselben Betroffenen zu unsrer Kenntniß kommen. Sie treten wie aus dem Hintergrunde hervor und dienen dazu, als Ursachen und Veranlassungen die lebendig vorhandene Erregtheit der verschiedenen Menschengruppen zu erklären. Nur wo der niedrigere Volkshaufe angeregt werden soll, tritt die Gewaltübung leibhaftig zur Anschauung, weil einem solchen der Glaube nachdrücklich in die Hand gegeben werden muß. Daher kommen zu dem die Verletzung seiner Ehre erzählenden Baumgarten die Reiter, die in die Heerde fallen, die Hütte zerstören, Wütherei treiben. Daher wird der größeren Volksmenge der Aufbau der Zwingburg und die Aufstellung des Hutes gezeigt, um sie in Gährung zu bringen. Aber dem gebildeten Stauffacher und seiner herrlichen Gertrud genügt zu höchster geistiger Erhebung die einfache Erzählung einer Androhung, die dadurch freilich an Be

deutung und Gewicht gewinnt, daß sie vom Geßler kommt. Die Erzählung der an dem Vater Melchthals verübten Greulthat wecket selbst den Walther Fürst aus seiner Behaglichkeit auf und treibt die drei Männer zu dem entscheidenden Bündniß gegen den Tyrannen. Das den Herzog Johann angethane Unrecht wird auch bloß erzählt, um als Mittel zur Bestärkung der Schweizer in ihrem Befreiungsunternehmen zu dienen. Erst im dritten Acte tritt die Gewaltherrschaft im Geßler persönlich hervor, um in einer Handlung die maßlose Fülle despotischen Regiments zu concentriren und den Hochmuth aufzuweisen, in welchem dasselbe sich überstürzt und dem empörten Schweizervolke die höhere Rechtfertigung des Widerstandes und der Nothwehr darbietet. Mit dem Sturze des Dieners der Despotie verschwindet dann das persönliche Auftreten derselben von der Bühne. Der vollständige Untergang derselben wird wiederum durch Erzählung und aus der Freude kund, mit welcher die Schweiz ein schönes gediegenes Freiheitsleben begrüßt.

Die Schweizer dagegen erscheinen von Scene zu Scene im Vordergrunde in lebendiger Verhandlung und Thätigkeit. Der Wechsel ihres innern und äußern Lebens von Dem, was Verderbniß droht, zu höherer Lebensbildung tritt von Schritt zu Schritt in zusammenhängender Folge offenbar zu Tage. Und gerade hierin zeigt sich die hohe Künstlerschaft des Dichters, daß uns das Mangelhafte in dem Momente zur Erkenntniß gebracht wird, da es sich selbst aufhebt und Besserung wird, bis sich das Bessere zum Guten hervorgearbeitet hat. — Ein ursprünglich kräftiges, wackres, treusinniges Volk ist nämlich im Verlaufe der Zeit unter dem leisen Einflusse der lieben Gewohnheit eines friedseligen Lebens in Gefahr gekommen, der Einseitigkeit eines idyllisch-romantisch-patriarchalischen Wesens zu verfallen und seiner tüchtigen Natur verlustig zu gehen. Ein bis so lange freies Volk von Brüdern steht auf dem Punkt, sich in Stände zu scheiden, die schöne Einheit des bürgerlichen Freistaats und mit ihr die Freiheit selbst einzubüßen, ja, der Freiheit unwerth, in sich selbst zu Grunde zu gehen. Da wird Geßlers Despotie das geschichtliche Mittel zur Wiedererhebung, zur Weiterbildung, zur Veredlung des Volks. Das Volk erinnert sich dessen, was es nach Maßgabe seiner ursprünglichen Natur unter gegenwärtigen Umständen zu thun hat, um seiner selbst würdig zu bleiben. Es rafft sich zusammen, schüttelt die Gewaltherrschaft von sich und bildet sich mit Bewußtsein zu einem menschheitswürdigen Staatsleben auf Grund des ewigen Gesetzes, welches Gott als das allein vernunftgemäße und allgültige für die Gestaltung sowohl der allgemeinen als auch der besonderen Menschenlebensverhältnisse durch Jesum Christum hat verkündigen lassen.

Durch die Darstellung solches Kampfes der Schweizer leitet uns das Schauspiel zur Erkenntniß der realen oder objectiven Freiheit, in welcher Jeder nach seinen Verhältnissen, nach seinen Kräften und Bedürfnissen vermöge ausgleichender Gemeinsamkeit mit seinen Mitmenschen befriedigendes Lebensglück genießen kann, und bietet uns ein Gemälde dar, in welchem das staatliche Leben in seiner höchsten, den göttlichen Grundgesetzen des Daseins

entsprechenden Form in lebendiger Leibhaftigkeit und zweifelloser Verwirklichungsmöglichkeit zur Erscheinung kommt. — An Einfachheit und Lebensfülle, Mächtigkeit des Inhalts und Großartigkeit mögen wenig gleichartige Dichtwerke mit diesem Gemälde verglichen werden können. Gerade die Einfachheit in der Anlage und die Klarheit in der Durchführung des Ganzen bei so viel Reichthum und Tiefe der Scenerie und Charakteristik, bei solcher Gedankenwucht und einheitlichen Geschlossenheit ist bewundernswürdig. Davon werden wir uns gründlich überzeugen, wenn wir das Einzelne mit schärferer Aufmerksamkeit in's Auge fassen. — Betrachten wir denn genauer 1) den Landvogt Geßler, 2) den Schützen Wilhem Tell, 3) das Gesammtvolk der drei Waldstädte und 4) den Apfelschuß und seine Folgen.

3.
Geßler.

Die Bewohner der Schweiz, insbesondere die Bewohner der Waldstätte waren von Urzeiten her ein freies Volk.

Doch wir, der alten Schweizer ächter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie.

Die höchste Gewalt in ihrem Staatswesen übte die ganze Gemeinde der freien Männer unter ihrem Landammann. Es war also die Kraft der Staatsverfassung in dem Nationalwillen gelegen. Um aber ihrer Verfassung und ihres selbstständigen Bestandes sicher zu sein, hatten sie sich unter den Schutz des Kaisers gestellt und diesen Kaiser des Reiches zum Schirmherrn und Haupt ihres Staats gemacht.

Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.
Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter.

Dafür leisteten sie dem Kaiser als dem gleichzeitigen Oberhaupte des Reichs mancherlei in Verträgen festgestellte, wohl auch außerordentliche freiwillige Dienste, insbesondere Zuzug in Reichskriegen und dergleichen.

Sie folgten, wann der Heribann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten.
Nach Welschland zogen sie gewappnet mit . . . —.

Das Volk der Schweiz bildete bei solcher Vertretung durch die Landesgemeinde (Parlament, Kammer) unter Leitung des Landammanns (Präsident der Kammer) und bei solcher Vereinbarung mit dem deutschen Kaiser, der der Schützer der Gesetze, der höchste Verweser derselben war und den höchsten Blutbann übte als Haupt des Staats, das Volk bildete in dieser Weise ein auf Gemeinsamkeit und Vertrauen gegründetes Staatswesen, das alle Staats-

genossen als Eidesgenossen vereinte, unter dem Gesetz-verwesenden Staatsoberhaupte einheitlich zusammenhielt, jeden Einzelnen durch gemeinsame Betheiligung am Staatswohle in der Pflege seines eignen Wohls förderte und den in sich geschlossenen Schweizerstaat mit dem großen deutschen Reiche zu freiwilliger Einigung brachte, einen in sich selber kräftigen und beglückenden, nach außen hin freundlich und wechselseitig ergänzenden Staat. Diese Staatsform war bekräftigt durch „Kaiser Friedrichs Brief", und das Recht der Schweizer war so „lauter und klar, gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.

Die Kaiser konnten indessen selten persönlich in der Schweiz erscheinen. Um aber die Reichsrechte aufrecht zu erhalten und die gesetzmäßigen Zustände im Lande zu überwachen, sandten sie zu bestimmten Zeiten Reichs- oder Landvögte, welche im Namen des Kaisers das Land verweseten und Recht sprachen.

Und dazu war bestellt ein großer Graf.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn ins Land,
Und unter offnem Himmel schlicht und klar
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen,

d. h. ohne irgend welche Rücksicht auf die etwaigen persönlichen Wünsche seines Herrn, des Kaisers, noch mit Beachtung etwaiger Sonderinteressen der verschiedenen Stände oder Parteien im Lande.

Dies Verhältniß hatte im Ganzen in gutem Frieden und zu beiderseitigem Genügen der Regierten wie des Regierenden gedauert, bis Albrecht I., Sohn Rudolphs von Habsburg, zur Kaiserwürde gelangte 1298.

Albrecht war ein strenger, fast harter Herr. Tell sagt in seinem Monologe (IV. 3): „Der Kaiser sandte dich in diese Lande, um Recht zu sprechen — strenges; denn er zürnet". Albrecht war indessen gegen die Schweizer nicht darum streng und zürnend, weil er als höchster Richter des Landes dazu Veranlassung gehabt hätte, sondern viel mehr aus einer andern, rein persönlichen Absicht. Geßler spricht diese Absicht aus in den Worten, die er an Rudolph den Harras richtet:

Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden:
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Wege —
So oder so, es muß sich unterwerfen.

Albrecht verlangt nämlich von den Schweizern, sie sollen dem Reich entsagen und sich dem erblichen Schutze seines als des herzogl.-österreichischen Regentenhauses anvertrauen. Das heißt freilich: sie sollen, während sie so lange deutsch gewesen waren, nunmehr und auf immer habsburgisch oder österreichisch werden.

Einzelne Kantone der Schweiz ließen sich wirklich dazu bringen, z. B. Luzern, das in unserm Schauspiele durch den Pfeiffer von Luzern (I, 2) repräsentirt wird. Dieser aber, durch Erfahrung belehrt, erhebt die Warnungsstimme vor Stauffacher in den Worten:

Haltet fest am Reich und wacker, wie bisher!
Seid Ihr erst Oesterreichs, seid Ihr's auf immer.

So mogten denn die alten Waldstätte von dem Anschlusse an Oesterreich nichts hören. Darum ließ Albrecht zu, daß die Reichsvögte im Schweizerlande dauernd weileten, Burgen anlegten, Unrechtes von den Schweizern forderten und mit Druck und Härte ihre Forderungen eintrieben. So thaten es auch die Burgvögte auf den habsburgischen Stammgütern. Unter den beiden Reichsvögten Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg war es aber besonders Geßler, der hart auf dem Lande lag. Und keinen Geschickteren zur Erreichung seines Zwecks hätte sich Albrecht I. auswählen können als diesen Geßler!- Darum wird er vorzugsweise in unserm Stück als machtübender Vogt aufgestellt, ausschließlich als der Repräsentant und Stellvertreter des Herzogs von Oesterreich vorgeführt und mit demselben geradezu identifizirt. In diesem Sinne spricht er zum Harras: „dies kleine Volk ist uns ein Stein im Wege". Und an Rudenz richtet er die zornige Frage: „Verwegner, diese Sprache deinem Herrn?"

Dies macht uns aufmerksam auf die meisterhafte Kunst, mit welcher der Dichter den historisch gegebenen Umstand behandelt, daß nämlich Albrecht I. zugleich Kaiser des Reichs und Herzog von Oesterreich in einer Person ist. Als Kaiser hätte er die Schweizer schützen müssen vor dem Unrecht, das er ihnen als Herzog von Oesterreich anthun will. Schiller bringt ihn daher gar nicht auf die Bühne. Wir hören nur von ihm, wie er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit den Schweizern die Freiheitsbriefe vorenthält und in diesem Vorenthalt den Anfang zu den weitern Bedrückungen macht — und wie er zuletzt in der Ermordung durch seinen Neffen die „Gerichte Gottes" an sich erfährt, weil er seine Stellung nicht nur nicht zum Heile der Völker benützt, sondern vielmehr zu selbstsüchtigen, rein persönlichen Zwecken mißbraucht. Was er aber als Herzog von Oesterreich gegen die Schweizer unternimmt, das führt in seinem Namen Geßler aus, so daß wir im Geßler ohne Mißgriff die Person des Herzogs von Oesterreich anzusehen haben.

Worauf es denn nun abgesehen ist, das erkennen wir bald. Dem reichsfreien Stauffacher kündigt Geßler bösmeinend an:

Ich will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande.
Ich werd' mich unterstehn, euch das zu wehren.

Den Schweizern, die beim Apfelschusse zugegen sind, giebt er in Betreff ihrer Bewaffnung zu hören:

Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchsten Herrn des Landes.
Bewaffnet sei Niemand, als der gebietet u. s. w.

Rösselmann's Berufung auf die Freiheitsbriefe der Schweizer weiset er durch die Bemerkung zurück, daß die Bestätigung dieser Freiheitsbriefe als eine

Gunst erworben werden müsse durch Gehorsam. Und da er diesen Gehorsam nicht findet, schnaubt er sie an:

Rebellen seid ihr Alle gegen Kaisers
Gericht und nährt verwegene Empörung.

Diese und ähnliche Aeußerungen bringt Geßler bei einzelnen Personen oder bei besonderer Gelegenheit an. Um aber dem Gesammtvolke für die Dauer seine Meinung kund zu thun, greift er zu einem Mittel, das ehrenwerthe Leute empören mußte. Er läßt zu Altdorf den österreichischen Herzogshut aufrichten mit der Kundmachung:

Dem Hut soll gleiche Ehre, wie ihm selbst geschehn.
Man soll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren.

Und den Zweck dieser seltsamen Forderung erklärt er dann selbst gegen Rudolph den Harras dahin:

Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen.

Unzweideutig ergiebt sich daraus, daß Geßler (oder der österreichische Herzog) einzig und allein seinen Willen zum Gesetze der Schweizer machen will. Sein Wille soll als unanzweifelbar, vollberechtigt gelten; keine Verfassung soll ihn beschränken; keine Landsgemeinde daran drehen oder deuteln; er soll keiner höheren Bestätigung bedürfen. So emancipirt sich der Herzog von Kaisers Macht; und Tell sagt mit Recht: „Nicht der Kaiser selber hätte sich erlaubt, was du." Indem aber Geßler als Gewaltträger des Herzogs die Schweizer wie seine unmittelbarsten Unterthanen behandelt und über sich keine höhere Obmacht anerkennt, zeigt er sich als einen Machthaber, dessen Herrschaft wir nicht besser bezeichnen können als durch den Ausdruck „absolut". Er ist demnach bestrebt, den Staat, der bisher unter einer von der freien Landsgemeinde der Schweizer entworfenen und mit dem deutschen Reichsoberhaupte als dem höchsten Gesetzesverweser der Schweiz vereinbarten Verfassung glücklich regiert worden war, in eine absolute Monarchie zu verwandeln, d. h. anstatt der gesetzlichen Bürgerfreiheit die Fürstenabsolutie einzuführen. Und dies gelingt ihm bis zu dem Grade, daß er den Schweizern den schnöden Rath hinwerfen darf:

Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen.

Indessen an dem bekannten Begegniß mit Tell bricht das Gebäude seiner Willkührherrschaft zusammen, nachdem er, vermöge dieses selben Begegnisses, auf der höchsten Spitze desselben erschienen ist. — Den Tell nämlich kennt er schon länger. Er kennt ihn als einen im ganzen Lande, besonders aber von der großen Masse des Volks geachteten Mann, als einen Mann, in welchem jeder Schweizer das Gepräge ächter Schweizernatur würdigt, als einen Mann von Kraft und Wagehalsigkeit. Dieser Tell hat kürzlich den Baumgarten, welcher einen Burgvogt des Habsburgers erschlagen hatte, über den sturmbewegten See gerettet und durch diese entschiedene That deutlich genug angekündigt, was er von dem Regimente der österreichischen Vögte hält. Diesem Tell ist er vor Kurzem einmal in den wilden Gründen des Schächenthals auf

menschenleerer Spur begegnet und hat ganz allein mit ihm, der auch allein war, bloß Mensch zu Mensch neben einem Agrunde verweilt.

Da erblaßt' er.
Die Knie versagten ihm durchaus, er konnte
Nicht einen armen Laut nur von sich geben.

Er fürchtet sich also vor dem Tell. Tell hat ihn schwach gesehen. Das vergiebt er nie. Den Retter, „der Alles kann, der an Nichts verzagt, den kein Sturm schreckt, wann es zu retten gilt“, den muß er unschädlich machen, um so mehr, als das Volk auf diesen Tell vertraut.

Und Tell liefert sich selbst in Geßler's Hand. Im Tell kann er das ganze Volk strafen, an ihm dem ganzen Volke seine Meinung und Absicht beweisen. Darum sagt er auch:

Ich kenn' euch Alle, ich durchschau' euch ganz;
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte —

und erklärt somit den Tell für den Repräsentanten des Volks, an welchem er zeigen will, was er dem ganzen Volke zugedacht hat.

Tell nämlich hat dem aufgesteckten Herzogshute „nicht Ehr' erwiesen“, hat sich also der Verachtung des Gebots seines Herrn schuldig gemacht. Tell entschuldigt sich zwar mit „Unbedacht“. Allein dies hilft ihm um so weniger, als er sich wohl erinnern muß, daß er auf seines Söhnleins Ruf: „ei, Vater, sieh' den Hut dort auf der Stange!“ die Antwort gegeben hat: „was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen!“ Ueberdies ist er in Altdorf bei Aufrichtung des Hutes und bei Bekanntmachung des Gebots gegenwärtig gewesen. Auch seine Berufung auf seinen vorbedeutungsvollen Namen (Tell, Täll, zusammenhängend mit talen, dalen, heißt so viel als Einfältiger, Träumerischer, wunderlicher Kauz) kann ihn nicht entlasten. Er hat sich wirklich eines Vergehens schuldig gemacht, ist auf dem Vergehen ergriffen und somit dem Richter verfallen. Geßler darf also strafen; ja, wie lächerlicher Art auch seine Forderung der Hutverehrung sein mag, da sie einmal als Gebot veröffentlicht ist, muß er ihre Nichtachtung strafen; und er hat die Macht, zu strafen. Aber wie straft er?

Statt zu richten und zu strafen nach gesetzlichem Brauch und mit herkömmlicher Pön, quält er durch Seelenfolter, die mehr als schimpflicher Tod ist. Durch Zufall veranlaßt, verhängt er das Unerhörte, Unglaubliche: „Mach' dich fertig, einen Apfel von des Sohnes Haupt zu schießen!“ — Wie ihm Zufall den Befehl eingegeben hat, so schärft er denselben willkührlich, ohne daß Tell etwa durch Widerspenstigkeit oder Trotz Anlaß gegeben hätte, durch die Drohung:

Den Apfel triff mir auf den ersten Schuß.
Wenn du ihn fehlst, so ist dein Kopf verloren.
Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben. —

Zu Härte und Grausamkeit fügt er den Hohn:

Ein And'rer wol bedächte sich; du drückst
Die Augen zu und greifst es herzhaft an.

Ja, der Hohn schlägt in die Bosheit der Schadenfreude um, da er dem früher Gefürchteten nun schrecklichen Entgelt bieten kann. „Jetzt, Retter, hilf dir selbst! du rettest Alle!" —

„Du rettest Alle!" In diesem Ausdruck haben wir eine von jenen ächt dramatischen Wendungen anzuerkennen, durch welche der große Dichtergenius die schicksalsmäßigen Tiefen des welthistorischen Menschheitslebens dem Leser oder Hörer aufschließt. Geßler, der Gewaltherrscher, deutet hin auf die Rettung Baumgarten's durch Tell, auf die Hoffnungen, deren Verwirklichung die Volksmasse durch Tell voraussieht. Er verlacht den Retter, der jetzt in seiner Gewalt ist und selbst aller Errettungshoffnung baar. Und doch spricht er in diesem Ausdrucke nichts anderes aus, als was Gott nächstdem wirklich gescheh'n läßt; denn Tell rettet wirklich sich und das Land. Im Munde dessen, an dessen Tode durch Tell die Rettung herbeigeführt wird, hat dieser Ausdruck jenen Ton des geheimnißvoll daherschreitenden Verhängnisses, durch welchen der große Tragödiendichter so mächtig wirkt. Es geschieht dies durch den Gegensatz und Widerspruch, der zwischen der *Meinung* des Sprechenden und den *wirklichen Erfolgen* der Geschichte vorliegt.

Im Bewußtsein seiner augenblicklichen Macht aber verstockt sich Geßler mehr und mehr.

Vergebens sind Bertha's ernste Bitten und Mahnungen .....

Vergebens bietet Walther Fürst die Hälfte seiner Habe, sein ganzes Vermögen, um das Gräßliche einem Vater zu ersparen .....

Vergebens bleibt der rührende Zorn des hochherzigen Knaben .....

Vergebens läßt Rösselmann mit apostolischem Ernst die Mahnung ertönen: „O, denket, daß ein Gott im Himmel ist, dem Ihr müßt Rede steh'n für eure Thaten!" .....

Vergebens lodert auch Rudenz im Zorn auf. Der Edelherr muß sich sagen lassen: „Ihr schweigt, bis man euch fragt." Und als er, des Volkes Rechte vertheidigend, die eigne freiherrliche Geburt in Anschlag bringt und an das Schwert greift, winkt Geßler seinen Reisigen, um den Herausforderer zur Ruhe zu bringen.

Unterdeß hat Tell geschossen; und er hat einen glücklichen Schuß gethan.

„Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!" In diesem Ausrufe Geßler's könnte der Ausdruck „der Rasende!" auffällig erscheinen. Warum nennt Geßler den Tell, der doch nur des Herrn eignen Befehl vollzogen hat, einen Rasenden? Der Ausdruck wirft ein Licht auf die eigentliche Absicht, welche Geßler bei dem Gebote des Apfelschusses hegte, und deutet auf die Stimmung, welche ihn zu fortgesetzter Grausamkeit treibt. Geßler ist erstaunt, weil selbst er denjenigen für rasend, wahnsinnig, toll halten muß, der solchen Schuß wagt. Er ist verdrießlich, weil er den Vollzug des Schusses weder erwartet noch gewünscht hat. Ohne den Schuß hatte er den Tell *mit* dessen Knaben sicher und scheinbar rechtmäßig in seiner Gewalt. Entsetzen aber ergreift ihn, weil er gesehen hat, wie Tell einen zweiten Pfeil in Bereitschaft hält; denn die

Bedeutung dieses zweiten Pfeils konnte ihm schwerlich entgehen. Die Ahnung, was er von einem zur Raserei des Apfelschusses Getriebenen zu befahren habe, sobald derselbe freie Hand behalte, erschüttert ihn zur Furcht vor der Zukunft.

Als er indessen den Tell kraftlos zusammengesunken sieht, während die Andern mit Tell's Aufmunterung beschäftigt sind, beschwichtigt er sich und ersinnet, zum Lobe des Meisterschusses gezwungen, die Mittel, welche ihn vor den Meisterschüssen eines Rasenden sicher zu stellen geeignet sind. Wer ungebührliche Gewalt übt, wird Schritt vor Schritt zu neuer Gewaltthat getrieben; das ist das Verhängniß der Gewaltsamkeit und Eigenmacht. Mit Recht sagt Rösselmann: „Wehe dem, der einen Vater getrieben hat, daß er Gott versuchte!" — Und siehe, das Wehe erfüllt sich am Geßler.

Denn als nun dieser heimtückisch den Tell zu jenem Bekenntnisse gebracht hat: „mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte . . . . ."

Als er in Folge seines gegebenen Ritterwortes den Tell zwar des Lebens versichert, ihn aber nun will führen lassen und verwahren, „wo weder Mond noch Sonne ihn bescheint, damit er sicher sei vor seinen Pfeilen" . . . . .

Da, als die zweite Aufforderung an ihn ergeht, die Hand Gottes nicht zu verkennen, und er nun auch diese zweite Mahnung nicht etwa bloß überhört, wie es bei der ersten der Fall gewesen war, sondern vielmehr gottlos zurückweiset in den trotzigen Worten: „Laß sehn, ob sie ihn zweimal retten wird" —:

Da ist sein Verhängniß entschieden.

In diesen die höhere Macht herausfordernden Worten hat er nämlich das menschliche Maß, die Grenze menschlicher Verzeihlichkeit überschritten und sich in Leidenschaft der Selbstsucht und Selbstüberschätzung überstürzt. Mit überkühner Faust hat er in die Zügel des Weltregiments gegriffen und sein Verhängniß selbst heraufbeschworen. Denn Gott läßt sich nicht spotten. Geßler aber hat nun Gott selbst zum Kampf aufgerufen und der Allmacht Trotz geboten. In diesem Momente der dramatischen Handlung ist daher die Katastrophe in Betreff des Geschickes Geßler's gelegen. Von nun an hat er's nicht mehr mit Menschen, von nun an hat er es lediglich mit Gott, mit dem von ihm beleidigten Gotte zu thun. Tell wird nun ein Werkzeug in Gottes Hand. Aecht dramatisch deuten dies die Worte an, mit welchen Tell seinem Peiniger am Schlusse des dritten Actes zum Schiffe folgt, die Worte: „mir wird Gott helfen".

Und Gott tritt nun auf als die ewige, gerechte Vorsehung, die sich in unerforschlicher aber weiser Leitung der Naturereignisse und des Menschenlebens dem Menschengeschlechte offenbart und bewährt. Er tritt auf als der Vergelter des Unrechts, das in seinen Menschenkindern ihm selbst als dem Vater dieser Menschenkinder angethan wird; er gleicht aus, er richtet als ein gerechter Richter.

Er sendet den Sturm, als Geßler mit seinem Gefolge und dem gefesselten

Tell auf dem See zur Ueberfahrt nach dem festen, sichern Küßnacht sich befindet, einen Sturm,

> Der als ein grausam mörd'risch Ungewitter
> Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
> Daß allen Ruderern das Herz entsank,
> Und meinten Alle elend zu ertrinken — —

Er nöthigt den Geßler, den Tell seiner Fesseln zu entledigen, damit dieser ihn aus der Todesgefahr rette. Im Tell ist die einzige Retterkraft vorhanden, eine Kraft, welche nun vom Geßler respectirt werden muß — —

Er beschämt den Geßler, da Der, den er höhnend den Retter Aller nannte, nun sein eigner Retter werden soll — —

Er läßt den Tell entkommen aus dem Sturm und übergiebt den Geßler neuer Todesangst auf dem noch brausenden See — —

Er erfüllt ihn mit neuer Furcht, da der Arm frei ist, der den zweiten Pfeil zu unfehlbarem Schuß ins Herz des Feindes gebrauchen wird — —

Er vollzieht die Strafe durch die Hand Dessen, den Geßler gepeinigt hat; Geßler erkennt sterbend, „das ist Tell's Geschoß" — —

Er fügt's, daß Geßler noch mit brechendem Auge das Kind siehet, das von der Mutter erhoben wird, um zu betrachten, „wie ein Wütherich verscheidet" — —

Er läßt mit Geßler's Tode auch alle Zwecke und Ziele desselben zu Schanden gehen. Die lustige Hochzeitsmusik, die in die Todesangst des Sterbenden hineinjubelt, läßt diesen solches empfinden. Die Begleiter Geßler's müssen sich davon überzeugen durch Stüssi's Worte:

> Euer Walten hat ein Ende. Der Tyrann
> Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
> Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.

Zuletzt weiset der grause Chor der wie „Raben" niedersteigenden barmherzigen Brüder uns auf das Jenseits hin. Diese „Barmherzigen" schließen die irdische Erscheinung des absoluten, selbstsüchtigen Gewalthabers mit den Worten:

> Bereitet oder nicht, zu gehen,
> Er muß vor seinen Richter stehen. — — —

Nach Allem, was wir eben erkannt haben, ist Geßler ein durchaus tragischer Charakter. Seine Lebensstellung ist eine wichtige und von entscheidender Bedeutung für einen geschlossenen Kreis der Menschheit. Er ist ausgezeichnet durch festen Willen, durch consequente Richtung seiner Kraft auf ein bestimmtes Ziel, durch mächtige Kraft, die auch das Aeußerste nicht scheut, um zum Ziele zu gelangen. Aber die strebende Kraft steigert sich zur maßlosen Leidenschaft, Herrschsucht artet zur Tyrannei aus, überschwengliches Vertrauen auf die eigne Macht streift sich gegen die Gottheit auf und führet dadurch endlichen Sturz herbei.

Das Geschick Geßlers bildet indessen nur die tragische Grundlage, auf

welcher sich das ernste, inhaltreiche, grossartige Lebensgebäude aufrichtet, das der Dichter der staunenden Welt als sein höchstes und vollendetstes Werk hinterlassen hat. Die Betrachtung des Hauptcharakters „Wilhelm Tell" wird uns der vollen Erkenntniß des dem Werke inwohnenden Sinns und Gedankens näher bringen.

4.
Wilhelm Tell.

Tell steht als Held des Schauspiels dem Geßler so gegenüber, daß er an dessen verneinendem und Vernichtung suchendem Verhalten zu neu erzeugender und fest bewahrender Wirksamkeit emporgetrieben wird. Das Verhältniß des Einen zum Andern wechselt dergestalt ab, daß es nach der Katastrophe das Umgekehrte von dem wird, was es vor derselben gewesen ist. Bis zum Apfelschusse ist Geßler der denkende, wirksame, richtende — Tell der träumende, ausweichende, niedergeworfene — — nach dem Schusse ist Geßler der abhängige, überwältigte, gerichtete — Tell der denkende, regsame, gepriesene Theil. Geßler erscheint persönlich nur zwei Mal auf der Bühne und zwar nur in den Momenten, welche für Tell's Charakterentwickelung und für Tell's Befreiungsthat unumgänglich nothwendig sind, während Tell selbst sogleich in der ersten Scene nach dem Prologe als handelnde Person auftritt und in den letztern Theilen des Schauspiels geradezu im Vordergrunde vorkämpfend verharrt.

Gleich bei seinem ersten Auftreten erscheint uns Tell in einer gewissen Rücksichtslosigkeit gegen die Personen, welche hier wegen der Rettung Baumgarten's mit einander hadern. Ohne die Andern zu beachten, fragt er sogleich: wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht? Nicht nach der Sache fragt er, um welche sich's handelt, sondern nach dem Manne, weil dieser ihm hülfsbedürftig erscheint. Sein zweiter Ausspruch zeigt ihn in seiner Achtlosigkeit auf sich selbst und in dem unbedingten Glauben an Gottes Beistand, wann es gilt, dem Bedrängten zu helfen. Im dritten Ausspruch offenbart er das Vertrauen auf die unter Gottes Leitung wirkende Naturmacht, während er auf den Willen der Menschen, insbesondere des hochgestellten Landvogts, wenig giebt.

Als aber „die Stunde drängt" und zu augenblicklicher That auffordert, läßt er die „eitle Rede" fallen und thut die nöthige That. Er thut sie aber als Etwas, „das er nicht lassen konnte", also aus unwillkürlichem Triebe, ohne Ueberlegung, wie nur aus höheren, in seinem Innern ohne Bewußtsein waltenden Impulsen und Instincten. Erst, als er schon den Kahn zu besteigen im Begriffe ist, denkt er an sein Weib und trägt dem Landsmann einen Trost an dasselbe auf, „falls ihm 'was Menschliches begegnen sollte",

Unbedingtes Zutrauen hat er zu seinen Landsleuten. Stauffacher ist ihm „ein Vater der Bedrängten". Von diesem setzt er zweifellos voraus, daß derselbe sich Baumgarten's annehmen werde, wie er selbst es unbedenklich, man könnte sagen unbedacht, gethan hat. Darum kümmert er sich aber auch um Baumgarten nicht weiter sonderlich, sondern verläßt ihn sorglos mit den Worten: „ihr habt nun meiner weiter nicht von nöthen". Wozu also der specielle Fall und die augenblickliche Vorlage ihn treibt, das thut er, ohne zu bedenken und zu überlegen. Dann aber hat er auch über die endlichen Erfolge seines Thuns nicht viel Sorge, ebenso wenig wie er dasselbe hoch anschlägt und ihm sonderliche Bedeutung beilegt.

Treten ihm indessen Gegenstände entgegen, welche auf den ersten Blick hin sein Vertrauen zurückweisen, so weicht er ihnen lieber sogleich aus, wie in der 3. Scene, wo er zu Stauffacher sagt: „hier ist nicht gut sein; laßt uns weiter gehen!" Mit Verhältnissen, welche Aufmerksamkeit auf die Umgebung heischen, Vorsicht nöthig machen, Ueberlegung ihrer Natur und besonderen Wendbarkeit fordern, mit solchen Verhältnissen hat er nicht gern zu thun, sie sind ihm peinlich, legen ihm Zwang auf und verkümmern sein Kraftgefühl. Darum sucht er, als er die Hutaufstellung und das Gebot Geßler's vernommen hat, nochmals schnell hinwegzukommen, indem er an Stauffacher die Worte richtet: „Ihr wisset nun Bescheid. Lebt wohl, Herr Werner!" Und als dieser ihn dringlich zurückhält, um über die schlimme Lage des Landes zu reden, da antwortet er mit allgemeinen salbungsvollen Tendenzen, so daß Stauffacher wenig von ihm erbaut worden ist. Wir selbst werden unsicher über die etwaige Zuverlässigkeit und Gediegenheit unsers Helden, wenn wir von ihm die Worte hören: „doch, was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath! Ich kann nicht lange prüfen oder wählen". Ja, die Versicherung, welche er dem Stauffacher giebt, „bedürft ihr meiner zur bestimmten That, dann ruft den Tell; es soll an mir nicht fehlen!" flößt uns das Bedenken ein, ob damit nicht vielmehr die Unselbstständigkeit und bloße Brauchbarkeit zum maschinenmäßigen Draufschlagen, als sonst irgend eine höher zu schätzende Eigenthümlichkeit sich an den Tag lege.

Dies Bedenken gewinnt an Schwere durch den Umstand, daß in dem Gespräche der drei Bundesstifter in der 4. Scene (obwohl dies dem Schwiegervater des Tell, dem Walther Fürst, hätte nahe liegen können) Tell's gar nicht als eines Mannes Erwähnung gethan wird, der bei Vereinigung zu so hoch wichtigem Zwecke zu berücksichtigen sein möchte. Und bei der im Rütli wirklich vollzogenen Vereinigung der drei Waldstätte zum Widerstande gegen Oesterreich ist in Betreff der verhandelten Angelegenheit vom Tell gar nicht die Rede. Nur Baumgarten denkt aus rein persönlicher Rücksicht an ihn, als er Tell's Schwiegervater, den Walther Fürst, bemerkt, und nennt ihn beiläufig, als er sich zu halsgefährlichen Dingen erbietet. Indessen beachtet Niemand aus der Versammlung diese Erinnerung Baumgartens. Melchthal vermisset den Tell durchaus nicht, indem er erklärt: „Das Herz ist hier des ganzen Volks;

die Besten sind zugegen". — Erst im dritten Act tritt Tell wieder zum Vorschein. Von da ab aber nimmt er bis zum Schlusse des Schauspiels hin den Vordergrund des Gemäldes ein. Es muß daher mit seinem Charakter, der uns bisher wenig erfreulich erscheinen konnte, eine eigne Bewandtniß haben. Sehen wir zu:

Seiner äußern Erscheinung nach tritt Tell als ein kräftiger, naturwüchsiger Mann vor uns hin. In dem engen Kreise seiner Lebensbewegung schreitet er zuversichtlich daher. Mit gesunden Sinnen frisch umherspähend, auf Gott und die gelenke Kraft vertrauend, weiß er sich aus jeder Fahr und Noth leicht herauszuringen. Der Bedürfnisse für sich hat er wenig oder keine. Wessen er gerade bedarf, das verschafft er sich durch eigne Wirksamkeit; er versteht beinahe Alles (d. h. zu Allem hat er Anlage und Fähigkeit). So sehen wir ihn durch die Axt im Hause den Zimmermann ersparen, und vernehmen, wie er seinen um Herstellung des Bogenstranges bittenden Sohn zu ähnlichem Thun mahnt in den Worten: „Ein rechter Schütze hilft sich selbst". — Er kann daher fremder Hülfe leicht entrathen und steht auf sich selbst, der ein Meister seiner Handirung ist, sich frisch durch's Leben schlägt, zu Schutz und Trutz gerüstet.

So lebt Tell als ein bedürfnißloser, des Zusammenwirkens mit Andern überhobener, insofern unabhängiger oder (seiner eigenthümlichen Lebensauffassung gemäß) freier Mann. Diese Freiheit, welche ihm sein Naturell zum Lebensgesetz macht, ist freilich nichts Anderes als das ungetrübte Gefühl voller Ungebundenheit und Sorglosigkeit. Darin findet er sein Lebensglück. Wie wenig er indessen selber weiß, was er will, wie wenig ihn das klare Bewußtsein von einem bestimmten Streben und Ringen belebt, das giebt zweifellos der Ausspruch zu erkennen: „Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen. Dann erst genieß ich meines Lebens recht, wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu erbeute." Mit diesem Ausspruche will er sich vor seiner Gattin, die ihn gern zu Hause erhalten mögte, rechtfertigen wegen seines beständigen Umherschweifens; er denkt auch wahrscheinlich, wunder wie tiefsinnig er sich entschuldigt habe. Aber in Wahrheit spricht sich in seinen Worten doch nur die noch unverstandene Sehnsucht nach einem Gute aus, das er dunkel ahnet und rastlos sucht, das er aber selbst noch nicht erklären kann, viel weniger mit Bewußtsein besitzt.

Darum kann er auch zu Hause keine Ruhe finden. Und doch hat er ein liebes Weib und zwei liebe Kinder. Häuslichkeit und Familienleben bieten ihm keine Befriedigung dar; und auch der Umstand, daß er mittels des ihm von seiner Frau zugebrachten Vermögens nicht genöthigt ist, seinen Lebensbetrieb, nämlich die Alpjagd, erwerbsam zu treiben, steigert seine unbestimmte Rastlosigkeit. Dazu kommt, daß seine Frau Hedwig allerdings eine Frau ist, die vermöge ihres peinlichen, stets unzufriedenen und jeder höheren Regung abgeneigten und verschlossenen Wesens ihn viel mehr abstößt als an sich fesselt.

Was die äußere Lebensstellung betrifft, so ist Tell durch seinen Jagdbe-

trieb mehr an den geringeren Stand, an die große Masse der Bevölkerung gewiesen. Beziehung nach höher hinauf gewinnt er durch größere Wohlhäbigkeit und durch seine Verheirathung mit der Tochter Walther's Fürst, der zu den vornehmeren Geschlechtern des Landes gehört. — Wie aber zeigt er sich von Seiten des Charakters und der Geistesbeschaffenheit?

Ueberlegen und weitaussehende Ziele und Zwecke des Lebens verfolgen, planvoll und mühselig arbeiten, mit Anstrengung seinen Geist auf Etwas richten: das ist nicht seine Sache. Wie er, so ist der Jüngling, der noch nicht reif ist; so sind die niederen Volksschichten, die nicht die Kreise der höhern Bildung beschreiten; so sind die Völker in den ersten Entwickelungsperioden ihrer Geschichte. Sein Denken ist mehr ein ahnungsvolles Träumen und Phantasiren, ein bewußtloses Abstrahiren und Poetisiren. Daher ist er im Ganzen wortkarg, wenn er nicht besonders aufgeregt ist. Was er aber spricht, das ist abgerissen, in allgemeinen Sätzen ausgedrückt, sentenziös. Die großartige Bergnatur hat ihn ihre Sprache gelehrt; die Einsamkeit der Wildniß läßt ihre Echo's aus seinem Munde wiedertönen; zuweilen erklingen seine Worte prophetisch in alttestamentlicher Erhabenheit. — Nichts ist geeigneter, uns zu reizen, unsre Theilnahme zu erwecken, als solche Naturen, wann sie uns im Leben begegnen. Solche Naturen zeigen uns das Menschenwesen in seiner Großheit. Wohl aber haben wir uns zu hüten, in ihnen das Menschenwesen als bereits vollendet anzuerkennen. Vielmehr erscheint in ihnen nur die erste Begründung dessen, wozu sich das Menschenwesen gestalten soll. Sie sind die Träger einer bevorstehenden Zukunft und bieten uns des Menschenwesens Ursprünglichkeit, die durch stetige Weiterbildung die vollendete Entwickung zu ächtem Geisteägepräge in Aussicht stellt. Gerade dieser Umstand ist es, der uns für die Erstlinge der Menschheit, wie sie uns im Homer, im Alten Testament, im Ossian geschildert werden, so innigen Antheil nehmen läßt. Wir übersehen oder vergessen die Fehler und Schwächen, welche diesen Charakteren ankleben, und sind nur zu leicht geneigt, in ihnen die Urgesetzlichkeit der Menschennatur zu begrüßen.

Tell ist eine solche ursprüngliche Natur. Tell ist aber ein wirklicher, leibhafter Mensch mit rechtschaffnem Fleisch und Blut, Kopf und Herzen, wie deren Manche auf Gottes Erdboden gelebt haben und noch leben. Er ist nämlich ein Mensch, in dessen Seele alle Ideeen des Wahren, Rechten und Guten noch unbewußt und ungetrennt ruhen. Er trägt einen mächtigen Reichthum in Geist und Herzen. Aber er weiß nichts davon. Das Licht der Erziehung und Ausbildung ist nicht in die Tiefen zu dem Schatze gedrungen, viel weniger ist der Schatz schon gehoben. Dennoch ist gleichsam der Duft desselben ihm durch alle Adern und Nerven gedrungen und strömt einen Nimbus der Besonderheit um die ganze Erscheinung des Mannes. Groß und hehr und mächtig ist seine Seele, wie die Berge, in denen er erwachsen ist; aber eben so tief und stumm und starr und unentwickelt, voller Nebel und Lawinen, wie diese.

Menschen mit dieser durch Mangel an Erziehung und Ausbildung noch nicht aufgeschlossenen und frei gemachten Seelenwelt sind in ihrem äußeren Gebaren seltsame Gegenstände der Betrachtung und erfahren denn auch vermöge ihrer Ungewöhnlichkeit in den Kreisen des gewöhnlichen Lebens die verschiedensten Urtheile. So ergeht es auch dem Tell in den Lebenskreisen, welche er berührt. Bekannt ist er in allen Kreisen der Bevölkerung der Schweiz. Er ist ja der beste Schütz im Lande. Er hat auf den gemeinschaftlichen Schießfesten die höchsten Preise gewonnen. Er macht die waghalsigsten Züge durch's Gebirg. Er hat wohl auch öfter ähnliche Abenteuer wie die Rettung Baumgartens über den sturmbewegten See bestanden. Davon ist dann in dem kleinen Lande überall und öfters erzählt worden, da es auf dem beschränkten Gebiete nicht viel Neues zu erzählen giebt. Aber je nach der verschiedenen Gemüths- und Bildungs-Stimmung der verschiedenen Lebenskreise so wie je nach der Art, wie Tell sich diesen Kreisen gegenüber eine Stellung zu geben weiß oder aber nicht weiß, ist das Urtheil über ihn verschieden.

Dem Adel oder dem höchsten Stande des Landes steht Tell ziemlich linkisch und unbenehmsam gegenüber. Denn von Formen des Umgangs, noch weniger von den Formalitäten und der Etiquette desselben weiß er nichts, ihnen versteht er nicht sich zu fügen. Bei der dunklen Ueberfülle seines Wesens ist er noch formlos und durchaus ungeschult. Entfernt von diesen vornehmen Leuten mag er gar großartige Gedanken hegen, die ihnen nicht sonderlich vortheilhaft sind; aber ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüber kommt er um so mehr in Verlegenheit und Verwirrung, als er bei dem wenn auch dunklen Gefühle seiner Charakterüberlegenheit desto schärfer den eignen Mangel socialer Lebensbildung empfindet, durch welche jene so sicher sind und niederhaltende Ueberlegenheit üben. Daher erklärt sich auch sein penibles und ungelenkes — ja, Mancher möchte sagen: unwürdiges — Benehmen gegen Geßler, als dieser ihn im Beisein eines vornehmen Gefolges, das überdies zum Theil aus vornehmen Damen besteht, auf dem Platze vor Altdorf zur Untersuchung zieht. Dieser Zug kleidet unsern Helden allerdings wenig vortheilhaft. Aber diese Unbeholfenheit, diese scheinbar übermäßige Demüthigkeit vor dem höchsten Herrn des Landes ist die meisterhaft treue Zeichnung nach der wahrhaftigsten Naturwahrheit. Ueberdies ist im Tell das Bewußtsein vorhanden, daß er wirklich einen Fehler begangen hat. Und dieser Fehler wird ihm noch dazu in Gegenwart von seines Gleichen vorgeworfen, die ihn für so brav und gut und unantastbar gehalten haben. Die öffentliche Beschämung mehrt seine Unbehülflichkeit. Siehe da, gerade an so ausgezeichneten Naturen, wie im Tell eine vor uns steht, berührt uns das Gefühl von der Nothwendigkeit geistiger Ausbildung des Menschen und der Mangel derselben am schärfsten, wann wir sie in ähnlichen Situationen erblicken. Das macht uns Schiller hier recht fühlbar; und wer an der Zeichnung des Tell in jener Untersuchungsscene mäkeln kann, der hat von Menschenkenntniß keine Spur, sondern urtheilt nach eigens gebildeten Phantasieen und verlangt sogenannte idea-

tische Gestalten auf den Brettern, die uns die Weltgeschichte bedeuten sollen. Solche nach der Ausscheidung alles Unbequemen und Widerwärtigen durch Auswahl und Zustammenstellung alles Lieblichen, Ansprechenden, Erwünschten willkürlich oder kürbildsam (idealisch) componirte Gestalten sind das Werk irrgehender Dichtkunst. Die wahre Poesie bringt die ursprünglichen, den Erscheinungen zum Grunde liegenden Ideeen (das heißt: die Gottesgedanken im Weltall) an concreten, wirklichen Gegenständen oder Personen zur Offenbarung, indem sie die Einseitigkeiten dieser Gegenstände und Personen, wie sie in Wirklichkeit sind, hinstellt, um sie ihrer Idee gemäß zu läutern, auszuprägen und im Ziel ihrer Bestimmung aufzuweisen; sie hat es nicht mit Idealität, sondern mit der Ideeenmäßigkeit der Gegenstände und Zustände des Lebens zu thun.

Unser Tell nun gilt in den vornehmen Lebenskreisen für einen Sonderling, für einen seltsamen Kauz. Als solchen hat ihn auch Geßler bezeichnen gehört und spricht diese Ansicht über ihn aus in den Worten:

Man sagte mir, daß du ein Träumer seist
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise;
Du liebst das Seltsame.

Ob das Geßlers eigne Meinung über Tell sei, oder ob er in Tells Besonderheit noch etwas mehr sehe, werden wir bald erfahren.

In den mittleren Schichten der Bevölkerung, bei den praktischen Menschen, die auf stattliche Häuser, auf Sammlung von Vermögen, auf gediegene Geschäftigkeit und solide Häuslichkeit sehen, bei diesen Patriciern, die gern in Ruhe und Gemächlichkeit ihr Leben führen und für sich eine gewisse Anerkennung und Ehrerbietigkeit von Seiten der geringen Klassen in Anspruch nehmen, bei ihnen, die, wenn es einmal gilt, mit praktischem Takte Verhältnisse zu erkennen und zu ordnen verstehen: in diesen patricischen Schichten der Schweiz ist Tell nicht sonderlich angeschrieben. Als der Schwiegersohn Walthers Fürst muß er zwar mit Anstand behandelt werden; dafür sollte er aber auch nicht vergessen, daß er von Hause aus doch nur niederen Standes ist. Statt dessen trägt er den Kopf hoch, hat von der spießbürgerlichen Solidität keine Ahnung u. dgl.; und der reichsunmittelbare Stauffacher, sonst ein höchst respectabler Biedermann, weiß nicht recht, was er aus Tell machen soll.

Desto mehr Geltung hat Tell bei der großen Masse des Volks, welcher die jeweiligen Offenbarungen seiner höheren Natur in äußern Thatsachen faßbar werden. Ein unfehlbarer Meisterschuß — eines Sturmes Ueberwindung, die der Meister Steuermann zu leisten sich nicht getraut — dies absonderliche Wesen überhaupt — die entschiedene Zurückhaltung von den Vornehmen bei der Verbindung mit der Tochter Eines derselben: das ist in des gemeinen Mannes Augen unendlich viel, dafür läßt er sich Manches bieten, übersieht manche Nichtbeachtung. Tell ist dem Volke ein ganzer Mann; „es giebt nicht zwei wie der ist im Gebirge;“ er ist ein „braver Schwimmer“, ein Wackrer, der beste Mann im Land, der bravste Arm.“ Er ist der Mann, von dem das Volk, soweit es zum Bewußtsein seiner politischen Lage

gekommen ist, Rettung hofft. Der Arm (sagt Ruodi), der retten sollte, ist gefesselt, mit ihm ist der letzte Anker der Hoffnung gebrochen. Und was könnte uns einen deutlichern Beweis vom Vertrauen der Volksmasse zu Tell geben, als jene Ausrufungen des Fischers am Ufer des sturmbewegten See's, auf dem Tell gefangen mit dem Landvogt schwimmt? Ja, Tell ist der Liebling und die Hoffnung des Volks. Und diese Sympathie ist wohl begründet. Denn alle die ungeheuren Kräfte, die zerstreut in der Masse des Volks liegen und nur des Anstoßes und der Erweckung bedürfen, um sich zu entwickeln, die sind gleichsam concentrit im Tell vorhanden und ruhen nur zusammen in Unbewußtheit in ihm. Daher Tell auch vom Dichter als Repräsentant des Volkes hingestellt wird.

So fasset ihn auch Geßler. Darum fürchtet Geßler den Tell am meisten und ihn gerade. Denn mit dem Adel wird er wohl fertig; am Rudenz haben wir ein Beispiel, wie leicht der Adel zu kirren ist. Die Patricier fürchtet er eben nicht sehr. Denn dem Patricier ist „der Krieg ein furchtbar und wüthend Schrecknis, er schlägt die Heerde und den Hirten." Der ungeheure Krieg brennt das Haus nieder und schonet nicht das zarte Kindlein in der Wiege. Haus und Hof, gehäbiger Besitz, Weib und Kind, Alles ist in Gefahr durch Empörung und Krieg. Da wird schon viel und Aeußerstes ertragen um des lieben Friedens willen. Aber die Volksmasse, die eben nicht viel zu verlieren hat, sie bietet, sobald sie einen Führer wie Tell bekommt, den schlimmsten Widerstand. Sie muß Geßler fürchten. Ohne den Tell aber gilt die Masse nichts. Darum nimmt er sich den Tell aus ihrer Mitte. Denn ihn vor Allen hat er zu fürchten.

Und doch hätte er diese Furcht nicht zu hegen brauchen. Tell sagt selbst: „Die Schlange sticht nicht ungereizt. Dem Friedlichen vergönnt man gern den Frieden." Hätte Geßler den Tell nicht aufs Aeußerste gereizt, nie hätte er denselben aus seinem Frieden herausgeschreckt. Er lebte ja „still und harmlos, sein Geschoß war auf des Waldes Thiere nur gerichtet, seine Gedanken waren rein von Mord." Als Geßler dem Tell im Schächenthal begegnet, tritt nicht dieser bescheidentlich zu ihm und sagt bloß: „Ich bin's, Herr Landvogt!?" Und auf den Wink des Landvogts geht Tell sogleich hinweg und sendet ihm sein Gefolge.

So nun ist Tell vor dem Apfelschusse. Aber es bedarf nur eines Anstoßes von Außen, und er wird anders. Denn Tell „kann in der That Alles," wie Geßler ihm ins Gesicht sagt, um ihn zu verhöhnen. Sobald er sich einmal auf etwas Bestimmtes richtet, so gelingt's ihm auch; ja, es gelingt ihm bis zur Meisterschaft. Nicht bloß macht er, wie schon gesagt, in seinem Hauswesen den Zimmermann überflüssig: er weiß auch das Steuerruder und den Bogen mit bestem Erfolge zu führen. Diese Bemerkung Geßlers ruht auf reiner Wahrheit. Das beweiset Tell im Schauspiele selbst. Gleich bei seinem ersten Auftreten sehen wir ihn handelnd und zwar in solcher Weise handelnd, daß wir die anderweit von Diesem oder Jenem gerühmten Eigen-

schaften mit Zuversicht anerkennen können. Wie klar seines Geistes Fähigkeiten von Natur geordnet sind, so daß sie, sobald sie nur in Thätigkeit gerathen, zu ersprießlichen Kräften werden, das lehrt uns auch die Unterhaltung Tells mit seinem Söhnlein, in welcher er auf dem Gange nach Altdorf über die Bäume an der Bergwand redet. Der Unterricht, der von ihm dem Sohne ertheilt wird, ist so natürlich, einfach, praktisch; nicht Viele mögten den aberglaubig-traditionellen Grund des Hirten für die Schonung der Bäume so zwanglos und ohne den wohlmeinenden Hirten zu compromittiren in die vernünftige Begründung der Erhaltungspflicht hinüber zu lenken verstehen. — Nicht minder ist Tell durchaus kein Mann, dem nichts zu Herzen geht. Er ist keineswegs (wie Geßler meint) Einer, der „die Augen zudrückt und greift es herzhaft an", ein plumper Wagehals. Nein, er hat tiefes, mächtiges Gefühl. Wie mancher hat schon einem andern Menschen bei lustigem Wettspiele den Hut vom Kopf oder ein Geldstück aus der Hand geschossen! Oft genug mag Tell, um seine Kunst zu zeigen, den Apfel auf hundert Schritt vom Baume geschossen haben. Aber da es nun gilt, den Apfel von des Sohns geliebtem Haupte zu schießen, da setzt er selbst voraus, er werde nicht den Apfel sondern seinen Knaben treffen.

> Ich soll der Mörder werden meines Kindes?
> Herr, ihr habt keine Kinder, wisset nicht,
> **Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.**

Als er dann doch den Pfeil auf die gespannte Armbrust gelegt und freien Raum verlangt hat, da zittert er, die Hand erbebt, die Kniee wanken, es schwimmt ihm vor den Augen; er will lieber sein Leben opfern als den Schuß wagen.

Als er nun aber aufs Aeußerste getrieben und das Leben seines Sohnes auch ohne seinen Schuß bedroht wird: da offenbart sich ihm in seinem Innern eine höhere Nothwendigkeit. Von mächtigen innern Impulsen bestimmt, ruft er: „Es muß!" Und siehe! nun ist sein Arm eisern, sein Fuß wie Felsen, sein Auge klar. Der Apfel fällt. Der Knab' ist unverletzt. Aber auch schon bedacht ist der Tod Geßlers und durch ihn die Errettung nicht bloß seiner eignen Person sondern zugleich des gesammten Vaterlandes.

Bis so lange hatten alle Kräfte und Gefühle im Tell theils in Schlummer, theils in dunklem Gemenge gelegen, oder sie waren nur momentan und einseitig, ohne bestimmten, vorausbezeichneten Zweck lebendig geworden. Sie waren nicht fürs werkkräftige Leben durchgebildet. Tell wußte sich nicht zu beschränken, nicht zusammenzuraffen, zu concentriren. Er hatte nicht den Punkt gefunden, von dem aus seine Kräfte eine angemessene Wirkungssphäre zu allgemein heilsamer Thätigkeit ausfüllen könnten. Darum war er nur instinctiv thätig, nur für sich und sein persönliches Interesse bedacht und nahm am Andern nur zufällig und ziemlich kühl und gleichgültig Theil.

Aber dies idyllische Gemsenschießen, dies idealische Phantasiren und Träumen auf den einsamen Höhen des Gebirgs, dies erhabene Reden in alttesta-

mentlichen Phrasen — das ist nicht die Art des Seins, welche für die Wirklichkeit des Daseins Geltung hat. Dazu hat Gott den Menschen nicht geschaffen; das will Gott nicht haben. Unser Schauspiel spricht dieses Gesetz durch vorgehende Thatsachen aus, ächt dramatisch; es läßt uns die Bekräftigung desselben mehr sehen als hören. Denn Tell wird aus dem idyllisch-phantastischen Wesen und aus der alttestamentlich-isolirenden Erhabenheit in den Drang des Lebens gestürzt, die Schlange wird gereizt, daß sie steche, dem Friedlichen wird der Friede nicht länger gegönnt. Er muß zu ächt männlicher Thatkraft erstarken, muß heran „ans feindliche Leben, muß wirken und streben, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen.“

Zur Selbsterkenntniß, zum Bewußtsein von der ihm inwohnenden Kraft, zur Ueberlegung, zu zweckmäßiger Richtung, zu planvollem Gebrauche seiner Kraft bringt ihn der Zwang und Druck von Außen her, bringt ihn Geßlers Gewaltherrschaft.

Wohl ist Tell vom Dichter sowohl rücksichtlich seiner persönlichen besondern Eigenthümlichkeit als auch rücksichtlich seiner besondern Lebenserfahrungen in einer so individuellen Bestimmtheit gezeichnet, daß man meinen möchte, er stände einzig in seiner Art in der Welt da. Und doch ist die Charakterzeichnung zugleich wiederum so allgemein bezüglich oder universell gehalten, daß Jeder, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, sich selbst im Tell zur Anschauung gebracht finden muß. Ja, in diesem Einzelmenschen voll wirklichen Menschenblutes und in seinem Schicksal ist nicht bloß jeder einzelne Mensch, wo und wann er sich finde, nein, es ist in ihm die Gesammtheit von Völkergruppen, es ist in ihm die Menschheit als Ganzes mit ihren Erfahrungen und Schicksalen verzeichnet. Bringet doch jeder Mensch Anlagen und Fähigkeiten mit ins Leben herein, eine Fülle von Kräften, die bei gehöriger Ausbildung Unübersehbares wirken könnten fürs Gedeihen des Ganzen. Aber leider ist es nicht minder wahr, die für Jeden vorhandenen Lebensumstände wirken vielfach dahin, daß von diesen Kräften oft nur wenige oder gar keine zur Entwicklung gelangen. Wodurch aber auch immer die Kraftentwicklung des einzelnen Menschen, eines Volkes oder der Menschheit im Ganzen gehemmt und verkümmert werden möge: die Weltgeschichte — das heißt, der in den Geschicken der Menschen und der Menschheit waltende und ordnende Gott — arbeitet in der Herbeiführung gewisser Lebenszustände dahin, daß trotz der Trägheit Vieler und trotz des Widerstrebens Einiger doch alle Lebenskräfte hier oder da, heut oder morgen, unter diesen oder jenen Umständen zur Entwicklung gelangen müssen, um dem immer steigenden Gedeihen des Ganzen förderlich zu werden. Und harte Schicksale sind's meist, durch welche das Menschengeschlecht zur Selbsterkenntniß und zu rechter Kraftbethätigung getrieben wird. Welcher einzelne Mensch oder welcher Völkerhaufe dann die Augen nicht gebraucht zum Sehen und die Ohren zum Hören, oder welcher Mensch durch das gewohnte Treiben der Alltäglichkeit in selbstgefälliger Ruheseligkeit so stumpf und träg geworden ist, daß die Fingerzeige der Weltgeschichte ent-

weder ihm unverständlich bleiben oder ihn nicht mehr aufbringen können: der muß mit Schanden untergehen.

Tell geht nicht zu Schanden. Denn er vernimmt in seiner Noth Gottes Stimme. Gott hat ihn hart angeregt, um sich an ihm und zugleich durch ihn zu bewirksamen. Gott hebt ihn aus der Sphäre der Unbewußtheit und der Eigenlebigkeit hervor zu bewußtem Menschen- und Bürgerthum, um ihm darzuthun, daß der einzelne Mensch sich seiner Zugehörigkeit zum Ganzen bewußt werden müsse als Staatsbürger, und daß er nur im Gebiete des Staatsbürgerthums hiedannen seine Menschenwürde zu bewähren im Stande sei. Und Tell läßt sich bedeuten, wenngleich er erst aufs Bitterste angefaßt werden muß.

Du kannst ja Alles, Tell, an nichts verzagst du.
Jetzt, Retter, hilf dir selbst! Du rettest Alle!

Diese Worte des scharfen Hohns nach solcher Seelenqual des Vaters wecken den Tell zum sichern Selbstbewußtsein, gießen ein Licht der Selbsterkenntniß über seine Kräfte und über seine Pflichten aus und stellen ihm in der Befreiung seiner selbst das höhere Ziel der Vaterlandsbefreiung aus der Gewalt des Tyrannen vor Augen. Was er zu thun habe, das hat ihm Gott ins Herz gegeben.

Diese Erleuchtung durch den Blitz der Selbsterkenntniß ist in Betreff Tells die Katastrophe oder der Wendepunkt der Handlung. Auch an ihn tritt in diesem Augenblick Gott heran. Aber er tritt heran mit seinem Licht, mit seiner Kraft und Vaterliebe. Was nun auch kommen mag: von diesem Augenblick an ist Tell entschieden, ruhig, gesammelt, getrost; der Tod des Todfeinds ist beschlossen.' Das ist der Augenblick, da Tell sich mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört hat, in seinem Innern das Herz des Feindes zu seines nächsten Schusses erstem Ziele setzt. Und was er sich in jenes Augenblickes Höllenqualen gelobt hat, ist ihm eine heilige Schuld, eine Schuld, die er Gotte zu zahlen hat. Drum verzagt er auch nicht, als er gefangen genommen wird. In seinem Innern ruft's laut und er spricht's aus: mir wird Gott helfen. In der Art aber, wie Gott wirklich hilft, zeigt der Dichter hinlänglich, daß wir von nun an im Tell einen Boten Gottes zu sehen haben, der die Befehle der Weltgeschichte auszurichten berufen ist.

Gott sendet den Sturm und giebt dem Tell Gelegenheit, fessellos zu werden und Meister seines Schießzeugs. Gott läßt ihn glücklich entkommen auf das Felsenriff, obgleich's unmöglich scheint, so gar steil geht's an, vom Schiff es springend abzureichen. Gott sendet ihm einen Führer, der ihm den kürzern Weg nach Küßnacht über Lowerz führt — —

Tell ist solcher Hülfe werth geworden; wie ganz anders steht er jetzt da gegen früher. Während der „unbesonnene Tell" sonst an Weib und Kind zuletzt denkt, denkt er jetzt derselben zuerst und fühlt, daß sein Weib um ihn verzagt, und „thut die Lieb' mir an" bittet er. Während er sonst dem ersten dem besten Landsmanne den Trost seines Weibes aufträgt, falls er verunglücken sollte, erkundigt er sich vorsichtig zuvor, ob der Beauftragte auch ein Bundes-

verschworner sei. Während er sonst als Vereinzelter dachte und handelte, denkt er jetzt ans Land und läßt sich aufgehen im Ganzen fürs Ganze. Sie, die im Rüttli ohne ihn für Freiheit geschworen haben, sie sollen wacker sein und gutes Muths, weil er frei ist und fürs Heil des ganzen Vaterlandes thun will, was erst zur Sprache kommen soll, nachdem's gethan ist. — Alle seine Kräfte sind gelöset, sind frei geworden durch jenen fürchterlichen Augenblick der Seelentodesqual. Wie weiß der sonst so Wortkarge zu reden! Er wird zum Dichter, zum großartigen Dichter, da er den Sturm beschreibt. Und wie ist er sich der Gottesnähe bewußt! Knieend dankt er zuerst Gotte für seine Errettung, dann läßt er's von Gott verhängt sein, daß solch ein grausam Ungewitter jählings herfürbricht aus des Gotthardts Schlünden. Als ihm aber dann die Pulse ruhiger schlagen, und er in der Straße von Küßnacht dem entscheidenden Momente entgegen harrt: wie ausführlich überlegt er die Gründe seines Thuns, um sich zu bestärken; wie sorgsam wählt er sich den günstigsten Standpunkt zur That und zum Entkommen zugleich; wie bedenkt er sogar die Möglichkeit, daß seine Waffe ihn im Stich lassen könnte! Wie ermuthigt er sich durch das Bewußtsein der ihm beiwohnenden Kraft und Geschicklichkeit! Welch edler Stolz erhebt und stärkt ihn, daß er nun in klarem Entschluß und mit selbstbewußter, freier Absicht den Meisterschuß thun und in der Befreiung des Vaterlandes das Köstlichste im ganzen Umkreis des Gebirges sich gewinnen will.

Was ihm Gott ins Herz gegeben hat, wird somit im Durchgange durch seine erwägende und wählende Seele — seine eigene freie That.

Nun hilft Gott augenscheinlich weiter. Trotz der ausgetretenen Wasser und der Vernichtung der Brücken kommt dennoch der Landvogt. Derselbe kommt zu Pferde. Wie leicht hätte er vorübersprengen können; da erscheint Armgart, ihn aufzuhalten. Die am Eingange des Hohlwegs aber erschallende Hochzeitsmusik macht den Landvogt zornig, daß er sich zurückwendet, dem harrenden Schützen die volle Brust bietet — und der Pfeil des Schützen schneidet den Willen voll düstrer Absichten mit dem letzten Worte der Drohung ab. Keine Ahnung von Selbstheit und Selbstgenüge ist nun mehr im Tell. Er weiß und jubelt darüber, daß er das Vaterland mit diesem Schusse frei gemacht, daß er für's Allgemeine Großes und Heil bewirkt hat.

Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor Dir, Du wirst dem Lande nicht mehr schaden.

Wie das Gold geläutert wird im Feuer des Schmelzofens, so ist er, der früher Unbesonnene, Unanstellige, Vereinzelte, Unrathsame, nun ein Mann in vollster Bedeutung des Wortes, der in selbstbewußter Thätigkeit seine geprüfte und zweckmäßig gerichtete Kraft für's Wohl des Ganzen beglückend und selbst glücklich in Bewegung setzt. — Mit der Freiheit des Vaterlandes hat er seine eigne Freiheit erkämpft. So steht er nun durch seine Befreiungsthat allen übrigen Freien, welches Ranges und Standes sie früher gewesen sein mögten, als ebenbürtig und gleich zur Seite. Daß es aber doch nicht diese Einzelthat

allein ist, was ihn den Andern ebenbürtig und gleich macht, das beweiset er in dem, was uns vorgeführt wird, nachdem Tell mit dem Hochgefühle des Vaterlandsretters die Schwelle des eignen Hauses betreten hat.

Tell hat nämlich durch den Geßlerschuß das Vaterland befreit oder doch das Schwerste und Wichtigste zu dessen Befreiung ausgeführt — für den Augenblick und in äußerlich-politischer Hinsicht. Die wahrhafte Freiheit und die Bewahrung wahrhafter Freiheit für die Dauer erheischt aber noch Anderes. Und dies Andere weiset uns nun der V. Akt unsers Schauspiels auf.

Dieser fünfte Akt des „Wilhelm Tell" hat bekanntlich vom Moment der Veröffentlichung des Schauspiels an bis auf die jüngste Zeit her viel Anstoß gegeben und dem Dichter mancherlei Vorwurf zugezogen. Einer hält diesen Akt für überflüssig. Ein Andrer hält ihn für verfehlt. Wieder ein Andrer kann besonders die Herbeiziehung des Johannes Parricida nicht billigen, weil er meint, daß Schiller durch Gegenüberstellung desselben den Tell habe von Blutschuld reinigen wollen, und dergleichen mehr. In der Weise hat man bei aller Anerkennung der allgemeinen Großheit des Dramas doch Vieles hinweggewünscht, was vermeintlich die volle Anerkennung des Werks als eines vollkommenen beschränke und verkümmere. Der Auffassung des Dramas gemäß, deren Darlegung gegenwärtig hier versucht wird, ist dieser fünfte Akt nicht nur nicht überflüssig oder verfehlt, sondern vielmehr für die gründliche Durchführung des dem Stücke zum Grunde liegenden Gedankens nothwendig, wie für die dichterische Ausprägung im höchsten Grade anerkennungswerth.

In der ersten Scene des fünften Aktes, wo das Gesammtvolk sich der errungenen Freiheit freut, tritt Tell nicht mit hervor. Wie aber Tell mit in das Leben des Ganzen verschlungen ist, und wie durch die erste Scene eine Vorbereitung auf die zweite, in welcher wir den Tell vorzugsweise in Handlung sehen, gegeben wird: das kann erst im nächstfolgenden Abschnitte besprochen werden. Den Umstand behalten wir indessen im Gedächtnisse, daß Tell seit dem Gebote des Apfelschusses als Repräsentant des ganzen Schweizervolkes angesehen werden mußte. Und bei solcher Ansicht zeigt sichs denn nun am Tell, wie nach momentan erkämpfter Freiheit jeder Bürger des Staats beschaffen sein und handeln müsse, wenn die Freiheit bewahrt werden und er, der Bürger, sich dieser Freiheit würdig beweisen soll. Darin eben finden wir denn auch die Vervollständigung und ergänzende Ausprägung der Züge, die schon oben sich sammelten, um das Bild zu erzeugen, in welchem uns der durch welthistorisches Geschick erzogene Tell im Gepräge der sich ihrer selbst bewußt gewordenen reinen Menschennatur und staatsbürgerlichen Freiheit erscheint. Für die dramatische Aufweisung dieses Bildes kam dem Dichter der historisch gegebene Umstand der Ermordung des Kaisers durch Johannes Parricida zu Statten.

Parricida hat nämlich in unserm Schauspiele eine doppelte Wichtigkeit. Erstens durch seine Beziehung zum Kaiser Albrecht. Der Kaiser Albrecht war nämlich Ursach und Schuld, daß Geßler im Auftrag und Namen des

Herzogs Albrecht die Schweizer wider alles Recht und Gesetz mit Füßen trat. Dafür mußte ihn die Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, bestrafen. Die Schweizer, welche nicht gegen den Kaiser, sondern gegen den Herzog sich empörten, konnten die Strafe nicht vollziehen, dazu hatten sie weder Beruf noch Recht; doch mußte der Kaiser bestraft werden. Und so geschieht dies nach dem Vorgange der Geschichte vermöge einer äußerlich ähnlichen Veranlassung unter Verknüpfung gegenseitig verwandtschaftlicher Verhältnisse durch diesen Johann Parricida, welcher dem Kaiser blutsverwandt ist, wie wiederum der Kaiser als geborner Schweizer den Schweizern stammverwandt war. Zweitens durch seine Beziehung zu dem Gesammtvolk der Schweiz; denn wie Albrecht den Schweizern die Freiheitsbriefe vorenthalten hatte, so hat er auch dem Johann von Schwaben das mütterliche Erbe nicht übergeben wollen. Beide, die Schweizer und Johann, suchen ihr Recht. Die Entscheidung über die Empörung der Schweizer wird nun mittels der Einführung des Parricida bewirkt, indem er mit seinen Erfahrungen und Handlungen den Schweizern und ihrem Thun gegenübergestellt wird. Daß Parricida nicht dem Tell als einzelnem Manne und als dem Vertilger des Landvogts sondern dem gesammten Schweizervolke gegenüber steht, ist mit hoher künstlerischer Weisheit aufs Einfachste und Natürlichste bedeutet und eingeleitet. Zwei Mal schon haben wir vor der zweiten Scene des fünften Aktes von ihm gehört. Das erste Mal, als die Schweiz in eröffneter Landsgemeine die Wiederherstellung der Landesfreiheit zur allgemeinen Volkssache macht, sodann (V, 1) als das Volk in Vereinigung aller Schichten der Bevölkerung sich der durch den Rütlibund begründeten und nun durch Geßler's Untergang und durch die Flucht der andern Vögte wirklich erlangten Freiheit festlich freut. Beide Male wird bloß von ihm erzählt. Sollte aber im Hörer oder Leser des Schauspiels aufs Eindringlichste Ursach und Wirkung der Befreiungsthaten, sollte aufs Empfindlichste die Freiheitswürdigkeit entweder der Schweizer oder des Parricida zum Bewußtsein kommen, so mußten beide Theile persönlich confrontirt werden. Natürlich aber konnte der geächtete, landflüchtige Parricida nicht öffentlich vor dem ganzen Volke erscheinen. Daher führt ihn der Dichter mit ächt künstlerischem Tacte nur mit dem Tell zusammen, welcher ja immer noch als Repräsentant der Schweizer anzusehen ist.

Parricida erscheint aber eher als Tell in der Wohnung des Letztern. Er erscheint zunächst bloß vor Tells Gattin und dessen Kindern. Kann das allgemeine Urtheil über das Verhalten des Parricida schlagender gefällt werden, als wie es hier durch das Gebaren der Hedwig geschieht? Sie kennt ihn nicht von Person — sie hat von der Ermordung des Kaisers noch gar nichts gehört — sie sieht einen Pilger in dem Gewande eines frommen Bruders, der gewiß sonst nie vergebens um eine Gabe zu flehen braucht — sie ist in Erwartung des nach so schweren Verhängnissen wohlbehalten zurückkehrenden Gatten einestheils zerstreut und näherer Aufmerksamkeit auf etwas Anderes nicht fähig, anderentheils durch höchste Freudigkeit, die sonst alles Andere im

günstigsten Lichte erblickt, glücklich bewegt —: und doch schnürt sein Blick ihr das Innere zu. Ahnungsvoll weiset sie ihn von sich, von ihren Kindern zurück. Es ist der Duft des Mords, der mit Entsetzen sie umhaucht.

So ist sie gestimmt, als nun Tell sein Haus betritt. Nachdem die erste Begrüßung vorüber ist, fragt Wilhelm nach der Armbrust des Vaters. Die Armbrust erinnert an das, was durch dieselbe ausgerichtet ist. Wir brauchen gar nicht an eine vermöge jener ahnungsvollen Erkenntniß des vorhandenen Mörders Parricida erzeugte Ideeenverknüpfung und geheimnißvolle Combination zu denken, wenn Hedwig nun vor der Hand Tells erschrickt und nicht weiß, ob sie dieselbe fassen darf? Auch einer gebildeten, charakterstarken Frau, wie z. B. Stauffachers Gertrud ist, wäre wohl der Gedanke natürlich, daß die Hand, die einen Menschen getödtet hat, doch nicht ganz die vorherige Hand sein mögte; sie wäre nur nicht gleich beim ersten Wiedersehen mit solchem Zweifel hervorgebrochen, und Ueberlegung hätte ihr Erörterung solcher Angelegenheit untersagt. Aber es liegt nun einmal in dem stets nervös gereizten und Alles schnell bemäkelnden Charakter dieser schwachen Hedwig, daß sie das Kleinliche immer zuerst findet und für nichts Sinn hat als für ihr ewiges eingebildetes Elend. Genug, sie veranlaßt den Tell zu dem Ausrufe: ich darf diese Hand frei hinauf zum Himmel heben. Und in diesem wie in manchen nachfolgenden Ausdrücken hat man das Bestreben des Dichters, den Tell wegen seiner Erlegung des Landvogts zu rechtfertigen, gemuthmaßt.

Von einer Reinigung und Rechtfertigung Tells als eines Mörders oder auch nur als Eines, der des Blutvergießens schuldig sein könnte, ist hier gar nicht die Rede. Schon unter allen denen, die den Rütlibund geschworen haben, so wie unter dem Volke, das nun die Burgen der Vögte zerstören und die Vögte verjagen hilft, zweifelt kein Einziger an der Rechtmäßigkeit der That Tells. Die Tödtung des Landvogts erscheint Jedem als so unabweisbar nothwendig, daß von ihr, der wesentlichsten Bedingung des Freiwerdens, wie von einer Tödtung als solcher gar nicht geredet wird. So sagt Stauffacher bei der Kunde von Albrechts I. Tode in scharfem Gegensatze gegen die „Unthat" des Johannes Parricida: „Wir aber brechen mit der reinen Hand die segenvolle Frucht"; und er schließt zweifellos den Tell in dies „Wir" mit ein, sonst könnte er nicht bald darauf das Volk auffordern, nach Tell's Hause zu wallen und ihm, der das Größte gethan und das Schwerste erduldet hat, als dem Retter von Allen gemeinschaftlichen Dank darzubringen.

Dem Tell selbst fällt nicht im Entferntesten ein, sich für einen Mörder zu halten. Während Parricida als ein Mönch, in der Hülle der Scheinheiligkeit scheu umherblickend, mit verstörten Zügen hinschleicht und so sein eignes Urtheil über sich und seine That erkennen läßt, tritt Tell, den wir seit dem Apfelschuß als überlegend und prüfend erkannt haben, mit fröhlichem Muthe daher und fordert die Mutter seiner Kinder auf, der Angst zu vergessen und nur der Freude zu leben. In dem vollen Bewußtsein seiner makellosen Reinheit hat er sogar das Werkzeug seiner That „an heil'ger Stätte aufbewahrt"

und dasselbe wie eine Votivtafel Gotte geweihet, mit dem er ganz und gar in Richtigkeit ist, durch den seine Armbrust zu jener Befreiungs- und Vergeltungsthat geheiliget war. In dieser Aufbewahrung der Armbrust an heiliger Stätte beweiset Tell, daß er sein ganzes Thun als eine göttliche Sendung erkennt: wie sollte sein Gewissen nicht ruhig sein. — Wer hier pietistisch über Schiller moralisiren will, thut nicht anders als Jener, der Schillern darüber Vorwürfe macht, daß er den Tell hinterm Hollunderstrauch hervor seinen Schuß auf Geßler thun läßt. Sollte etwa Tell gut burschikos oder um des militärisch-ritterlichen Ehrenpunktes willen den Geßler zu einem Duell herausfordern?

Wie Tell seine Hedwig mit einem kurzen, freudig-zuversichtlichen Ausspruche beruhigt, so weiset er auch jegliche Vergleichung mit dem Parricida, welche dieser Letztere gern herbeiführen mögte, unbedenklich zurück. Gerade aber in der Art, wie er dies thut, und wie er sich überhaupt dem Parricida gegenüber stellt, zeigt er sich als einen Mann, der des freien Staatsbürgerthumes würdig geworden ist. So tritt's hervor, wie wesentlich Parricida zu ihm im Gegensatze steht.

Dieser herrschlustige Jüngling konnte die Zeit seiner Mündigkeit nicht erwarten. Und als sie nach äußerlicher Maßgabe der Lebensjahre gekommen war, fragt er nicht nach seiner innerlichen Reife zum Regieren. Der Glanz, die Macht des Herrschers, die Uebung ungebundenen Eigenwillens und einer der Verantwortung überhobenen Herrengewalt — das machte ihn heißblutig. — Der Kaiser, als Ohm und Vormund, will ihm nicht allsogleich das Erbe überantworten, weil er ihn (und zwar, wie die ganze Folge lehrt, mit gutem Grunde) noch für zu leichtfertig hält, und bietet ihm einen Kranz, weil der der Jugend zieme. Die Einsetzung in das Erbe ist also nur verzögert, nicht durchaus versagt. Darin besteht das ganze Unglück des jungen Herrn. — Er will sich also aus der Vormundschaft des Kaisers befreien, um sich selbst ungebunden und gesetzlos zu machen, um seine Unterthanen unter eigner Botmäßigkeit zu halten und (ein Umstand, gegen welchen gerade die Schweizer sich empört haben) absolute Herrschergewalt zu üben. — Um das zu erreichen, verbindet er sich mit gleich leichtsinnigen Cumpanen und wählt als erstes bestes Mittel den Mord, den Mord, begangen an seinem Blutsverwandten, an seinem Kaiser. Ehrgeiz, Herrschsucht, Selbstsucht, Neid ist sein Antrieb zur Selbstbefreiung aus Kaisers Obmacht, bedachter Mord, an Einem verübt, der sich dessen nimmer versehen konnte, der ihn arglos unter seinem Gefolge mitgenommen hat, ist das Mittel dazu. Der Erfolg sofortige verstohlne Flucht. — Dagegen kann Tell mit Recht sagen:

Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geschändet. — Nichts theil' ich mit dir — gemordet
Hast du, ich hab' mein Theuerstes vertheidigt.

Nichts destoweniger, obwohl „ein Grausen ihn fasset, da er mit ihm

redet", nichts desto weniger „erbarmt ihn seiner". Dies verhängnißvolle Zusammentreffen, da der Enkel des Kaisers Rudolph, der fürstliche Jüngling, an der Schwelle des „armen Mannes"*) flehend und verzweifelnd steht, entlockt dem Auge Tell's Thränen. Nicht Thränen der oberflächlichen Theilnahme bloß; das sind Thränen tiefer Erschütterung, die dem Gedanken an die gewaltig und schicksalsvoll waltende Hand des obersten Ordners der Dinge entströmen. Denn der wahrhaft freie Mann, der Mann, der nicht bloß durch äußerliche Bestimmungen sondern auch innerlich frei geworden ist, der nicht selbstsüchtig Diejenigen beherrschen will, deren Gewalt er sich entzogen hat, sondern vielmehr durch Selbsterkennung nur das ihm gebührende Recht fordert, der freie Mann achtet am ersten die Ansprüche, welche auch der Andre aus den vorhandenen Bedingungen seiner besondern Lebensverhältnisse hervor an das Leben zu stellen hat. Während er daher die ewige Ordnung, wenn sie den Andern um dessen Ueberhebung willen niederstürzt in den Staub, erschüttert verehrt, bleibt er sich der eignen Hinfälligkeit bewußt und kommt nicht dahin, über den Fall des Andern zu triumphiren. Wann der allwaltende Gott ein altes sogenanntes „historisches Recht" (das in Wahrheit ein selbstsüchtig hervorgezwungenes menschliches Unrecht ist) einmal durch welthistorisches Geschick gegen das ewige Menschenrecht, „das droben hanget unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst", ausgleicht, daß die Berge einsinken und die Thäler hoch werden zur Herstellung einer ebnen, richtigen Lebensbahn: dann will der freie Mann nicht die Berge in Abgründe versinken lassen, auf daß die Thäler nun zu Bergen sich erheben mögten. Aus diesem Gefühle hervor dringen die ewig schönen Worte:

Doch stehet auf! Was ihr auch Gräßliches
Verübt — Ihr seid ein Mensch — Ich bin es auch —
Vom Tell soll Keiner ungetröstet scheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

Und nicht bei schönen Worten läßt es Tell bewenden. Er hilft, „wie Gott es ihm in's Herz giebt".

Wenn nun aber Tell den Parricida nach Rom weiset, damit derselbe rein katholischer Religionsansicht gemäß vor dem priesterlich-kirchlichen Stellvertreter Gottes seine Sünde beichte und büße, um, wenn nun auch nicht mehr seinen fürstlichen Rang und erstrebten Besitz, so doch sein ächt menschliches Heil zu retten und seine Seele zu lösen: so hat Schiller in diesem durch die Zusammenstellung der beiden Persönlichkeiten bedingten und aus deren verschiedenen Lebensverhältnissen ungesucht hervortretenden Züge mit überraschender Einfachheit einen Gedanken lebendig werden lassen, an dessen Verwirklichung in der menschlichen Gesellschaft die Kräfte der Zeit noch vor kurzer Frist heftiger als je in schwerem Entscheidungskampfe gegen einander kämpften und rangen. Wir können diesen Gedanken kürzlich so ausdrücken:

---

*) Der Ausdruck „arm" ist hier auf Tell nur angewandt, inwiefern der geringe Bürger dem Fürsten gegenüber steht.

nur der Absolutist, der die andern Menschen zu sclavischen Werkzeugen seines Willens und Gelüstes machen will, gleich Dem, der durch anderweite Schuld sich in der Art an der menschlichen Gesellschaft vergeht, daß er das Unrecht nicht wieder auszugleichen und gut zu machen im Stande ist, bedarf eines priesterlich-kirchlichen Mittelsmannes, an den er die eigne Freiheit und Entscheidungsfähigkeit aufgeben, d. h. sich seiner Menschenwürde entäußern muß, um vermeintlich mit Gott — nicht sich zu versöhnen, sondern — versöhnt zu werden oder sich versöhnen zu lassen. Der wahrhaft freie Mensch bedarf der Vermittlung und Stellvertreterschaft eines priesterlichen Kirchenthums nicht. — Wie indessen auch der freie Mensch durch äußerliches Gebaren und äußerlichen Brauch sein religiöses Gefühl offenbare und zugleich befriedige, das lehret uns Schiller an der Person Rösselmann's, dessen ganze Erscheinung einen sehr wesentlichen Beruf für die Entwicklung des dem Stücke zum Grunde liegenden Gedankens erfüllt.

Der mit Schuld Beladene, der moralisch Unfreie kann nicht Bürger eines gesetzlich freien Staates sein. Wie könnte er im Namen Gottes für sich und die Gesammtheit freier Mitbürger Gesetze geben und über deren rechtschaffene Verwaltung und Beachtung wachen helfen! „Er kann nicht weilen bei den Glücklichen", die nun durch die Freiheit glücklich sind.

Tell aber darf es. Siehe, diese Glücklichen kommen zu ihm und frohlocken ihrem gleich ihnen selbst glücklichen Mitbürger den Ruf des Dankes zu:

Es lebe Tell der Schütz und der Erretter!

Damit aber allen den von absoluter Herrschergewalt befreiten Menschen im Schauspiel und zugleich allen Hörern und Lesern desselben zu klarem Bewußtsein komme als der reine und volle Erfolg der Tellsthat, daß nämlich außer dem innerlichen Grunde der Schuldlosigkeit und Selbstbeherrschung auch die äußerliche Bedingung ächter Bürgerfreiheit errungen sei: so treten nun zuletzt Bertha und Rudenz vor Tell und die Gesammtgemeine des Volkes hin. Bertha, das Edelfräulein, wird die Bürgerin des freien Staates zu gleicher Pflicht bei gleichem Recht und reicht als freie Schweizerin dem freien Manne die Hand. Dieser freie Mann aber, Rudenz, der nicht wahrhaft frei ist, wenn Leibeigne ihm dienstbar bleiben:

Sieh', frei erklärt er alle seine Knechte. — —

Am Tell zeigt uns demgemäß der Dichter, wie dieser Tell als Einzelner aus Unbewußtsein und Unklarheit des Freiheitsbedürfnisses und Freiheitsstrebens mittels der Röthigung durch fremde Gewalt und mittels schweren Geschickes zu klarem und festem Bewußtsein von dem in seiner Brust wohnenden Gottesgesetze gelangt, ein seiner selbst mächtiger, wahrhaft freier Mensch und dadurch würdig wird, vollberechtigtes Mitglied eines Staatswesens zu werden, in welchem sich der Normalzustand aller menschlichen Vergesellschaftung zu bürgerlichem oder politischem Verbande zu Tage stellt. Erst als der freie, an den gesetzlichen Bestimmungen des Staatslebens in gleicher Berechtigung mit jedem Andern mitwirkende und zugleich diesen Gesetzen gleich jedem Andern ver-

pflichtete Bürger erscheint der Mensch auf derjenigen Stufe seiner Wesensausbildung, zu welcher er nach allen Aussagen des Evangeliums Jesu Christi und der Vernunft als ein zur Freiheit der Gotteskindschaft erschaffenes Geschöpf des liebevollen Allvaters der Welten ins Dasein gerufen ist. — Die natürliche Trägheit und einseitige Befangenheit des creatürlichen Menschen aber macht einen von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Anstoß und Gegendruck von Außen her erforderlich, damit er nicht bloß überhaupt, sondern insbesondere in diejenige Bewegung komme, welche zu dem wahrhaften, von Gott selbst gewollten Ziel und Zwecke des Menschenwesens hinführt. — Wenn indessen diese stoßende und drückende Gewalt sich für ewig und allein berechtigt hält; wenn sie ihr alleiniger Selbstzweck wird, so daß sie sich als das Mittel zur Herbeiführung des rechten Menschenlebens verkennt und ihre Bestimmung als eines einstweiligen Instrumentes Gottes zur Erziehung seiner Kinder vergißt: dann erleidet sie Vergeltung und Strafe, so daß an ihr in Erfüllung geht, was gesagt ist in der Schrift: „Es muß ja Aergerniß kommen; aber wehe Dem, durch welchen es kommt". Der Mündige gebraucht seine Kraft und wirft seinen Züchtiger von sich, um in ächtem, schönem Freiheitsgewinne glücklich zu sein. — Wie am Geßler die negirende Seite des Gottesurtheils über Herstellung menschlicher Lebenszustände, so wird am Tell die positive Seite dieses Gotteswillens zu Offenbarung gebracht.

5.
Das Gesammtvolk.

Tell und Geßler stehen aber nicht allein da. Nicht um ihretwillen sind sie in Handlung gesetzt. Vielmehr steht mit ihnen in derselben Verwicklung, welche sie umschlingt, einerseits ein ganzes, aus dem Drucke der Absolutie sich herausringendes Volk, andrerseits das constitutionelle Kaiserthum und die nach Absolutie strebende Fürstengewalt. Sie sind so eng mit dem Ganzen verflochten, daß sie durchaus als integrirende Theile des Ganzen erscheinen, und daß hinwiederum dieses Ganze zur Entwicklung ihrer Wesenheit als nothwendige Potenz mitwirkt und selbstständige Wichtigkeit hat. Vorzugsweise gilt dies in Betreff Tell's, an welchem hauptsächlich hervorgehoben werden sollte, wie jeder Einzelne besser werden muß, wenn's mit dem Ganzen besser werden soll. Lernen wir dies Ganze näher kennen!

Ort und Zeit der Handlung sind wesentliche Momente für Beurtheilung des Kunstwerks im Ganzen und der Einzelheiten desselben. Nun ist aber der Grund und Boden, auf welchem uns das Schauspiel die Handlung zur Anschau bringt, die Schweiz auf der Scheidegrenze des 13. und 14. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung.

Insbesondere ist es das um den Vierwaldstädtersee herumgelagerte Gebiet der drei Urkantone, das wir betreten, ein engbegrenztes, in sich geschlossenes Terrain, aber begrenzt durch die erhabenen Markungen der Alpengebirgshöhen, deren Kuppen sich spiegeln in den klaren Wassern des langhingedehnten, vielfach gewundenen See's. Dieser trennt einestheils die Kantone von einander, so daß jeder sich auf seinem eignen Wohngebiet ungepreßt regen und sein eigenthümliches Hauswesen ohne fremde Einmischung beschicken kann; anderntheils aber führt er auf der Wasserstraße, „über welche in kurzer Fahrt der leichte Kahn hinüberträgt", den Nachbarn zum Nachbarn zu gastlicher Einkehr, fördert so brüderlichen Austausch der Gedanken und hilft gleiche Sitte bewahren. Von Berg zu Berg über See und Thalung hin grüßen sich anrufend die Hirten einander und senden im Echo des Kuhreihens an jedes Schweizerherz die freundliche Mahnung der Verwandtschaft und Treue. — Es ist mit Recht immer hervorgehoben worden, wie treu Alles und Jedes in unserm Schauspiele dieser Oertlichkeit entspricht, und daß der Dichter trotz der lebendigsten Bewegung des Gedankens und der Handlung diesen enggeschlossenen Raum nicht überschreitet.

Aber durch dieses beschränkte Gebiet führt die große Gotthardtstraße, Verbindung knüpfend nach Norden zu mit deutschen Landen, nach Süden hin mit Welschland. Indeß liegen die Urkantone mehr dem Norden zugewandt; und wie ihre Bewohner ursprünglich deutschen Stammes sind, so bleiben sie auch dem deutschen Wesen lieber zugethan und haben sich in politischer Hinsicht dem deutschen Reiche angeschlossen. (Um so verwandter dringt der Gedanke des Drama's in unser Herz hinein.) Dadurch kommen die Schweizer in Folge ihres Zuzugs in Reichskriegen nach Deutschland, in Folge der Römerzüge nach Italien, sehen fremder Völker Sitte und Brauch und bringen solche Kenntniß in die Heimath zurück. Der Adel hauset auch wohl an den Höfen deutscher Fürsten und wird vielseitig angeregt. Wiederum ziehen von Norden nach Süden und umgekehrt Fremde durch's Land und bieten Anlaß zur Beobachtung des Fremden.

Nun aber ist die Zeit, in welche unser Schauspiel uns versetzt, noch nicht so gar weit ab von jenen Tagen der Hohenstaufen, da der Minnegesang blühete, Ritterlichkeit in Turnieren sich zeigte, Frauendienst dem Leben Reize verlieh, Liebeshöfe Witz und Galanterie übten, und, was wir Romantik zu nennen pflegen, die Bildung der höheren Kreise durchdrungen hatte. Mogte dies Alles während der Wirren des großen Interregnums und nächstfolgender Jahre modificirt und ausgeartet sein; vertilgt war es noch nicht. Es hatte aber in Betreff der Sitte, der Umgangsbildung, der Geisteskultur wesentlichen Einfluß geübt. Neben diesem Ritterthum hatte sich schon das Städtewesen gekräftigt und ein kerniges Stadtbürgerthum erzeugt. Charakterisirung verschiedener Stände und deren schärfere Scheidung war ins Leben gerückt. Besonders das Frauengeschlecht hatte in adligen Kreisen und im höheren Bürgerstande an entscheidendem Einflusse auf Gestaltung der Lebensverhältnisse gewonnen. All'

solche Erscheinungen konnten nicht ohne jegliche Einwirkung an der Schweiz vorüber oder durch die Schweiz hindurch gegangen sein. Das Fremde übte auch hier seine umgestaltende Gewalt und modificirte die uralte Sitte, den uralten Brauch. Die Erwägung dieses historischen Umstandes darf nicht unterlassen werden bei Beurtheilung einzelner Charaktere im Schauspiel, z. B. der Bertha, deren Romantik man dem Dichter tadelnd vorgerückt hat, der Gertrud, deren Geistes- und Charakterbildung man aus der vermeintlichen Idealisirungslust Schiller's abzuleiten geneigt gewesen ist. — Gerade durch genaueste Betrachtung dieser historischen Verhältnisse, also der wirklichsten Wirklichkeit, konnte es dem Dichter gelingen, uns in dem engumrahmten Bilde der Schweizererhebung das Gesammtleben des ganzen Menschengeschlechts abzuspiegeln. — Nur in den von der Gotthardtstraße entfernteren und höheren Revieren, „wo die Alpen fort und fort dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen gleichförmig fließen, wo Wolken selbst und Winde den gleichen Strich unwandelbar befolgen, da besteht die alte Sitte noch vom Ahn zum Enkel unverändert fort und fort". Aber wo man an den Straßen „den sorgenvollen Kaufmann und den leichtgeschürzten Pilger, den andächtigen Mönch, den düstern Räuber und den heitern Spielmann, den Säumer mit dem schwerbeladenen Roß, der ferne herkommt von der Menschen Ländern" — wo man dergleichen sieht und hört, da ändert sich das Alte unversehens. In diesen dem Schauspiele angehörenden Worten deutet der Dichter die Meinung verständlich genug an, daß seine Schweizer nicht mehr die Schweizer der Vorzeit, sondern daß sie, wenn auch noch nicht ganz und gar verkommen, doch auszuarten in Gefahr sind. Denselben Gedanken bestätigt der Prolog und der erste Theil des Drama's (d. h. der ganze erste Act mit der ersten Scene des zweiten Actes).

Im Prologe sehen wir eine Bucht, die der See ins Land hinein macht, eine Hütte am Ufer, einen Fischerknaben sich schaukelnd im Kahn, über den See hinweg grüne Matten, Dörfer und Höfe im Sonnenschein. Der Kuhreihen ertönt, begleitet von dem harmonischen Geläute der Heerdenglocken. Dergleichen nennt man idyllisch. — Der Knabe im Kahn singt von Flöten, von Stimmen der Engel im Paradies; ein Hirt auf dem Berge singt von sonnigen Weiden, vom Kukuk, von fließenden Brünnlein im lieblichen Mai; ein Alpjäger singt von Eisfeldern, von donnernden Höhen, von Wolkenrissen u. dgl.; Alles singt. — Auch dergleichen nennt man idyllisch. — Solch idyllisches Land, solch idyllisches Thun und Treiben der Leute ist reizend und versetzt uns in die Urzeit des Menschengeschlechts, in die Zeit der Unschuld und Harmlosigkeit, da der Mensch in süßer Gewohnheit des Daseins voller Befriedigung und glücklich leben muß bis an sein seliges Ende. Da lasset uns Hütten bauen! Müßten wir nicht mit der romantischen Bertha auch reden von seligen Inseln, vom Lande der Unschuld, vom Thal des Friedens und der Seligkeit?

Schiller sagt: nein! — All' die schönen Sachen, Matten, Glockengeläut, Fischerknabe, die sind allerdings da im Lande, und das ist auch recht lieblich

Aber die Spitzen des Haken sind auch da und zwar mit Wolken umgeben, und den Hintergrund bilden die Eisberge. Aus den Wolken kommt der graue Thalvogt, es brüllt dumpf der Firn, und eh's wir denken, ist der Sturm da. Von den Bergen stürzen Lawinen und begraben Wiesen und Dörfer und Glockengeläut. — Zwar diese Menschen, diese Fischer, Hirten und Alpjäger sie singen, singen nach der Melodie des Kuhreihens; das klingt uns so lieblich und machet ihnen selbst Vergnügen genug. Aber was singen sie denn so eigentlich? Ach, der Knabe singt von der tückischen Naturmacht, die mit lieblich lockendem Aeußern den Menschen überwältigt, wenn er sorglos in Schlummer sich wiegen läßt und von Paradiesen, seligen Inseln und sonstigen idyllischen Herrlichkeiten träumt. Der Senne singt den Weiden ein Scheidelied und klagt, daß der Sommer nicht ewig dauert. Und aus des Jägers Gesange, trotz seiner Furchtlosigkeit und seines verwegenen Hinschreitens auf schwindligem Wege, tönt uns doch die Klage über Vereinsamung, Einseitigkeit, Beschränktheit und dürftige Lebensanschauung hervor. — Das ganze Idyllenwesen muß uns dadurch bedenklich erscheinen. Und das gerade will Schiller bewirken. Er will uns die Wirklichkeit, die Wahrheit des Lebens zeigen, daß wir an ihr lernen und aufhören, idyllisch zu phantasiren und zu schwärmen. Darum schließt er nachdrücklich den Prolog damit, daß dumpfes Krachen von den Bergen ertönt und Wolkenschatten die Gegend verdunkeln.

Und sofort beginnt die Handlung mit dem hereinbrechenden Sturm der Natur, bezeichnend genug für den ganzen Inhalt des Stücks. Ihm folgt alsbald der moralische Sturm nach. Die Menschen, die wir zuerst erblicken und hören, werden schnell genug von demselben erfaßt.

Landleute treten auf und deuten als Hirten, Fischer und Alpjäger die Hauptbetriebsamkeit der Landesbevölkerung an; sie gehören zu den niederen Schichten der Bewohnerschaft.

Diese Leute nun reden so einfach, so gutmüthig, so unschuldsvoll, so treuherzig. Immer hat man die hohe Kunst bewundert, mit welcher unser Schiller diese Schweizersprache wiedergegeben hat. Das ist des Dichters Lob. Aber diese Sprache selbst, nun, das ist eben Schweizersprache. Sie klingt in ihren Lauten, Wendungen und Redebildern einfach, treuherzig, wie jede Sprache, die noch nicht zu Speculation und wissenschaftlicher Form sich gebildet hat, z. B. die alttestamentliche. Bekannt ist, daß Schiller der lutherischen Uebersetzung des alten Testaments für die Herstellung der Sprache in seinem Tell Vieles verdankt. Solche Sprache und die Leute, welche sie sprechen, nennt man auch wohl naiv; und wenn nun gar, wie es hier der Fall ist, von Regen und Wind, von Rindvieh und Schafen gesprochen wird, so muß ja die Naivetät der Leute anerkannt werden. Wie ergötzlich aber auch Manchem die Naivetät vorkommen mag: Schiller wenigstens spricht ihr Geltung und Werth ab; indem er uns sogleich zeigt, was trotz ihrer naiven Sprache an den Leuten ist. Es sind nämlich Leute, die sich um nichts kümmern, was über den Kreis ihrer alltäglichen, gewohnten Beschäftigung hinausliegt. Sie treiben eben ihr

Gewerbe und sind zufrieden, wenn sie ihr täglich Brod „auch heute" gewinnen. Für's Uebrige lassen sie getrost (d. h. ohne weiter darüber nachzudenken) den lieben Gott sorgen. Wie mit ihrem Schicksale, so sind sie auch mit sich selbst ganz zufrieden, und wollen es morgen nicht anders, als wie es gestern und heute gewesen ist, thun sich aber dabei auf ihre Weisheit selbstgefällig nicht wenig zu gut.

Wollen wir diese Art zu leben idyllisch und naiv nennen, so sehen wir zugleich, daß sie nur bestehen kann bei andauernder Ruhe und Beharrung auf demselben Fleck, so wie bei bewahrter Abgeschiedenheit des Einen vom Andern. Sobald Bewegung und Vergesellschaftung eintritt, ist's damit zu Ende. Daher trägt sie den Keim ihrer Vernichtung in sich und ist Widerspruch an sich selbst. Denn Bewegung ist Bedingung des gesunden Daseins, so wie die Vergesellschaftung der Menschen unter einander der Quell aller Geistesentwicklung. Geistesentwicklung ist aber der Weg zum Ziel alles Daseins. Darum ist die Idyllenmäßigkeit gegen das Grundgesetz der Menschennatur. — Sobald unsre Landleute wenige Worte gewechselt haben, tritt auch schon Meinungsverschiedenheit ein. Ruodi ist schon mit den Worten bei der Hand: „Ihr seid nicht klug; ein unvernünftig Vieh rc." — und nur schnelle Trennung hindert den Ausbruch des Streits. Ehe aber die Trennung vollzogen ist, kommt ein Mann in voller Hast gelaufen, nämlich Baumgarten.

Baumgarten ist auch idyllisch und naiv. Sein Weib flüchtet zu ihm in den Wald mit der Kunde, daß der Landvogt ihr Unbilliges zugemuthet habe. Da wächst ihm plötzlich der Zorn über den Kopf, und mit der Axt gesegnet er dem Schänder seiner Ehr' und seines Hauses das Bad. Aber dann? Wie er ohne Ueberlegung Dessen, was er thut, in blinder Leidenschaftlichkeit den Todschlag begangen hat, so stürzt er vor den Folgen desselben sich in die Flucht und läßt sein Weib, das er vertheidigen wollte, im Stich, um sich selbst zu retten. — Er muß über den See. Die biedern, ehrlichen, lieben Landleute, zu denen er kommt, sind — sehr neugierig, sehr bestürzt, so daß sie zurückfahren, die Gnade Gottes anrufen, sich entsetzen über die That Baumgarten's. Und als sich nun herausstellt, daß das Verbrechen, welches Baumgarten als freier Mann an seinem Platz in gutem, pflichtgemäßem Hausrecht gestraft zu haben überzeugt ist, doch eigentlich noch gar nicht begangen wurde, da sind sie wieder neugierig und wollen sich Alles recht ausführlich erzählen lassen. Endlich treibt man den Fährmann zur Ueberfahrt. Aber der Fährmann sagt ruhig: „Es geht nicht. Ihr müßt warten. Denn ein schweres Gewitter ist im Anzug". Als man ihm zusetzt, wird er zornig genug und verschanzt sich mit seinen eignen Familienverhältnissen. Als dann der hinzugetretene Tell auch auf ihn einredet, rechtfertigt er seine Weigerung durch unsinnigen Aberglauben. Denn, sagt er, heut ist Simons und Judä (Feiertag); da rast der See und will sein Opfer haben. Dies Opfer aber will er we-

nigstens nicht werden. Jeder ist sich selbst der Nächste, und wenn er seine Haut im Trocknen hat, so mag aus Baumgarten werden, was will.

Man sieht wohl ein, wir habens nicht mit idyllischen, d. h. erdichteten Menschen zu thun, sondern mit Menschen, wie die Wirklichkeit sie uns täglich zeigt. Wie in der damaligen Schweiz, so unter ähnlichen Verhältnissen zu jeder Zeit ist die Volksmasse beschränkt, trotz aller Naivetät roh, selbstliebig, außerhalb des eignen Interesses träge, bei fremden Antrieben widerstrebend und störrig. Aus diesem Naturstand muß aber das Volk gerettet werden. Sogleich führt uns der Dichter das Element vor, welches diese physische Ruheseligkeit des Volks, diese vermeintliche Unschuld, welche in sich selbst den Anlaß ihrer Umwandlung in Schuld hegt, zu stören herbeikommen muß, den Stein des Anstoßes, den habsburger Gewaltdiener. Mit diesem aber zugleich auch das Element, durch welches dieser Stein, sobald der Anstoß die beabsichtigte Wirkung geübt hat, hinweggeräumt werden soll, nämlich den Tell.

Tell, selbst der Volksschicht angehörend, zeigt für den einzelnen Fall, was ein Mann leisten kann, wenn er an sich selbst zuletzt denkt, auf Gott vertraut und die eigne Kraft gebraucht. Er rettet den Baumgarten durch außerordentliche Leistung. Es ist daher ganz natürlich, daß das Volk, immer am einzelnen Falle haftend, als es später zur Einsicht in die allgemeine Landesnoth gelangt, in diesem Tell den Retter der Gesammtheit voraussetzt und anerkennt.

Tell nun, alle die Bildungsfähigkeit des Volks an sich aufweisend und durch die wenn auch noch unbewußte Hegung aller mächtigen Volkskräfte in seiner geschlossenen Wesenheit über die Masse geistig emporgerückt, ist auch äußerlich durch seine Verheirathung mit der Tochter Walther's Fürst in eine erhöhtere Stellung gerückt und bildet so ein innerliches und äußerliches Verbindungsglied zwischen dem niederen Stande und dem vornehmeren Bürgerthum. So bringt er den Baumgarten zu Stauffacher und führt uns in die Kreise der gebildeten, selbstständigen Klasse der Landesbevölkerung.

Hier finden wir die Männer,

> Deren Stimme etwas gilt in der Gemeine,
> Die freien Männer auf dem eignen Erbe,
> Die ihr Besitzthum, Haus und Hof und Feld
> Vom Kaiser selbst und Reich zu Lehen tragen.

Es sind die Grundbesitzer und Arbeitgeber, die Väter des Landes, deren Namen eine ächte Währung haben für das Volk, die Vielerfahrnen, bei denen sich des Volkes Häupter versammeln, um die Pergamente der alten Kaiser zu lesen und des Landes Wohl zu bedenken in vernünftigem Gespräch, die manch kluges Wort sprechen, was der Verständige denkt, der Gute wünscht. In ihnen begegnen wir dem eigentlichen Kerne des Volks. Wohl sind die Männer auch dieses Standes noch einfach in Sitte und Brauch. Aber sie sind auf die Grenze gelangt, über welche hinschreitend sie in Verderbniß gerathen können, wenn sie in der Sorge für ihr Privatwohlsein sich gehen lassen und den geringeren dienstbaren Landsmann als Bruder anzuerkennen vergessen. Zwar

ist die alte Biederkeit und Brudertreue nicht schon verloren gegangen. Aber der Druck des Oesterreichers kommt zur rechten Zeit, sie zu sicherm Bewußtsein und lebendigerem Leben zu wecken. Daß dies zu so herrlichen Erfolgen ausschlägt, daß das Volk also fähig ist, sich zu erheben und zu retten, ist ein Beweis davon, daß sein Kern gesund, seine Glieder und Zweige nicht verdorrt und verfault sind. Denn, wie es gerade die rechte Zeit war, so erkannte das Volk diese seine Zeit. Welch ein Abstand nichts desto weniger schon zwischen den einzelnen Volksschichten vorhanden war, das erkennen wir deutlich genug, wenn wir die Demüthigkeit des Kuoni, der sein Rindvieh als die Heerde „seines gnädigen Herrn, des Attinghäuser's", bezeichnet, mit dem Selbstgefühle Stauffacher's und dessen politischer Feinheit dem bösmeinenden Geßler gegenüber vergleichen. In Betreff Stauffacher's und seines Kreises wenigstens wird Niemand mehr von Naivetät reden können; wie denn überhaupt die Meinung, Schiller habe an diesen Schweizern Naivetät wollen zu Tage treten lassen, eine Einbildung und Idealitätssucht ist. Diese Naivetäts- und Idyllenliebhaberei ist auch ein Glied des langen dicken Zopfs des lieben Deutschen, den Schiller gern mit der Wurzel ausreißen mögte, auf daß wir ebenso politisch reif würden, wie seine Schweizer des 14. Jahrhunderts schon waren. Man höre oder lese doch nur genau, was Stauffacher im Rütli über die Vergangenheit des Schweizervolkes erzählt!

Schon in grauer Vorzeit war das große Volk hinten im Lande nach Mitternacht, dies Volk, von dem die Schweizer abstammten, politisch zugerichtet. Von schwerer Theurung heimgesucht, beschließt seine Landsgemeine die Auswanderung des zehnten Bürgers nach dem Loose. Die Auszügler schlagen sich mit dem Schwert gerüstet, also kampfgeübt, durchs deutsche Land und lernen so schon fremder Stämme Sitten und Brauch nebenher kennen. Als sie in der Schweiz angekommen sind, besehen sie sich sorgsam und weislich das Land umher, und erst als sie es schön und gut finden, beschließen sie die Ansiedlung und bauen Schwyz. Während umwohnende Völker fremdes Joch tragen, wählen sie, um nicht unter Fürsten das Knie beugen zu müssen, den Schutz des Kaisers, der nach einer von der Landsgemeine selbst festgestellten Verfassung das Land verweset. Ja, in einem Rechtshandel gegen den Abt von Einsiedeln, für welchen der Kaiser Partei nimmt, wissen sie dem Kaiser Gehorsam zu verweigern und ihr Recht zu behaupten. Ueberdies liegt ein handgreiflicher Beweis von der politischen Reife und Sicherheit der Schweizer in dem sofortigen Zusammentritt der Landsgemeine im Rütli vor, der gleichsam aus dem Stegreif erfolgt und mindestens eben so gute, wenn nicht bessere Erfolge aufweiset als manches Parlament des 19. Jahrhunderts. — Der in unserm Schauspiel vorliegende Lebenszustand der Schweizer bietet uns also keinesweges ein Bild des natürlichen Urzustandes der ersten Menschheit. In solches Bild würden Troglodyten, Ichthyophagen, Adamiten und Consorten gehören. Ebenso wenig ein Bild der schönen, paradiesischen Urzeit und Unschuldswelt des Menschengeschlechts. Diese Paradiese sind faule Geschichten, sind Produkte

phantastischer Träumerei eines zur Lebensarbeit unlustigen Faullenzers, der den Erwerb von Erkenntnissen für eine Sünde und die Bestimmung zur Arbeit im Schweiße des Angesichts so wie die Unvermeidlichkeit körperlicher Schmerzen für eine Strafe des durch den menschlichen Erkenntnißtrieb beleidigten Gottes ansieht. Schiller giebt uns vielmehr anzuschauen den Grundtypus vernunftgemäßer Vergesellschaftung der Menschen zum Staats- und bürgerlichen Leben. Diesen Grundtypus haben die deutschblütigen Schweizer aus ihrer gesunden Natur ursprünglich gleichsam durch einen glücklichen Griff für sich gefunden. Sie sind ihm bis durchs 13. Jahrhundert hin treu geblieben. Nun kommt er aber in Gefahr, seine Reinheit einzubüßen. Der Versuch Oesterreichs, ihn ganz auszutilgen und das Gegentheil einzuführen, wirkt indessen dahin, ihn wieder zu lebendigem Bewußtsein zu bringen und das, was unbewußt geschaffen war, durch bewußtes Bewahren zu voller Kraft und zeitgemäßer Ausprägung gedeihen zu lassen.

Zu solchem Zwecke rafft sich denn Stauffacher empor. Und siehe da, welch ein welthistorisch richtiger und schöner Zug! Seine Gattin Gertrud, die Hüterin des häuslichen Heerdes, die Bewahrerin des häuslichen Friedens, die Schützerin der häuslichen Ehre, die Bürgin des schönen Familienlebens und schönerer Zukunft für den frei zu bewahrenden Kinderkreis, sie ist's, die den bedenklichen Mann zur Entscheidung bringt. Auf dem Boden des deutschen Familienlebens begründet sich, was dem allgemeinen Staatsleben würdige Gestalt schaffet; und die Frau ist's, welche in traulichem Austausche der Gedanken und Gefühle der Willenskraft des Mannes treibend, bestärkend, begeisternd zu Hülfe kommt. — Es ist nicht unwichtig, daß wir wissen, wie Schiller die erste größere Hälfte der Unterredung Stauffacher's mit der Gertrud fast wörtlich der Chronik Tschudi's entlehnt hat. Dem Chronisten werden wir nicht zumuthen, daß er idealisirt habe. Und da die zweite Hälfte der Unterredung folgerichtig der ersten entspricht, so können wir mit Sicherheit die Meinung unbeachtet lassen, es habe Schiller in dieser die Lebensverhältnisse verständig erwägenden, die göttliche Leitung der Menschheit vernünftig anschauenden, an dem Schicksale des Einzelnen und der Gesammtheit gemüthlich theilnehmenden, mit Charakterentschiedenheit die zur Besserung der Zustände nothwendigen Mittel kräftig erfassenden und für die Idee der Menschenfreiheit und Menschenwürde mit hoher Begeisterung zu hehrer Aufopferungsthat entschlossenen Gertrud ein sogenanntes Ideal hingestellt. Die schöne Einheit von weiblicher Berechtigung und Bescheidung, von weiblicher Würde und zarter Zurückhaltung, von Opferungswilligkeit und Verzichtung auf öffentliches Einschreiten — sie ist kein Traum des Dichters, sie hat glücklicherweise in historischen Beispielen ihre Wirklichkeitsbekräftigung. Gertrud ist eine zu weiblicher Gediegenheit gebildete Frau, und diese Gediegenheit zeigt sich eben darin, daß die dem Weibe nöthige Intelligenz, welche sie besitzt, ihr dazu dient, ihrer Lebensbestimmung sich klar bewußt zu werden, ihren Willen zu verklären, zu richten, zu kräftigen, ihren Charakter für das Gute, Edle und

Schöne lebendig und thatkräftig zu machen. Das ächt und rein Menschliche in der Sphäre der Weiblichkeit wird uns in der Gertrud zur Anschauung gebracht. — Der wahrhaft große Dichter ist immer zugleich der wahrhafteste Lehrer der Menschheit. So erfüllt auch Schiller hier seine Lehrerpflicht aufs Genauste in Aufweisung der naturgemäßen weiblichen Bildung. Er stellt neben die gediegen gebildete Gertrud andere Frauen hin, denen es mehr oder weniger an dieser Gediegenheit der Ausbildung fehlt. Ihr zunächst steht Bertha, auch ausgezeichnet durch Intelligenz, Willen und Charakter. Aber ihr Gefühl neigt zur Schwärmerei, ihre Romantik läßt sie in phantastischen Fernsichten schwelgen. Indessen ist der Kern ihres Lebens gesund und kräftig. So gelingt es ihr, indem sie vor den Erscheinungen einer harten Wirklichkeit das Auge nicht furchtsam zuschließt und ins Reich der Phantasie selbstbegnüglich flüchtet, sondern vielmehr der Gegenwart theilnehmend bewußt bleibt, sich der Schwächen und Einseitigkeiten zu entledigen. Und wie fein hat Schiller die in ihrer Liebe zu Rudenz obwaltenden persönlichen Wünsche der Bertha benutzt, um aus der Verflechtung subjectiven Verlangens mit dem Allgemeingefühle für Recht und Pflicht das Resultat der Veredlung gedeihen zu lassen. So wird allmälig Bertha Das, was Gertrud schon ist. Sie kann daher auch in ihrem Lebenskreise deren Aufgabe übernehmen und zu reinem Vollzug bringen. Und das thut sie im Geiste der Gertrud (welche eben darum nicht wieder auf der Bühne zu erscheinen braucht), obwohl nichts desto weniger die feine Nüancirung ihres Charakters nach ihrer äußerlichen Lebensstellung mit bewunderungswürdiger Künstlerschaft vom Dichter bis ins Einzelnste durchgeführt ist. — Im Gegensatze zu diesen beiden Frauen (abgesehen von Elsbeth und Mechthild, die den rohen, niedern Lebenskreisen angehören, und von denen die Eine bloß einen plumpen Witz macht, während die Andere schon mehr Gefühl für die allgemein drückenden Verhältnisse äußert), im Gegensatz, sag' ich, zu diesen beiden Frauen steht Hedwig, Tell's Gattin. Sie ist die Tochter des reichen, mit dem Adel umgänglichen Patriciers Walther Fürst. Sie hat auch (wie wir uns heut zu Tage etwa ausdrücken) Erziehung genossen und weiß (so zu sagen) mich und mir zu unterscheiden. Sie weiß sich treffend, gewandt, ja schönrednerisch auszudrücken. Daher, wenn Tell fragt: „Wie kannst du dich so ohne Ursach quälen?“ und sie die Antwort giebt: „Weil's keine Ursach hat“, so hat der Dichter dadurch viel mehr ein charakteristisches Merkmal für die Hedwig niedergelegt, als daß er zu tadeln wäre, weil diese Art zu antworten etwa über die intellectuelle Bildungssphäre der Frau hinausläge. Aber Gemüth und Charakter hat sie nicht. Die Wesenheit ihres Gatten wird von ihr nicht verstanden, kaum geahnet, mehr gescheuet als geliebt. Sie mäkelt nur an ihm und legt kränkelndes Gefühl an den Tag. Für Alles, was groß und edel ist, hat sie keinen Sinn. Und doch können wir dieser Frau, obgleich sie uns am Sterbelager des alten Attinghaus fast gemein erscheinen muß, unsre Theilnahme nicht versagen. Denn die Rücksichtslosigkeit des Gatten, der nichts thut, ihrer Schwäche zu Hülfe zu kommen und sie zu seiner Großheit

emporzurichten, erregt unser Mitgefühl für sie und läßt uns in manchem Vorwurfe, den sie ausspricht, die Wahrheit anerkennen. So weiß der Dichter, der wie Schiller Weltgeschichte dichtet, in jedem Verhältnisse auszugleichen und Recht und Gerechtigkeit in allen menschlichen Dingen zu üben. Allerdings ist Hedwig das Bild der Alltäglichkeit; aber diese Alltäglichkeit durfte in dem großen Lebensgemälde nicht fehlen. Daher, wie denn die Alltäglichkeit (man nennt's auch wohl Philisterei) sich im wirklichen Leben aufs Breiteste breit macht, ergänzt Schiller dieselbe in Betreff des öffentlichen Wesens am Walther Fürst, dem Vater der Hedwig.

Der alte Walther Fürst ist wirklich ein gründlicher Philister. Er ist reich; sonst hätte er nicht für die Freilassung Tell's dem Geßler sein Vermögen anbieten dürfen, dem, wenn er wirklich solchem Handel zugänglich gewesen wäre, ein Geringes schwerlich genügt hätte. Er ist Patricier, der viel mit dem Adel verkehrt und feine Sitte sich aneignet. Aber die Höflichkeit, mit welcher er den Stauffacher begrüßt, ist auch unter dieser Bedingung für einen damaligen Schweizer etwas zu höfisch und schmeichlerisch. Wenn ihn Schiller zu Stauffacher mit so wunderschönen Worten reden läßt, daß uns homerische Lieblichkeit aus denselben anweht, so gereicht das dem Dichter zum Ruhm, der solche Lieblichkeit mit sicherm Takte dem bejahrten, wortreichen, auf sich und seine Weisheit, wie auf seinen vornehmen Umgang eitlen und dabei wohlrednerisch gebildeten Manne zu specieller Charakterisirung desselben in den Mund legt; aber den Mann selbst, der solchen Charakter offenbart, sollen uns die schönen Worte nicht überschleiern. — Kein besserer Mann ist ihm noch über die Schwelle gegangen: das ist der Empfang, einem Manne geboten, der wahrscheinlich schon öfter sein Gast gewesen ist. — Als Stauffacher die alten Zeiten und die alte Schweiz sucht, da geht Walther Fürst über diese „alte Zeit" schnell hinweg, nöthigt zum Sitzen und erkundigt sich nach Frau Gertrud, der angenehmen Wirthin, des weisen Iberg's hochverständiger Tochter, und rühmt das gastliche Haus seines Gastes weitläufig genug. — Bei den Klagen Stauffacher's repetirt er fast nur dessen Worte und beruft sich dann auf unsern edlen Herrn von Attinghausen, der selber meint, es sei nicht mehr zu ertragen. — Als Melchthal hinweg will, fragt er: Was könnt ihr gegen den Vogt, der ohnmächt'gen Zorns in seiner sichern Veste spottet. — Es fällt ihm gar nicht ein, selber etwas Entscheidendes vorzuschlagen, viel weniger zu thun. — „Wenn die drei Lande dächten, wie wir Drei, so möchten wir vielleicht etwas vermögen!": das klingt doch gar zu unsicher, bedenklich, zweifelhaft. — Als etwas beschlossen werden soll, da will er erst hören, was die edlen Herrn von Sillinen, von Attinghausen rathen; deren Name soll ihnen Freunde werben. Also auf sich giebt er nichts; von selbstständiger Bürgerkraft hat er keine Ahnung. — Als er endlich zu Allem Ja sagen muß, will er doch das Werk nicht so offen treiben. — Beim Apfelschusse wirft er sich dem Geßler zu Füßen, er-

kennt dessen Hoheit, bittet um Gnade für Recht, bietet dem Tyrannen Geld und dergleichen mehr.

Wie dem aber auch sei, wir dürfen nicht vergessen, daß wir einen damaligen Schweizer vor uns haben, dessen kernhaftes Wesen nicht ganz zu Grunde geht, auch wann er ein Greis ist. Wenn's denn einmal unvermeidlich zur Sache geht, so ist er immer noch da und weiß mit des Alters zögernder Vorsicht Gutes und Heilsames zu rathen. Aus seiner ganzen Stellung zum Lande hervor kann er auch nicht zurückbleiben, wenn's zur Entscheidung kommt. Dem Walther Fürst hat nur schwächliche Eitelkeit und Sucht nach Vornehmheit Schaden gethan. — Wie schon gesagt ist, die durch Walther Fürst repräsentirte Alltäglichkeit durfte in diesem Lebensgemälde nicht fehlen. Ist sie doch in den Staaten in überwiegender Anzahl vertreten. Sie bildet im Staat die schwer bewegliche Masse und erfährt hier durch den Dichter ächt welthistorisch ihre Berechtigung als dasjenige Element des Staatslebens, welches zähe den Grund und Boden zu bewahren sucht, wann der Geist der Zeit in lebendigeren, that- und opferungslustigen Gemüthern die Flügel schlägt und stürmisch und zerstörend das Fundament des Lebens zu verkennen in Gefahr kommt. Diese Masse der Alltäglichkeit bildet im Staate die Kraft, welche Magnetismus und Wärme im Bereich der Natur gegenüber dem Licht und der Electricität sind. Licht und Electricität aber arbeiten in der Natur unablässig, daß die schweren, zusammengedichteten Stoffe sich lösen, verklären, erheben. Den alten Walther Fürst setzt besonders Melchthal in Bewegung.

Melchthal ist ihm gegenübergestellt nicht lediglich als Jüngling dem Greise, vielmehr in Betreff seiner politischen Sympathieen. Er ist z. B. dem Adel geradezu abgeneigt.

Was braucht's
Des Edelmann's? Laßt uns allein vollenden.
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns schon selbst zu schirmen wissen.

Solche Ansicht äußert aber Melchthal nicht etwa bloß hinter'm Rücken des Adels. Er tritt vielmehr dem Rudenz, als dieser schon des Landes Vätern sich beizählt, fest und frei entgegen und tadelt ihn geradezu: „Ihr habt den Landmann nichts geachtet. Sprecht, wessen soll man sich zu euch versehn?" — Und da Stauffacher zur Einigkeit mahnt, reicht er zwar die Hand, jedoch nicht ohne die bittre Hinzufügung: „Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch ein Manneswort! Was ist der Ritter ohne uns?" rc. — Allein, sobald er sich von dem ehrlichen Willen des Rudenz überzeugt hat, läßt er Groll und Mißtrauen fahren und ist um so mehr zur Eintracht geneigt, als er sieht, daß er dem Freiherrn Hülfe leisten kann. Kommt, ruft er willig, führt uns an; wir folgen euch!

Melchthal ist der eigentliche Demagog bei dem Aufstande. Jung, feurig, begeistert, aber von klarem, raschem, sichrem Verstande. Obwohl ungeduldig vorwärts dringend, doch dem Rathe des gemäßigt aber kräftig vorschreitenden

Stauffacher fügsam und folgend. Er träumt nicht, er phantasirt nicht, er ist aufs Praktische gerichtet. Und wie er fürs Häusliche selbst die Hand an den Pflug legt, so durchschweift er die Berge nur, um die Landleute zum Sturm gegen die Vögte in Bewegung zu setzen. Neben dem lebendigen, scharfen Verstande hegt er nichts desto weniger tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, für Lust und Schmerz, fürs Allgemeine und fürs Privatwohl. Welch eine kräftige, tiefe und doch so zarte und rührende Liebe beweist er seinem Vater! Er steht in solcher-Bewußtheit seines Verstandes und in solcher Bewirksamung seines Gefühls aufs Bezeichnendste dem Tell gegenüber. Nur wann sein Gefühl, sein Herz aufs Höchste in Anspruch genommen, bis zu leidenschaftlicher Vergessung der Umgebung und des eignen Selbst angeregt wird, dann wird er — aber doch nur in seiner Weise — empfindsam. Seine Empfindsamkeit darf jedoch durchaus nicht mit sogenannter Sentimentalität, mit Empfindelei verwechselt werden. — Sobald dieser Umstand richtig und voll gewürdigt wird, dann wird auch jene viel berühmte Stelle von dem „Licht des Auges" ihre Würdigung finden, so daß Diejenigen, welche so gern eine subjective Aeußerung des lyrischen Gefühls des Dichters in derselben finden wollen, werden eingestehen müssen, daß darin ein ächt dramatischer Ausfluß der Sohnesliebe Melchthal's vorhanden ist. In der Subjectivität Melchthal's, (und man wird es doch dem dramatischen Dichter nicht etwa für einen Fehler anrechnen wollen, daß er seine Personen in ihrer Subjectivität erscheinen und reden läßt?) in dieser Subjectivität Melchthal's ists durchaus gerechtfertigt, daß er in dem Moment, da das ungeheure, durch seine Schuld veranlaßte Schicksal seines Vaters mit der vollen Wucht des Schmerzes ihn überfällt, in der ersten Betäubung das nächstliegende Object des Schmerzes, die Blendung des Vaters, an seiner Seele vorübergehen läßt und den entsetzlichen Verlust, welchen er seinem Vater zugezogen hat, würdigt. In dem Moment, da er das Entsetzliche erfährt, ist's Nacht in seiner Seele, er sehnt sich nach Licht in dieser seiner eignen Seelenfinsterniß. Es ist die fürchterliche Arbeit der Seele, sich selbst Licht zu verschaffen in dieser gepreßten, düstern Lebenslage. Man denke doch nur nicht, daß Melchthal declamirend den beiden Männern etwas vorlamentirt und winselt. Nein, er spricht die Worte: „O, eine Himmelsgabe ...." u. s. w. wie für sich selbst; sie werden stoßweise, wie aus überlasteter Brust, in gepreßt hervorstürzender Verlautbarung durch die gleichsam geschlossenen Lippen herausgeängstet, leise, mehr im Geflüster als in mittheilender Sprache. So wird das Ganze wohl natürlich herauskommen, naturgemäß erscheinen und nicht lyrischen, sondern dramatischen Effect machen. Nachdem er so sich entlastet, gewissermaßen frei geseufzt hat, ist er auch alsbald wieder der verständige, wenn auch lebhaft eifernde Mensch. — Unsre besondre Theilnahme weckt aber Melchthal dadurch, daß an ihm vorzugsweise sich darthut, wie ungewöhnliche Zeitläufte dahin wirken, die an sich wohl begründete Kraft des Menschen in kurzer Frist durchzubilden und zu achtungswerthen Leistungen zu erheben. Von Schritt zu Schritt gewinnt Melchthal, der als leidenschaftlicher, unbesonnener Jüngling

den Boten des Vogts schlug und sodann sich in die Flucht warf, an Manneskraft und durch ausdauernden, zweckmäßigen, gediegenen Eifer fürs Vaterland an Manneswürde. Er ist des Bruderbundes mit Rudenz werth, er verdient die Liebe des Landes. Es ist rührend, wie er sich an Stauffacher anschließt, an ihm sich mäßigt, sich kräftigt, sich bildet, in ihm einen Vater verehrt, an dem er ein Beispiel nimmt, dessen Fußtapfen er nachfolgt.

Und Stauffacher! Das ist ein biederber, ehrenfester Mann. Ernst überlegend und erwägend, ehe er zur That schreitet; dann klar, fest, nachdrücklich den rechten Weg wandelnd. Im Siege mäßig, nicht über das vorgesteckte Ziel übermüthig hinausschreitend. Nicht um Neuerung ist's ihm zu thun, nicht einen neuen Bund will er stiften, wohl aber den alten Bund kräftigen und zu frischer Lebenskraft wecken, für achtungswürdige Dauerhaftigkeit festigen. Er ist auf dem Gebiete der Sittlichkeit das, was in der Natur die Gravitationskraft, das Princip der Ausgleichung, des Gleichgewichts. Der gediegen gebildete und mit freien Kräften wacker thätige Bürgerstand ist es, auf dem das Heil des Staates ruht: das ist seine Ueberzeugung, aus dieser Ueberzeugung wirkt er voranschreitend in dem Streit gegen Gewaltherrschaft.

Daß seine Ueberzeugung die richtige ist, das zeigt uns nun die erste Scene des zweiten Actes, in welcher wir die Sphäre des Adels betreten. Welch eine ehrenhafte, ehrwürdige, rührende Erscheinung dieser alte, patriarchalische Attinghausen! Er könnte uns das Patriarchenthum wünschenswerth erscheinen lassen. Er hält seine Knechte wie seine Kinder, so nennt er sie auch. Er theilt mit ihnen den Frühtrunk, er spricht Abends mit ihnen von des Landes Geschäften. Und doch — so bringt's uns Schiller mahnend zur Anschauung — doch trägt dies patriarchalische Leben den Keim seiner Vernichtung, die Bedingung seiner Zeitweiligkeit und Aufhebung in sich selbst. Denn sein Bestand ruhet auf Zufälligkeit. Im Patriarchenthum ist nur Einer der Mündige, Willensfähige, Gebietende; alle Andern sind unmündig, unselbstständig, gehorchend. Es ist da ein Herr, die Uebrigen sind Knechte. Wenn der Patriarch in seinem Kreise der weiseste, wenn er liebreich, wohlwollend ist und das Heil der Seinen fördert, so mag er wohl bestehen. Ist er aber bornirt und übelwollend; regt sich in seinen Hörigen der Geist und das Widerstreben: so hört auch der Friede und mit ihm der gedeihliche Zustand des Ganzen auf. Der Patriarch wird zum gestrengen Herrn, der Knecht entweder zum verthierten Sclaven oder zum todtschlägerischen Empörer. Das Patriarchenthum ist im Kleinen doch nichts Anderes, als was im Großen die Despotie ist, die nur allzuleicht Tyrannei wird. Höchstens ist es als eine Uebergangsform der Lebensgestaltung zu betrachten und zu würdigen; sobald Geist und Wille der Menschen reifer wird, muß es aufhören. Die Liebe zum patriarchalischen Leben und der Preis desselben in Geschichtsbüchern und Gedichten begründet sich lediglich darauf, daß Jeder selbst gern der Patriarch sein mögte, Jeder bei solcher Phantasiebilderei sich selbst als den Herrn Patriarchen setzt. Daher ist das häufige Zurückweisen auf das Patriarchenthum des alten Testaments, als auf

einen Normalzustand des menschlichen Daseins, so verfänglich und Bedenken erregend. Erscheint ja doch selbst der Gott Jehova des alten Testaments selten anders als der Herr-Herr, als der zornige Herr voll Eifersucht und Rache. Schiller dagegen verkündet den Gott, den er aus dem ewigen Evangelium Jesu Christi als den liebevollen Vater und Erzieher seiner Menschenkinder kennen gelernt hat. Schiller verwirklicht in seinen prophetisch-weltgeschichtlichen Bildern das göttliche Erlösungswort Jesu Christi, der da spricht: „Die ihr weiland Knechte waret des (patriarchalisch-priesterlichen) Gesetzes, ich will euch frei machen als die Kinder Gottes und seiner Gerechtigkeit". Darum weiset uns Schiller die Unhaltbarkeit des Patriarchenthums in unserm Schauspiele recht handgreiflich auf. Wohl geht der idyllische Schäfer und Kuhhirt noch mit dem patriarchalischen Herrn leidlich Hand in Hand, wie andrerseits er sich mit seinen Schafen und Rindvieh ganz gut verträgt: aber wird das so bleiben, wenn nun Rudenz nach des guten alten Attinghausens Tode Herr sein wird? Nein! Denn den Landmann blickt er mit Verachtung an und schämt sich seiner traulichen Begrüßung.

Damit ist die Stellung hinlänglich bezeichnet, welche der jüngere Adel der damaligen Schweiz der übrigen Bevölkerung gegenüber einnimmt. Wie das aber ins Leben treten konnte durch die österreichischen Machinationen, das spricht der alte Attinghausen in seinen Vorwürfen gegen Rudenz deutlich genug aus.

Nichtsdestoweniger ist Rudenz durchaus kein unsittlicher Mensch. Mag auch Eitelkeit, Glanzliebe, Ruhmbegier ihn aufgereizt haben; vorzugsweise ist es doch die Liebe zu Bertha, was ihn treibt und ihn einen freilich verkehrten Weg zu ihrer Erlangung einschlagen läßt. Die Verkehrtheit seines Thuns geht hervor aus einer an sich ganz ehrenwerthen Veranlassung. Ja, der Umstand, daß er die von österreichischer Seite geübte Benutzung seiner Liebe zu seiner Verschlingung in Feindes Netz gar nicht bemerkt hat, bezeugt seine ursprüngliche Unschuld.

Rudenz liebt die Bertha ehrlich, er liebt sie um ihrer selbst willen und wahrhaft. Die wahrhafte Liebe aber hat läuternde, veredelnde Gewalt. — In der Liebe offenbart sich das von Gott ursprünglich gegebene Grundgesetz alles Daseins, indem sie sich ankündigt als das Streben nach harmonischer Ausgleichung und Einigung aller Elemente dieses Daseins. In den besonderen Daseinssphären sich auf diese oder jene Art bethätigend, zeigt sie sich in der moralischen Welt als das anfangs unbewußte Verlangen des Einzelnen nach Vereinigung mit einem Andern, um mit ihm gemeinschaftlich alle Lebenskräfte zu erhöhen, zu veredeln, der Vollkommenheit zuzubilden, in ihm das vollendete All und dessen Schöpfer zu umfassen und so an ihm zum beglückenden Gefühle des vollbefriedigten Daseins zu gelangen. So stiftet die Liebe das Familienleben, aus dem Familienleben hervor gründet sie so den Staat. Und auf diesen Cardinalgrund aller Lebensgestaltung macht uns der Dichter durch die einfachste

Verschlingung der persönlichen Verhältnisse der Handelnden gerade in dem Momente des Drama's aufmerksam, wo die Entwicklung der Handlung das Bedürfniß der Liebe am fühlbarsten macht, bei der angestrebten Vereinigung des Volks zu gemeinsamer Anstrengung für die Freiheit des Vaterlandes. Der alte Attinghausen besorgt, daß die Liebe zur Bertha den Rudenz von der Sache des Landes abwendig mache; gerade sie ist's, welche diesen seinem Lande geläutert zurückgiebt und ihn dahin führt, freiwillig auf dem Altar des Staates die schönen Opfer der Selbstüberwindung und Selbstverleugnung niederzulegen.

In einem Lebensgemälde, das uns den Vergesellschaftungsproceß der Menschheit in seiner Entwicklung zur höchsten Blüthe des Staatslebens — wir können sagen: zum wahrhaft christlichen Staat — aufweiset, in einem solchen Gemälde mußte die Idee der Liebe zur Manifestation gebracht werden, wenn dasselbe nicht lückenhaft bleiben sollte. Und wie hat Schiller das gethan! An concreten Lebensverhältnissen hat er diese Idee aus der Allgemeinheit des Unbewußtseins und der Unmittelbarkeit herausgehoben — hat sie geweihet im strafenden Gegensatz gegen die niedrige Ansicht des Alltäglers, der in ihr die Anweisung zur physischen Fortpflanzung seiner Gattung sieht — hat sie geläutert von der thörichten Schwärmerei des Romantikers, der in ihr ein sentimentales Verhimmeln gleichgeschaffner Seelen zu geistiger und leiblicher Wollust ersehnt — hat sie zur Realität erhoben gegen das rein künstlerische Wohlgefallen am Schönen, wiefern durch dasselbe die Wirklichkeit idealisirt werden soll — er hat sie aufgewiesen als den wahrhaften Geist, als das göttliche Princip, das lebendig wirksam alles Leben zum ewigen Ziele seines Daseins treibt, die Liebe, die Jesus Christus als das erste und höchste Gesetz offenbaret und durch sein eignes Leben und Kämpfen und Sterben werkkräftig beglaubigt hat. — — Freilich! Im gemeinen Leben wird der Name „Liebe" zur Bezeichnung alles möglichen Unsinns gemißbraucht.

Wahrhafte Liebe ist aber das Erzeugniß, ihr wirkliches Vorhandensein nur die Veräußerung klaren, würdigen Gottesglaubens, mit welchem kräftiges Gottvertrauen und freudige Gottergebenheit Eins ist. Denn Gott lenkt die Geschicke der Menschen! Gott ist's, der die Weltgeschichte macht. Das weiß der Dichter. Das ist des großen Dichters gottgeheiligter Genius, daß er die Gedanken Gottes, daß er „das Wort, das vom Anfang war und durch welches alles Gewordene geworden ist", mit dem Blicke des Sehers schauet, daß er die Wege, die ewigen Wege erkennt, die durch allen scheinbaren Wirrwar der materiellen Lebenserscheinungen hindurch zu ewigen Zielen leiten. So bringet in künstlerischen Gebilden der große Dichter diejenige Weltgeschichte zur Anschauung, die der allmächtige Gott selber macht, um seine Menschenkinder zur Freiheit heranreifen zu lassen, und weiset uns hin auf das eine große Ziel unsrer Bestimmung, ein Weihsager und Prophet seiner Zeitgenossen und jeglicher Nachwelt.

Wohl muß uns der Dichter daneben auch die Weltgeschichte aufweisen,

welche die Menschen in ihrer Beschränktheit, Einbildung, Leidenschaft und selbstsüchtigen Begier zu machen versuchen. Wir müssen die Mängel und Fehler der Menschen sehen, damit wir um so sicherer „die großen Thaten Gottes" erkennen.

Das geschieht nun in Betreff der größeren Volksgemeinschaft vermittelst der Scene im Rütli. — In künstlerischer Hinsicht ist nie etwas Vollkommneres der Art geschrieben worden. Göthe, als ihm Schiller das eben fertig gewordene Manuscript des Rütli-Landtags zur Durchsicht überschickt hatte, meinte sogleich: das ist für sich allein schon ein ganzes, großes, vollkommenes Werk! — Die Vollkommenheit der Schilderung ist aber gerade darin vollkommen, daß uns das Unvollkommene des menschlichen Thuns der wirklichsten Lebenswirklichkeit gemäß so vollkommen geschildert wird. Der Landammann muß den Tagenden „Ruhe bei ihrem Eid" gebieten; er muß den Meyer weisen (zur Ordnung rufen) vor der Landsgemeine. Trotz aller parlamentarischen Geübtheit bringen sie es nicht weiter als bis zu der negativen Bestimmung der Richtergebung an Oesterreich. In Betreff des wichtigsten Feindes der Freiheit, nämlich Geßler's, wird nichts vorgebracht. Und gerade von Dem, der zuletzt doch das „Größte thut", vom Tell, ist gar nicht die Rede, obwohl er sich durch die bekannte Rettung Baumgarten's als einen Mann ausgewiesen hat, der gegen die Vögte werkkräftig zu operiren versteht. All' dies Parlamentiren hätte wenig bewirkt, wenn nicht Tell den Geßler unschädlich machte. — Diesen Mann aber, den Gott zur Befreiungsvollziehung ersehen hat, zeigt uns der Dichter gleichsam hinter der Scene. Gleich im Anfang und gegen den Schluß der Versammlung, zweimal am rechten Orte, wo der Hörer oder Leser des Schauspiels am besten aufmerksam gemacht werden kann, wird Tell's vom Baumgarten, von diesem durch Tell Befreieten, erwähnt.

Wie wir so zur Ahnung dessen, was Gott thun wird, angeleitet werden, so wird uns zugleich auch gezeigt, was die Menschen thun in dem, was sie ihrerseits zur Gestaltung der Geschichte zu leisten haben. Das Resultat des Landtags ist endlich trotz aller Wirren die Einigkeit des Volks und zwar Einigkeit geschlossen in gläubigem Vertrauen auf die Hülfe und den Beistand des Allerhöchsten. — Wie aber der auf dem Rütli-Landtage nicht gegenwärtige und doch zum Retter höherif Orts erkorne Tell für seine Sendung gebildet wird, das ist schon oben besprochen worden. Ebenso bedarf die Wiedervereinigung des Rudenz mit seinen Vaterlandsgenossen keiner weitern Erklärung. Endlich ist in Betreff der Bertha aus Dem, was oben über die Zeit der Handlung gesagt worden ist, klar genug, daß sowohl ihre gehobnere Haltung als auch ihre Romantik durchaus dem Zeitalter gemäß erscheint, wie denn auch der Umstand, daß sie den Ritter Rudenz zu einem Zwiesprach in abgelegener Gebirgsgegend veranlaßt, theils in der aus der Romantik folgenden freieren Sitte des weiblichen Geschlechts damaliger Zeit, theils in der Dringlichkeit der Sachlage, welche ihr wegen der überall vorhandenen Späher und Aufpasser des Vogts keine andre Gelegenheit zur Mittheilung übrig ließ, theils

in der Ehrlichkeit ihrer Liebe und in dem hohen Vertrauen zu dem Geliebten seine Erklärung findet, so daß jeder Vorwurf wegen Mangels an jungfräulicher Zartheit und Schicklichkeit beseitigt bleibt. Lehrreich und hoch zu würdigen ist der Standpunkt, den Schiller seinen Frauen für das thätige Mitwirken am Leben anweiset. Ehrliche Anerkenntniß dieses Standpunktes wird immer darthun, daß diese Frauen eben so weit von schwindsüchtig frömmelnder Scheindemuth, wie von Dem entfernt sind, was man unter Emancipation der Frauen versteht.

6.
Der Apfelschuß und seine Folgen.

Der Apfel, in welchem sich die ganze Wucht der Absolutie auf das Haupt der Unschuld legt, dieser Apfel, welchen dann der bis zur Verzweiflung getriebene Mann mittendurch schießt, ohne die Unschuld zu verletzen, er ist in der That ein Apfel vom Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen. — Erkannt wird der endliche Auslauf aller absolutistischen Strebungen, nämlich die Ausrottung jeglicher Selbstständigkeit der Individuen und des berechtigten Staatsbürgerthums überhaupt. Der Vater wird mit dem Tode bedroht, wenn er den Knaben trifft statt des Apfels, ihm und seinem Knaben zugleich wird der Tod gedroht, wenn er den Schuß nicht leistet. Tod so wie so. Der angedrohte leibliche Tod des Einzelnen bedeutet aber hier den moralischen Tod des Ganzen. — Erkannt wird hinwiederum, daß ein Mensch und ein Volk auch das unmöglich Scheinende leisten kann, wenn es auf der Höhe der bis zur Verzweiflung getriebenen Gefühlsspannung zu Gott seine Zuflucht nimmt und, unerträglich gedrückt, getrosten Muths hinaufgreift in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst. — Erkannt wird endlich die Entscheidung Gottes selbst, dessen Hand sich sichtbar am Tell verkündigt und ihm das Gräßliche glücklich überwinden hilft.

Mit bewunderungswürdiger Einfachheit bringt uns gerade in dieser Scene des Wendepunkts das Schauspiel alles das zum Bewußtsein, was die Unnatur der Absolutie aufweiset und die urgesetzliche Freiheit des Menschen bestätigt.

Selbst der Reitersmann Leuthold sieht in seinem Wächterdienst einen Schimpf und erklärt den Befehl seines Herrn, die Reverenz zu machen einem Hut, für närrisch.

Nur schlecht Gesindel läßt sich in der Nähe des Hutes sehen und schwingt die zerlumpten Mützen nicht aus Respect vor dem Symbole der Macht sondern zum Verdrusse der Wächter. Höhnender Eckensteherwitz statt der Ehrfurcht

spricht aus den Worten der Mechthild: „da hängt der Landvogt — habt Respect ihr Buben!" Und Elsbeth will statt des Landvogts selbst lieber den leeren Hut, also einen Fetisch, ein vernunft- und verstandloses Ding, unter dessen Obhut es nach ihrer Meinung um's Land nicht schlechter stehen sollte. Den Fetisch anerkennt nur der niedrigste Aberglaube; Absolutie und Aberglaube gehen Hand in Hand; nur im Aberglauben hat die Heiligkeit des Fetisch und der absoluten Gewalt ihre Sicherheit. Klarer und lebenskräftiger Gottesglaube hat mit Beiden nichts gemein. Das stellt sich uns recht entschieden heraus an dem, was wir an dem Pfarrer Rösselmann wahrnehmen.

Dieser Pfarrer Rösselmann verwaltelt seinen Gotte geweihten Dienst zum Segen der Menschen, die ihm anempfohlen sind, ein treuer, wahrhaftiger Diener des Allerhöchsten. Er giebt sich und sein Amt nicht dazu her, dem absoluten Herrn zu dienen und dessen Regiment durch heilige Sprüche zu weihen und als von Gott gnadenwählerisch gegeben zu sanctioniren. Darum hat auch das Volk zu ihm Vertrauen und ehrt ihn. — Schon im Rütli ist er, wo sein Platz sein muß, bei dem Volke, das zu einer Entscheidungsthat sich versammelt.

Er steiget selbst, ein frommer Diener Gottes,
Ein würd'ger Pfarrer, mit herab. Nicht scheut er
Des Weges Mühen und das Grau'n der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

Und er hütet sein Volk treulich. Zuerst sorgt er, daß in rechter, von Allen als bräuchlich anerkannter Ordnung getagt werde, und weiset hin auf den großen Zeugen des Tagewerks, der überall ist, wo man das Recht verwaltet, und dessen Himmel die Landsgemeine überwölbt. Sodann schlichtet er freundlich und des Erfolges gewiß den Wettstreit der Cantone um den Vorplatz. Drauf bestätigt er die Wahrheit der Freiheitsbestätigung durch Kaiser Friedrich's Brief. Ferner räth er zu reiflichem Bedenken vor der That und weiset auf den Versuch friedlicher Lösung der Angelegenheiten hin, bis er sich überzeugt, daß kräftiger Widerstand in der Ueberzeugung Aller der einzige Weg zum Ziele ist. Er sanctionirt das Unvermeidliche als Gesetz. Er wahret seines Eides, den er der großen Frau zu Zürich geleistet, damit Keinem Unrecht geschehe. Er warnt vor übertiebenem Eifer. Endlich, da die Sonne wie die Botin eines neuen Freiheitstages über die Berge hereinleuchtet, nutzt er den feierlichen Moment, um den Bund durch Gott zu weihen und durch den bei dem Lichte Gottes geleisteten Eidschwur zu festigen.

Sie sollen trauen auf den höchsten Gott
Und sich nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Selber frei von Menschenfurcht, gebraucht er in Altdorf seine Beamtung, um seine Landsleute, die nicht daran denken, den Hut zu grüßen, vor Schaden zu bewahren. Noch entschiedener tritt er beim Apfelschusse dem Geßler persönlich entgegen mit der Mahnung an Gott, dem Jeder Rede stehen muß für seine Thaten. — Er ist's, der zuerst über die Unverletztheit des Knaben seine

Freude laut werden läßt, der der Mutter den lebenden Sohn wiederbringen will. Er giebt dem Geßler zu hören:

> Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
> Dazu getrieben, daß er Gott versuchte.

Er ist's, der geradezu sich opponirt und dem Geßler zuruft:

> Das dürft' ihr nicht, das darf der Kaiser nicht;
> Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen.

Nichts von scholastischer Gelehrsamkeit, nichts von dünkelhafter Dogmatik, nichts von priesterlicher Litanei, nichts von salbungsvoller Schönrednerei — Rösselmann steht zu seinen Mitbürgern als der Mitbürger, der ihnen von Amts wegen zu zeigen berufen ist, wie ihre Werke in Gott gethan werden sollen, der ihnen das äußere Heil beschicken hilft durch praktische Pflege ihrer innern Gesundheit, der menschlich fühlt mit den Mitmenschen, sich ihres Wohlergehens freut und mit ihnen selig werden will. In ihm ist der Diener Gottes als Diener der Gemeine, deren gleichberechtigtes und gleichverpflichtetes Mitglied er ist, in ihm also der Geistliche überhaupt, wie solcher nach Christi Meinung und im freien Bürgerstaate sein muß, repräsentirt, ein Lehrer wahrhaftigen Gottesglaubens zur Erweckung lebendiger Lebenskraft der Kinder des ewigen Vaters. Mit welch meisterhaften Zügen ist in so knapper Haltung das gesunde Kirchenwesen in dies Lebensgemälde gerückt und auf den Platz gestellt, da seine Lebenskraft zu wirklichem Segen geübt wird. — Dessenungeachtet aber ist der historischen Treue in keinem Zuge Eintrag geschehen. Rösselmann ist katholischer Pfarrer im Anfange des 14. Jahrhunderts, also in vorreformatorischer Zeit, da die Religion noch nicht vom Werkelleben gesondert und der Diener der Kirche noch nicht durch staatsdienerliche Rücksichten aus der Seelengemeinschaft mit seinen Gemeindegliedern geschieden, da zwischen dogmatischer Theologie und dem Glauben als Lebensprincip noch kein Riß gemacht, wohl aber der Pfarrer mit seiner Gemeinde bei gegenseitiger Harmlosigkeit noch in lebendigem Verkehre war. Ueberdies liegt's im Sinne der katholischen Kirche, den Kaiser als den Schirmherrn der Kirche gegen jeden einzelnen Selbstherrscher in Schutz zu nehmen und mit des Kaisers Rechte zugleich das Recht der Gemeinde zu verwahren. So erscheint Rösselmann als Seelsorger der Gemeinde und Bürger des freien Staats zugleich.

Soll indessen der Gottesglaube lauter und lebenskräftig werden, soll der auf ihm ruhende freie Bürgerstaat von Bestand sein: so muß in der heranwachsenden Jugend dieser Glaube vernunftgemäß fest begründet, diese Kraft geweckt und gerichtet werden. Siehe da, unserem Schauspiele fehlt kein Zug, der in einem Gemälde des vollen, ganzen Lebens entbehrt werden könnte! Und wie einfach und natürlich ist es herbeigeführt, daß Tell seinen Knaben unterrichtet, indem er die bildliche Warnung des Hirten verständig läutert zum Begriff von der Weisheit Gottes in Anordnung der Naturgestaltungen, indem er ihn durch Hinweisung auf andrer Menschen Sitte und Brauch zur Achtung seines Vaterlandes und zur Liebe gesetzmäßiger Freiheit hinleitet. Auch zu Hause

schon sahen wir, wie der Knabe zu eigner Abstellung seiner Schäden angeleitet wurde. Der Vater erzieht und bildet sein Kind. Und des Vaters Verfahren trägt gute Frucht. Der Knabe ist nicht blos gewitzt, er zeigt schon Charakter. Er ist furchtlos! Furcht! Treibet doch vor allen Dingen den Kindern die Furcht aus. Furcht und Aberglaube sind Kinder der Finsterniß. Gebet den Kindern Licht! Vertrauen und Liebe und reiner Gottesglaube wird sie zu Kindern Gottes machen, wie es Christus verlangt.

Auf dem Punkte der Sicherstellung der Freiheit ist das ganze Volk angelangt, da es im Tell die ärgste Zumuthung der moralischen Selbstvernichtung von Seiten Geßler's erfahren hat. Dieser Moment ist der Moment der Wiedergeburt. Der furchtbare Eidschwur, den Tell in verschlossener Brust geleistet hat, das Volk hat ihn mit geleistet.

Tell, nachdem er das Schwerste ertragen und durch Leistung des Unerhörten die Freiheit verdient hat, wird dennoch gefangen abgeführt. In seiner Fesselung sieht die Mehrzahl des Volks den Untergang aller Hoffnungen. Wir aber wissen wohl, daß Schiller den Geist der Weltgeschichte begriffen hat und ihn nach dessen Lebensbethätigung in der Wirklichkeit treu wiedergiebt. Denn sobald die Weltgeschichte etwas Neues ins Dasein will treten lassen, nimmt sie zuerst einen Anlauf, um ihren Willen kund zu machen; dann tritt sie dem Anscheine nach einige Schritte zurück, so daß es dem unkundigen Blicke vorkommt, als habe das Auszutilgende vielmehr größeren Sieg und Gewalt gewonnen. Dies scheinbare Zurückweichen ist aber nur die Concentrirung aller Kräfte zu vollständigem Triumph, mit dem das Neue fest begründet wird. So wird Tell gefangen weggeführt und geräth in den Tod-drohenden Sturm, damit er desto entschiedener zur Wegtilgung Geßler's angemuthet werde.

Mit dem Tell schiffet im Geiste das Volk durch den Sturm. Des Volkes Sorge, des Volkes Gebet, des Volkes Zweifelschmerz bei dem mißverstandenen Sturm, des Volkes Verehrung der Wunder, die der Allmächtige thut, des Volkes bereite Mitwirkung und Wegzeigung — alles Das thut sich uns kund durch den Fischer (ohne Zweifel der Ruodi der frühern Scenen) im Gespräche mit Kunz, seinem Knaben und Tell. Wo aber sind Gedanken und Worte gleich diesen! Wo sind aus den tiefsten Tiefen der Menschenseele hervorgerufene Offenbarungen des Gefühls gleich diesen! — Dieses „bete nicht, Knabe!“ in seiner entsetzlichen Gerechtigkeit! Dieses „o Unvernunft des blinden Elements“ mit seinem erschütternden Unrecht der Kurzsichtigkeit! Dieses „raset, ihr Winde, flammet herab, ihr Blitze“ u. s. w. mit seiner markdörrenden Verzweiflung! — Solche Worte redet der Mensch, wann er zwischen Himmel und Hölle steht, auf der furchtbaren Schwelle grauser, zum Wahnsinn treibender Verhängnisse, da er von den überwältigenden Thatsachen der nächsten Gegenwart betäubt, sinn- und geistberaubt noch nicht daran denkt, daß in diesen Thatsachen zugleich Gott nahe ist, der den Stürmen gebeut und den Meereswogen rufet: „bis hieher!“ Er, der der Menschen Herzen und Schicksale lenket wie Bächlein.

Ja, Shakespeare hat in seinem „König Lear" ganz ähnliche Worte gedichtet; noch mehr! Schiller soll sie immerhin von Shakespeare überkommen haben: aber welch eine ganz andere Wirkung derselben in dieser ganz andern Situation! Mögen wir unendliches Mitleiden fühlen mit dem alten Lear, der über den Undank seiner Töchter in Raserei fällt; er ist doch durch kindische Unbesonnenheit in hohem Alter in seine Lage, durch Uebereilung und Ungerechtigkeit gegen seine edle Cordelia zu seinem Jammer gelangt. Aber hier ein durch gottlos geübte Macht eines Tyrannen übermäßig gequälter Vater und mit ihm ein um seine Freiheit widerrechtlich betrogenes Volk, das keinen Helfer mehr hat, als Gott; und Gott schickt nun solchen Sturm, der die letzte Hoffnung ganz und gar vernichten kann. Da mag denn mit der Hoffnung Alles, Alles vernichtet sein! Dort bei Shakespeare ein König, zwar jeder Zoll an ihm ein König, aber doch ein kindischer und nun verrückt werdender König; hier ein Mann des Volks, der nur in der Erhabenheit der Verzweiflung zu solchen Gedanken und Worten kommen kann, und mit ihm ein biedres, besonnenes, ehrbares, schuldloses, nur für gesetzmäßige Freiheit, für die Urverheißung der Kinder Gottes ringendes Volk in Verzweiflung!

So die größere Masse des Volks. Die mehr besonnenen Führer desselben verfahren anders. In IV. 2 finden wir dieselben auf dem Edelhofe zu Attinghausen. Was wollen sie dort? Sie haben gefühlt, daß nach den Ergebnissen des Apfelschusses nun entschiedenes und militärisch geordnetes Wirken noth thut. Sie suchen bei dem alten Freiherrn Rath, Hülfe, Anführung. Sie wollen die Burgen stürmen, sie wollen den Tell wieder befreien. Das Erstere spricht der Dichter deutlich genug aus, das Andere können wir aus der Anwesenheit des Knaben und seiner Mutter, so wie aus der Anwesenheit Baumgartens, der dem Tell Leben und Freiheit verdankt, sicher genug schließen. Wenn aber die Männer davon nicht ausdrücklich sprechen, so hat das seinen Grund ganz einfach in dem Umstande, daß sie den alten Freiherrn im Sterben finden. Zur Hedwig sagt indessen Stauffacher: „Beruhigt euch! Wir Alle wollen handeln, um seinen Kerker aufzuthun". Und dem erwachten Attinghausen sagt er: „Wir harren des Beistandes der Edeln, wenn es gilt". Als aber hernach das Mißtrauen gegen Rudenz vollständig überwunden ist, drängt die Lage der von Seiten der Oesterreicher verborgen gehaltenen Bertha zu sofortigen Thaten, so daß ausführliche Besprechung nicht mehr möglich ist. Es hat folglich diese Scene in Attinghausen einen genauen innerlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden.

Dieses Hinsterben des alten Freiherrn, nachdem er die Absichten und die bereits begonnene Befreiungswirksamkeit der Landleute noch erfahren hat, so wie diese drückende Verlegenheit, in welcher dann Rudenz den Landleuten gegenübersteht, giebt indessen dem Dichter Gelegenheit zur Verwirklichung eines Gedankens, ohne dessen Verwirklichung sich der freie Bürgerstaat nicht aufbauen kann. Der wahrhaft freie Bürgerstaat hat nämlich die Bedingung seines Bestandes darin, daß keinerlei Privilegien und ausschließliche Berechtigungen dem

einen oder dem andern Kreise der Staatsbevölkerung zu Gute kommen. Gleichheit vor dem Gesetz, gleiche Verpflichtung an dem Gesetz sämmtlicher Staatsangehörigen: das ist die äußerliche Hauptsache. Es ist eine ausgezeichnet schöne Wendung, mit welcher der Dichter solche Ueberzeugung und deren Verwirklichung dem sterbenden Greise gleichsam als Vision in den Mund legt und so die spätern Erfolge der schweizerischen Erhebungsthat sogleich als gegenwärtig zur Anschauung bringt.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Der Adel steigt aus seinen alten Burgen
Und schwört den Städten seinen Bürgereid.
— — — Es bricht die Macht
Der Könige sich an ihren ew'gen Wällen.
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.

Das kann freilich nur geschehen, wenn die Mahnung erfüllt wird, mit welcher der Greis aus dem irdischen Leben scheidet, die Mahnung:

Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Seid einig — einig — einig!

Ohne die freiwillige Zustimmung von allen Seiten her würde aber der Naturzwang (durch Tod oder gewaltsame Unterdrückung des einen oder andern Theils) allein den segensvollen Zustand der Rechtsgleichheit und Gesetzpflichtigung nicht hervorbringen können. Umstände bestimmen indessen den Willen. Und durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage wird denn auch Rudenz bestimmt, seine Adelsprivilegien aufzugeben für den innigsten Anschluß an seine Vaterlandsbrüder. Er hat alle fremden Bande zerrissen, ist seinem Volke zurückgegeben, ein Schweizer ist er und will es sein von ganzer Seele. Er will die Brust der Landleute, sie sollen die seinige schützen, Einer soll durch den Andern stark sein. In Frieden soll Alles verglichen (also vertrags- und gesetzmäßig geordnet, zur Gemeinsamkeit geschlichtet) werden. So sagt später Melchthal: Rudenz war unser Eidgenoß, drum setzten wirs Leben dran, seine Braut zu retten. So stürzt der Freiherr an das Herz des Landmanns;

Und schweigend war ein Bündniß jetzt beschworen,
Das fest gehärtet in des Feuers Gluten
Bestehen wird in allen Schicksalsproben.

Daß es wirklich Bestand hatte, auch als nun die Befreiungsarbeit vollendet war, beweiset dann der Ausspruch des Rudenz, mit welchem unser Schauspiel geschlossen wird. Mit dem vollen Hochgefühl der Freude also kann Melchthal seinen Vaterlandsbrüdern zurufen:

So stehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich ist's erfüllt,
Was wir im Rütli schwuren, Eidsgenossen!

Denn daß Alles, wie es geschehen, so unter dem Rath und der Leitung Gottes geschehen ist, das beweiset nun zuletzt die besondere welthistorische Thatsache, in welcher Gott selber seine Billigung des Verfahrens der Schweizer zu

erkennen giebt, die Ermordung des Kaisers durch seinen Neffen Johann. Wie nämlich Walther Fürst vermuthet, „nicht säumen wird der König, den Tod zu rächen seines Vogts und den Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen“: so geschah es wirklich. Aber auf diesem seinen Rachezuge ereilen den Kaiser, der die Tyrannei des Vogts mehr als geduldet hatte, (wie Rösselmann sich ausdrückt) „die furchtbaren Gerichte des Himmels“. Nicht in gewöhnlicher Weise ist Albrecht I. von hinnen gegangen, nicht geschieden im Kreise liebender Seinen. Er ist ermordet, ermordet von der Hand eines Blutsverwandten, im Angesicht seiner Stammburg, und verblutet im Schoße eines armen Weibes, das am Wege saß. Sein Tod ist kein natürliches Ereigniß, wie es jedem Menschen eines Tages nahe tritt, sondern eine Strafe, eine Strafe furchtbar durch Gottes Fügung, damit sie desto warnender sei.

Das Betragen der Schweizer aber bei Empfang dieser für sie so günstigen Nachricht kann nicht edler und würdiger sein. Daher können sie getrosten Muths der Zukunft entgegen sehen. Das Scepter des deutschen Reichs geht über an den Luxemburger Heinrich, dem tapfre Freunde noth thun, und der die Schweizer schützen wird gegen Oesterreichs etwanige Racheversuche. So kann Walther Fürst getrost sich freuen:

Wohl uns, daß wir am Reiche treu gehalten!
Jetzt ist zu hoffen auf Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit! Sie entscheidet sich nach dem Gesetz. Das Gesetz ist die Grundlage jeglicher Freiheit. Ohne Gesetz ist Freiheit ein Unding, höchstens ein idyllischer, patriarchalischer, romantischer Traum und Nebelgebilde. Das Gesetz handhabt und verweset mit kräftiger Hand des Staates Oberhaupt, des Gesetzes Willen allein zu seinem eignen Willen machend, und wie dasselbe ausübend so selber dem Gesetze unterthan. In solche Macht des Gesetzes gehüllt, ziert dieses Oberhaupt der Ehrenname „Herr“.

In diesem Sinne werfen dann die von dem ehrenfesten Stauffacher im Rütli gesprochenen Worte ihr Licht auf die Freiheit, welche nun nach wohl bestandenem Kampfe das zu vollem Selbstbewußtsein verarbeitete Lebensprincip der Schweizer wird, die Worte:

Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit. —

So aber ergiebt sich der Sinn unsers Schauspiels in voller Klarheit als die Aufweisung des welthistorischen Waltens Gottes zur Herbeiführung des der menschlichen Wesenheit entsprechenden Geselligkeitszustandes oder Staatslebens, welches der allgemeinen Geistes- und Charakterbildung die Bahn zu immer größerem Fortschritte frei läßt und zugleich die Bedingung des allbeglückenden Gedeihens derselben ist.

Schluß.

So ist nun Göthe für uns der Deuter und Wahrsager der Vergangenheit. Er hat den weltgeschichtlichen Sinn der Reformationsperiode erklärt. Er hat durch Aufweisung der Einseitigkeit, in welcher die geistige Triebkraft derselben sich bewegte, diese wichtige Zeit der menschlichen Lebensentwicklung zu ihrem Begriff, also auf dem Gebiete des Gedankens zu ihrem reinen Abschlusse gebracht.

Schiller ist der Weihsager und prophetische Verkündiger der Zukunft. Zuerst griff er die Lebenselemente, welche den Kampf für die alten Gewohnheitsverhältnisse gegen den nach Vollendung ringenden Menschengeist mit zäher Beharrlichkeit in der Weise der Verstandes- und Kirchenthümlichkeit fortsetzten, durch seine „Räuber“ an. Als er dann die anfangs freudig begrüßten Versprechungen, welche die Erstlinge der französischen Revolution jedem besseren Geiste zu bieten schienen, in den nächsten Wendungen dieser Revolution verflüchtigt gesehen hatte, unterzog er in einer Reihe dramatischer Werke alle Staatsformen, wie die Vergangenheit sie aufweiset, einer ernsten Prüfung und — erkannte in ihnen kein gründliches Heil. Endlich nach langem Ringen und Arbeiten, um für die dichterische Darstellung seiner Vernunftanschauungen die reinste Kunstform zu finden, zeigte sich ihm mit dieser zugleich die der Verkündigung Jesu Christi entsprechende, höchste Lebensform, welche, in sichrer Ausbildung vernünftigen Daseins, der Menschheit dauerndes Heil gewährt und alles Das thatsächlich erfüllt werden läßt, was ahnungsreiche Hoffnung uranfänglich verheißen, was die Reformationszeit mit Schmerzen gesucht hat.

Göthe und Schiller, Einer am Andern zu vollster Offenbarung des Menschenstrebens ergänzt, stehen daher auf der Grenzmark der Neuzeit, gleich dem Götterbilde des Janus, richtend die hohe sinnende Göthestirn des Greisenantlitzes auf die Vorzeit, ausschauend mit dem leuchtenden Schillersauge des Jünglingsangesichts in die kommenden Jahre. Unter ihren Füßen ist ein Quell siedenden Wassers hervorgebrochen, in welchem die Feinde der neu gegründeten Stadt reinen Menschenthums ihren Untergang finden. Wer aber wird, ein neuer Numa Pompilius, diesem neuen Janus den Friedenstempel erbauen? Wer es auch sei, die Pforten des Tempels werden sich so bald nicht schließen; und Schiller's Feuerauge wird die Kämpfe schauen und lenken, in denen die nachfolgenden Menschengeschlechter sich emporarbeiten zu wesenhaftem Glück wahrhaftiger Freiheit.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.



